

DIE WELTWOCH



Sterben für Kiew?

Ich sah, was kommen musste. Darum beteilige ich mich nicht an diesem Karneval der Heuchelei. *Peter Hitchens*

Berner Schaumteppich

Wie die Politik den Neutralitätsbruch des Bundesrats vertuscht. *Marcel Odermatt*

Orbán und Kaczyński: Helden der Humanität

Flüchtlingskrise: Die EU schuldet Ungarn und Polen grossen Dank.

Boris Kálnoky

François Mitterrand
Wie der Machtvirtuose
Frankreichs Linke gross machte
und zerstörte

4
1947071006904
10



Unter praktischer Reiseplanung verstehen wir etwas anderes

So geht verreisen: Das Auto-Abo von Emil Frey move.

Mit Emil Frey move, dem cleveren Auto-Abo, einfach mobil sein. Denn bei uns ist alles drin: Von einer professionellen Übergabe und Vollkasko-Versicherungsschutz über Reifenwechsel und Vignette bis hin zur Pannenhilfe rund um die Uhr. Da kann man ganz entspannt in die Ferien fahren. So geht Reiseplanung heute.



Gleich scannen und mehr erfahren. Oder unter: emilfrey.ch/move

Emil Frey
move
Das clevere Auto-Abo.

Das entfesselte Imperium

Ohnmächtig verfolgen wir den Vormarsch der russischen Armeen. Die Ukrainer wehren sich heldenhaft, eine junge, noch kaum dreissigjährige Nation, die sich dem Bären mit grimmiger und im Kreml wohl unterschätzter Geschlossenheit entgegenstellt. Aus seinen Bunkern und Palästen funkelt Präsident Selenskyj, ein früherer Schauspieler in der Hauptrolle seines Lebens, Signale des unbedingten Widerstands. Die Schändung eines souveränen Staats durch eine aggressive, erdrückend überlegene Weltmacht löst im Westen, auch in der Schweiz, Empörungswellen des solidarischen Beistands aus.

Wir Zaungäste des Kriegs, aufgewachsen in den Wohlstandsblasen des Westens, erleben mit Staunen eine Zeitreise zurück in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals hatten in Europa stolze Monarchien das Heft in der Hand. Die Politik war eine Vorstufe des Kriegs mit anderen Mitteln, der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit militärischen Methoden. Wenn sich die Imperien in ihren Interessen bedroht sahen oder einfach nur Lust hatten, einen unbewachten Flecken Erde einzusacken, dann schickten sie ihre Kavallerien los. Wladimir Putin, Russlands imperialer Kremlherrscher, ist ein Zar der Gegenwart, das Echo einer versunken geglaubten Zeit.

Die Russen sind ein bewundernswertes, stolzes Volk. Vom Westen kaum beachtet und noch weniger gewürdigt, haben sie wie einst die portugiesischen und spanischen Seefahrer im Osten einen gewaltigen Ozean von Land erobert. Ihre Transsibirische Eisenbahn, eine technische Pionier- und Meisterleistung zu ihrer Zeit wie später die Mondraketen der Amerikaner, diente der Bezwingung des Planeten Sibirien, einer Zauberlandschaft des Leidens, unter der die gewaltigsten Rohstoffvorkommen schlummern. Einst waren die Russen so reich, dass sie es sich leisten konnten, das von ihnen beherrschte Alaska den darbenenden Siedlern in Nordamerika für ein Butterbrot zu überlassen.

Wir müssen also wissen, mit wem wir es zu tun haben. Die Schweiz ist stolz auf ihre sympa-

thisch kleinbürgerlichen Bundesräte, die ohne Personenschutz Tram fahren und Politik als mehr oder weniger ehrliches Aushandeln von Kompromissen unter Gleichberechtigten verstehen. Das ist eine wunderbare Tradition, die weltweit allerdings so einzigartig ist wie unsere direkte Demokratie. Potentaten wie Putin, ein Sultan vom Schlage Erdogans oder auch Xi Jinping, dieser moderne Kaiser von China, sind aus anderem Holz. Herrscher eher als Politiker, sind sie das Produkt der geschichtlichen

In dieser Geschichte steckt Grösse, Tragik, Triumph, Untergang, Auferstehung. Viel Grausamkeit.

Erfahrung ihrer Völker und Imperien. In dieser Geschichte steckt Grösse, Tragik, Triumph, Untergang, Wiederauferstehung. Und sehr viel Grausamkeit.

Niemand weiss, wie es in der Ukraine herauskommt. Sicher ist nur, dass Putin seine Ziele mit finsterner Gewalt verfolgen wird. Die Russen sind Weltmeister des Planens, der strategischen Vorbereitung. Ein sklavisches Mikromanagement mindert die Kreativität der Ausführung, die sie dafür im Ausarbeiten ungezählter Eventualvarianten kompensieren. Wächst der Widerstand, zupfen sie einfach einen neuen Plan aus der Schublade. Steigen die Hindernisse, erhöhen sie den Druck. Das ist kein moralisches Urteil. Grossmächte sind so. Als sich die Amerikaner in Vietnam mit ihrer Einschätzung des Gegners im Dschungel arg verrechnet hatten, verschärften sie die Schlagzahl ihrer Bomber und warfen mehr Sprengstoff und Napalm über den Palmenwäldern ab als im Zweiten Weltkrieg über ganz Europa.

Aus Sicht des Kreml geben im Westen Heuchler und Schwächlinge den Ton an. Ein reicher Russe, der zu Hause als Industrieller wirkt, erklärte mir, sich für den Angriff auf die Ukraine ehrlich schämend, Putin sehe sich als Retter des dekadenten Abendlands. Wir erinnern uns an die zynischen Bemerkungen von Aussenminister Lawrow nach der Annexion der Krim

im Jahr 2014, als er den zeternden Regierungschefs Europas zur Entspannung Yogakurse empfahl. Leider hat der Westen so ziemlich alles getan, um die vielleicht schon jetzt in Hybris kippende Überheblichkeit der Kremlgarde anzustacheln. Sie hat guten Grund, sich in ihrer Arroganz bestätigt zu fühlen.

Natürlich haben auch die Russen ihren blinden Fleck. Leidenschaftliche Gefühlsvirtuosen, an sich gutmütig, oft überempfindlich wie Frauen, melancholische Italiener, neigen sie dazu, es sich in ihren gefühlten oder auch nur eingebildeten Kränkungen und Demütigungen allzu gemütlich einzurichten. Fast kindlich wirkt ihre Sehnsucht nach Anerkennung, die sie bei der geringsten Zurücksetzung als schwerverletzt empfinden. Selbstkritik ist nicht gerade Volkssport in Russland, und bis heute scheint es der Staatsführung äusserst schwer zu fallen, sich in die Seelenlage der benachbarten mitteleuropäischen Länder einzufühlen, die von morgens bis abends dem lieben Gott danken, dass sie nicht mehr unter der brutalen Knute Moskaus leben müssen.

Daraus leite ich nun nicht ab, dass wir Putins Riesenreich mit einem Atombombenteppich oder ewiger Verdammnis überziehen sollten. Ich plädiere für Respekt gegenüber Russland und seinen Interessen, auf der Grundlage einer soliden militärischen Verteidigungsfähigkeit, die den ewigen imperialen Versuchungen des Kreml bereits im Ansatz die Grundlage einer möglichen Realisierbarkeit entzieht.

Ich bin der Meinung, dass der Westen durch gleichzeitige Unterschätzung und Brückierung Russlands im seit Jahren schwelenden Konflikt um die Ukraine diesen Krieg wesentlich mitverursacht hat, auch wenn man das im Moment nicht sagen darf. Langfristig ist Russland ein natürlicher Wirtschaftspartner Europas, eine faszinierende Schatzkammer der westlichen Kultur und für uns Europäer ein nach wie vor rätselhafter, faszinierender Kontinent, den zu erkunden und zu verstehen wir zu unserem eigenen und zum Schaden vor allem der Ukrainer so sträflich vernachlässigt haben. R. K.

Grösste Vielfalt pro Quadratcentimeter: Die *Weltwoche*, das ist der Ort, wo Putin-Versteher und Pentagon-Falken sich Gute Nacht sagen.

Die *Weltwoche*, das ist Debatte, Diskussion, Recherche und intelligente Provokation. Es gibt keine *unité de doctrine*, keine redaktionelle Linie des Denkens, aber das stete Bemühen der Redaktion, den Lesern die pro Quadratcentimeter Papierfläche grösste Vielfalt an interessanten Meinungen zu bieten. In der *Weltwoche* prallen links und rechts, grün und schwarz, heiss und kalt, leicht und schwer in immer neuen Konstellationen aufeinander. Die *Weltwoche*, das ist der Ort, wo sich Putin-Versteher und Pentagon-Falken Gute Nacht sagen.

Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt, aber wir wissen, dass wir eigentlich nichts wissen, und mit diesem Ansatz fundierter Demut steuern unsere Autoren durch die Wirklichkeit. In dieser Ausgabe arbeiten sich gleich zwei Kollegen an früheren Artikeln ab. Kollege Jean-Martin Büttner, langjähriger Kultur- und Inlandreporter, ist gar nicht einverstanden mit der Neutralitätsauslegung von alt Bundesrat Blocher und seinem «ideologischen Synchronschwimmer» Roger Köppel (Seite 44). Ex-Botschafter Thomas Borer verteidigt die Russlandpolitik des Bundesrats (Seite 8).

Jedem halbwegs selbständig Denkenden ist klar, dass die hinter kriegführenden Mächten wirkenden Kräfte auf die Schnelle schwerlich zu durchdringen sind. Selbst dann, wenn die Archive geöffnet und die Memoiren geschrieben sind, sind die Grauzonen gross, die Interpretationsspielräume erheblich. Je genauer man über einen Konflikt Bescheid weiss, desto schwieriger wird die Schuldzuweisung. Dieses alte Diplomatencredo legt die *Weltwoche* ihrer Ukraine-Berichterstattung zugrunde. Wir beleuchten auch diesen Konflikt von möglichst allen Seiten, ums Verstehen bemüht.

Als Titelgeschichte präsentieren wir den Essay des grossen britischen Kolumnisten und Buch-



Bekifft wie alle anderen:

Autor Matussek mit Literat Burroughs.

autors Peter Hitchens, der eine für deutschsprachige Verhältnisse fast ketzerische These vorträgt. Aufgrund langjähriger Erfahrung aus erster Hand sah er die Tragödie um die Ukraine kommen. Er registrierte die Fehler des Westens, die Verantwortungslosigkeit der ukrainischen Elite, das brodelnde Unbehagen der Russen, das nun in einem Krieg zum Ausbruch kommt. Hitchens' Aufruf: «Könnt ihr alle bitte diesen Karneval der Heuchelei abblasen?» (Seite 14).

Während das Schweizer Fernsehen und die meisten Schweizer Zeitungen ihre Leute aus der Ukraine abgezogen haben, dringt *Weltwoche*-Reporter Kurt Pelda immer tiefer ins Kriegsgebiet vor. Letzte Woche berichtete er über seine Ankunft in Kiew, per Autostopp. In dieser Ausgabe berichtet er aus Charkiw und über den beklagenswerten Zustand der russischen Streitkräfte, denen er eigentlich keinen Erfolg in diesem Krieg zutraut. Im Informationskrieg des Ostens ist es wichtig, Nachrichten zu liefern, die echte Menschen wie Kurt Pelda mit eigenen Augen gesehen haben (Seiten 20, 49).

Die *Weltwoche* sieht sich als eine Art Institut für fortgeschrittene Gegenwartskunde. Aber auch die geschichtliche Dimension kommt nicht zu kurz. Frankreich ist ein Land mit imperialer Vergangenheit, heute getragen vor allem von der Nostalgie im Zeichen einstiger Grösse und der Erinnerung an einen fantastischen Resonanzkörper des Geistes und der Kultur. Unser Kollege Christophe Büchi hat aus Anlass der bevorstehenden Wahlen Frankreichs Überfigur François Mitterrand ins Visier genommen, diesen Giganten der Macht, der wie ein Vampir zur Stärkung die eigene Partei aussaugte (Seite 59).

Last, but not least steigt die *Weltwoche* auch diesmal in die Wunderkammern der Weltliteratur. Von allen Büchern, die unseren Autor Matthias Matussek als Teenager in einer maoistischen WG buchstäblich in Bewegung setzten, war wohl Jack Kerouacs «On the Road» das wichtigste – kurz darauf fuhr er im VW-Bus nach Indien. Kerouacs Schreibe war Jazz: ekstatisch, mystisch, lebenszugewandt. Vor rund 35 Jahren traf Matussek dann die Beats und Reisegefährten Kerouacs, Bill Burroughs und Allen Ginsberg, bei einem Festival. Mit Ginsberg meditierte er, mit Burroughs, dem Waffennarr, schoss er, bekifft wie alle anderen, auf Ziel-scheiben. Jetzt, zu Kerouacs 100. Geburtstag, stellt er fest, dass Kerouacs Roadmovie durch die USA der Nachkriegszeit nichts an Frische eingebüsst hat (Seite 66).

Bitte um Entschuldigung: In der letzten Ausgabe ergab sich eine ungewollte Dissonanz zwischen einem Inserat der Klinik Pyramide und dem Titel des Editorials zum Krieg in der Ukraine. Leider haben wir das nicht rechtzeitig erkannt und verhindert. Dafür bitten wir unsere Leser und die Klinik Pyramide um Entschuldigung.

Ihre *Weltwoche*

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Aboservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die *Weltwoche* wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**Gewinner
Volg Vereins-
wettbewerb:**

Jugendverein
Giuventüna
Ftan GR

Aus Liebe zum Dorf, wo die Jungen Altes leben.

Beim Jugendverein Giuventüna Ftan GR mag man Trachten und Traditionen. Die Mitglieder setzen sich mit Herzblut dafür ein, dass lokale Bräuche wie das Fest «Schüschaiver» oder «Chalandamarz» erhalten bleiben. Als Verein gehören sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

Volg
frisch und fründlich



Reportage aus Charkiw: Kurt Pelda. Seite 20



Realitätsverweigerer in Bern: Seite 24



Politiker mit Herz: Viktor Orbán. Seite 36

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Thomas Borer:
Neutralität und Sanktionen
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Frank A. Meyer
- 10 Tagebuch Martin Buser
- 12 Bern Bundeshaus
Mitte-Partei im Angriffsmodus
- 14 Sterben für Kiew? Karneval der Heuchelei
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Tiefflieger Brotz
- 18 Mörgeli
Fraktionschef mit Charakterproblem
- 18 Sommarugas Wunder
Studien zur Energiewende
- 19 Peter Bodenmann
AKW sind Atombomben im eigenen Land
- 20 Bombenhagel in Charkiw
Kurt Peldas Notizen aus dem Krieg
- 22 Wehe, wenn sie losgelassen
Wenn Heuschrecken aggressiv werden
- 23 Edgar Bonjour
Altmeister der Neutralitätsgeschichte
- 24 Berner Schaumteppich
Politik vertuscht Neutralitätsbruch
- 25 Inside Washington
- 26 Dekadenz ist eine Stärke
Woran Putin scheitern wird
- 27 Kurt W. Zimmermann
Im Niemandsland der Ukraine
- 28 Das Jahr, als die Welt durchdrehte
Europa im Sommer 1914
- 30 Mode-Diagnose Rassismus
Mahzarin Banajis Diskriminierungstest

- 31 Thilo Sarrazin Kulturbruch
- 32 Geldpolitik Achtung, Kriegsinfation
- 33 Broder Meister des Euphemismus
- 34 Stalin-Hymne und Revanche
Warum Putin gefährlich ist
- 35 Anabel Schunke Nicht ohne mein Auto
- 36 Die guten Menschen von Osteuropa
Viktor Orbán und Jaroslaw Kaczynski
- 38 Diese Politiker möchten nicht
über die Neutralität sprechen
- 39 Schweizer im Donbass Luca Steinmann
- 40 «Widerstand dramatisch unterschätzt»
US-General David Petraeus im Gespräch
- 42 Ohne Russland wäre die Welt ärmer
- 43 News Brennstoff für das Höllenfeuer
- 44 Lebenslüge Neutralität
Replik von Jean-Martin Büttner
- 45 Herodot
- 46 Oh, wie schön ist Würzburg
Ode von Hans Ulrich Gumbrecht
- 47 News Israel schafft,
woran die Schweiz scheitert
- 48 News Preisüberwacher gegen
Sommaruga, Impf-Abo geht vor
- 48 Prophet Berlusconi
Italiens Ex-Premier warnte schon 2015
- 49 Kurt Pelda Ich glaube, die Ukraine
wird gewinnen
- 50 Tom Kummer Liebe ist alles,
was wir brauchen
- 51 Thiel Mitleid
- 52 Deutschland Die neue Russophobie
- 53 Tamara Wernli Schlechtes Benehmen
- 54 Der seltsame Tod der Realpolitik
Moralismus bedroht Stabilität
- 56 Leserbrief

- 57 Nachrufe Mark Lanegan, John Stahl
- 58 Beat Gygi Brüsseler Aussenstelle Bern

FRANÇOIS MITTERRAND

- 59 Sie nannten ihn «Gott»
Das zwispältige Vermächtnis
des französischen Staatspräsidenten

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Jack Kerouac Matthias Matussek über
den Kult-Autor der Beat-Generation
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Krieg und Klassik Zerrissene Kulturszene
- 74 TV-Kritik
- 74 Film «Die schwarze Spinne»
- 75 Games «Sifu»
- 76 Klassik «Mazeppa»
- 77 Ausstellung «Leben im Bunker»
- 77 Jazz

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt / Unten durch
- 79 Fast verliebt
- 80 Frauen Jill Biden
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? David Dimitri
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Basler Fasnacht
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Auf ein Glas Wein mit ... Brigitte Heller
- 88 Menschen von morgen Daniel Hasler
- 90 Das indiskrete Interview
Anna Pieri Zuercher



VIP-Angebot: Hotel «Belvedere», Grindelwald Auszeit in den Bergen

Eiger, Mönch und Jungfrau – dieses Panorama erwartet Sie in der Umgebung von Grindelwald. Es ist angerichtet! Gönnen Sie sich eine 4-tägige Auszeit im Hotel «Belvedere» mit prachtvoller Aussicht, kulinarischen Genüssen und Wellness.

Unweit des Dorfzentrums thront auf einer Sonnenterrasse das 1907 gegründete Traditionshotel «Belvedere». Heute wird es von der Familie Hauser in dritter und vierter Generation persönlich geführt. Als unser VIP-Gast reservieren wir Ihnen mit Gratis-Upgrade gerne ein Zimmer auf der Südseite mit Eigerblick!

Als Tor zur Jungfrauregion ist Grindelwald der ideale Ausgangspunkt für unzählige Aktivitäten. Es locken Jungfrauojoch, Schilthorn, Kleine Scheidegg, First oder Männlichen. Über 300 Kilometer Wanderwege führen rund um Grindelwald durch die majestätische Berner Alpenwelt. Mit einem Mountain- oder E-Bikes erkunden Sie die Umgebung auf zwei Rädern. Oder steht Ihnen der Sinn nach einer Partie Golf? Als Hotelgast haben Sie mit der Green Fee kostenlos Gelegenheit dazu. Freunde des Wintersports kommen noch bis zum Saisonende Mitte April auf ihre Kosten.

Nach einem aktiven Tag entspannen Sie sich im Wellness-Bereich mit Schwimm-

becken, Sauna, Dampfbad und Sole-Whirlpool im Garten. Am Abend verwöhnen Sie unsere Berner Oberländer Chefs mit kulinarischen Spezialitäten. Im exklusiven Restaurant «1910 · Gourmet by Hausers», geöffnet bis Ende März sowie ab Ende Mai jeweils am Donnerstag, Freitag und Samstag, wird mit Passion veredelt, was die Region an Köstlichkeiten bereithält. In entspannter Atmosphäre lassen Sie den Tag bei einem Drink in der Lounge oder bei einer Partie Billard gemütlich ausklingen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot:
4-tägige Auszeit in Grindelwald

Gültigkeit:

13. März bis 30. Juni 2022 und
25. September bis 23. Dezember 2022
limitiertes Kontingent, nach Verfügbarkeit

Leistungen:

- 3 Übernachtungen im Doppelzimmer
- Gratis-Upgrade zur Südseite mit Eiger-Blick
- Willkommens-Apéro mit Grindelwalder Spezialitäten
- Frühstück mit vielen regionalen Produkten

Preise pro Person:

Ab Fr. 555.– (statt Fr. 694.–)
Halbpension mit 4-Gang-Wahlmenü:
Fr. 50.– pro Person und Tag nach Verfügbarkeit

Familien mit Kindern:

Kinder bis 11 Jahre wohnen gratis inkl.
Halbpension im Eltern- oder Familienzimmer

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Tel. 033 888 99 99 oder per E-Mail an
hotel@belvedere-grindelwald.ch.
Bitte Stichwort *Weltwoche* angeben.
Oder Online direkt beim Hotel unter
Verwendung des Promocodes «Weltwoche».

Veranstalter:

Hotel «Belvedere» Grindelwald AG
Dorfstrasse 53, 3818 Grindelwald
www.belvedere-grindelwald.ch

Neutralität und Sanktionen

Eine Richtigstellung.

Thomas Borer

Im Nachgang zum bundesrätlichen Entscheid vom 28. Februar 2022, die Sanktionen der EU gegenüber Russland autonom mitzutragen, ist in Kreisen im In- und Ausland festgestellt worden, die Schweiz gebe ihre jahrhundertelange Neutralität auf oder habe mit einem Schlag ihre bewährte Neutralitätspolitik geändert. Beides ist falsch. Vielmehr reiht sich der Entscheid des Bundesrates konzipiert in die Neutralitätspolitik ein, die wir seit dem Ende des Kalten Krieges verfolgt haben.

Ab 1989 wurde im Aussendepartement (EDA) die Neutralität als Instrument unserer Aussenpolitik auf den Prüfstand gestellt. Dabei wurde eine klare Unterscheidung zwischen neutralitätsrechtlich gebotenen Pflichten und bloss neutralitätspolitisch Wünschbarem gemacht. Leider fehlt in der politischen Debatte das Verständnis für diese Unterscheidung weitgehend.

Aussenpolitische Handlungsfreiheit

Das Völkerrecht auferlegt dem Neutralen nur wenige Pflichten. So darf er nicht direkt an Kriegen teilnehmen und keiner Seite mit Streitkräften oder Waffen beistehen. Er darf kriegführenden Staaten keinen Durchmarsch und kein Überfliegen gestatten. Über diese Bestimmungen hinaus enthält das Neutralitätsrecht keine verpflichtenden Auflagen, welche die Aussenpolitik eines neutralen Staates in irgendeiner Weise begrenzen könnten. Wenn ein neutraler Staat mehr tut, als das Neutralitätsrecht verlangt, so handelt er nicht im Sinne einer Rechtspflicht, sondern aus politischen Erwägungen. Er führt eine Neutralitätspolitik. Wie er diese führt, liegt in seinem freien Ermessen.

Das Neutralitätsrecht räumt ihm ein grosses Mass an Verhaltens- und Handlungsfreiheit ein. Es schreibt keineswegs vor, der Neutrale müsse «stillsitzen oder abseitsstehen». Es verpflichtet weder zu einer wirtschaftlichen noch zu einer Gesinnungsneutralität. Der Neutrale darf sich durchaus international für Grundwerte wie Frieden, Demokratie, Rechtsstaat und Menschenrechte einsetzen. Er hat daher jenseits des völkerrechtlich gebotenen Kerngehalts grosse aussenpolitische Handlungsfreiheit.

Die Neutralität ist eine jahrhundertalte Maxime der schweizerischen Aussenpolitik. Historisch und verfassungsrechtlich ist sie aber immer nur ein Instrument und kein Ziel der Aussenpolitik gewesen. Das heisst, sie dient wie andere Mittel, zum Beispiel Sicherheits- und Aussenwirtschaftspolitik, Mitgliedschaft in

Der Neutrale darf sich international für Frieden, Demokratie, Rechtsstaat und Menschenrechte einsetzen.

internationalen Organisationen, Entwicklungszusammenarbeit, Gute Dienste und so weiter, dazu, die Ziele der Schweizer Aussenpolitik zu verwirklichen. Der Bundesrat muss im Einzelfall abwägen, mit welchem dieser Mittel die Interessen der Schweiz insgesamt am besten gewahrt werden sollen.

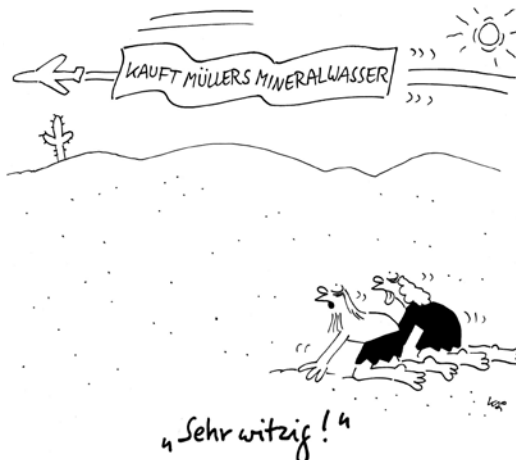
Gestützt auf dieses moderne Konzept hat der Bundesrat 1990 beschlossen, an den wirtschaftlichen, nichtmilitärischen Zwangsmassnahmen der Vereinten Nationen gegen den Irak teilzunehmen. Schon damals war absehbar, dass die Vereinten Nationen wegen des Vetorechts der fünf ständigen Sicherheitsratsmitglieder in zukünftigen Krisenfällen blockiert werden könnten. Daher hat der Bundesrat 1993 in seinem Bericht zur Neutralität ausdrücklich festgehalten: «Wenn Wirtschaftssanktionen ausserhalb der

Vereinten Nationen gegenüber einem Rechtsbrecher oder Friedensstörer ergriffen werden, der Völkerrecht oder andere gemeinsam eingegangene Verpflichtungen verletzt hat, so können diese Massnahmen eine dem Frieden dienende Ordnungsfunktion haben. Sie stehen dann mit Sinn und Geist der Neutralität im Einklang. Daher ist der Bundesrat grundsätzlich bereit, auch an Wirtschaftssanktionen ausserhalb der Vereinten Nationen teilzunehmen. Er wird nach einer umfassenden Güterabwägung im Einzelfall entscheiden, ob jeweils ein Abseitsstehen oder eine Teilnahme eher der Wiederherstellung des völkerrechtsmässigen Zustandes und der Wahrung der schweizerischen Interessen dient.»

Im besten Interesse der Schweiz

Im vorliegenden Fall hat Putin grundlegendes Völkerrecht aufs schwerste verletzt. Die Vereinten Nationen werden wegen des Vetorechts Russlands keine Sanktionen beschliessen können. Hingegen haben westliche Demokratien, welche die gleichen Grundwerte vertreten, wie sie in unserer Bundesverfassung festgelegt sind, Massnahmen gegen Russland ergriffen. Es liegt im besten aussenpolitischen Interesse der Schweiz, diese Sanktionen mitzutragen und den Rechtsbrecher in die Schranken zu weisen. Denn die Schweiz hat als Staat ein grosses Interesse daran, dass das internationale Sicherheitssystem funktioniert und dass eine auf dem Völkerrecht und dem Gewaltverbot beruhende Friedensordnung besteht. Das Neutralitätsrecht hindert die Schweiz nicht daran, derartige Massnahmen zu ergreifen. Der Bundesrat hat eine zutreffende Güterabwägung getroffen. Nunmehr muss er lediglich noch innen- und aussenpolitisch kommunizieren, dass er damit in keiner Weise die dauernde militärische Neutralität der Eidgenossenschaft aufgegeben hat.

Dr. Thomas Borer war Botschafter der Schweiz in Deutschland. Ab 1989 war er im EDA für das Neutralitätsrecht und die Sanktionen der Schweiz im Irakkrieg verantwortlich. Er hat den Bericht der Studiengruppe zu Fragen der schweizerischen Neutralität von 1992 und den Anhang zur Neutralität im Bericht über die Aussenpolitik der Schweiz in den goer Jahren vom 29. November 1992 massgeblich mitverfasst.



Lieber Frank A. Meyer

Meistens sind Ihre Kolumnen erfrischend ätzend. Zum Beispiel, wenn Sie mit der Moralkeule auf Linke, Banken und den Islam einprügeln. Doch manchmal sollten Sie sich der Stimme enthalten. Zum Beispiel jetzt. Sie geisseln in Ihrem jüngsten Opus (im *Sonntagsblick*) die Bankgeschäfte mit «Putins Plünderern und Protzern», Sie denunzieren die «skrupellose Liaison» der Banken mit «Russlands Oligarchen, die die Schweiz in der freien Welt in Misskredit gebracht hat». Haben Sie dabei nie an Ihren Freund Gerhard Schröder gedacht und an den Misskredit, in den er das Haus Ringier mit seiner engen Beziehung zu Putin gebracht hat?

Schröder hielt den Diktator trotz Vergiftung von Oppositionellen und Besetzung der Krim für einen «lupenreinen Demokraten». Auch jetzt, nach der Bombardierung von Frauen und Kindern, hält er fest zu ihm. Haben Sie an ihn gedacht, als Sie schrieben: «Darum müs-



Wie skrupellos war diese Liaison? Kolumnist Meyer.

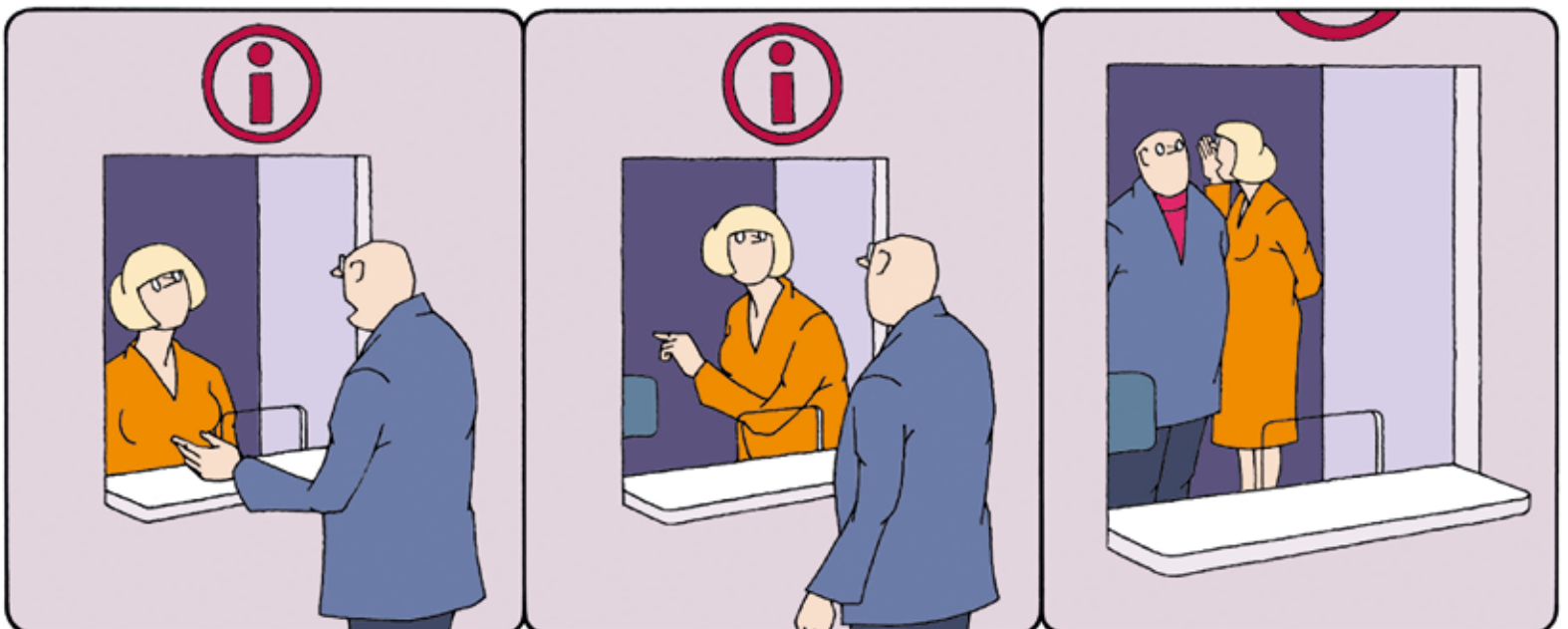
sen Oligarchen lediglich die Brieftasche öffnen, ihr Geld zeigen, die Brieftasche wieder schliessen – und schon öffnen sich ihnen alle Türen.» Wozu öffnet ein Verlag einem Alt-Bundeskanzler die Brieftasche? Wohl sicher nicht nur, um ihn als Blumentopf am Filmfestival von Locarno und anderen Feiern des

Hauses vorzuführen. Ihr Banken-Bashing riecht stark nach Diversion, Ablenkung vom Thema, eine Kunst, die auch Putin so virtuos beherrscht. Eigentlich hätten Ihre Leser gerade von Ihnen, der den Duzfreund Schröder nach Zürich gebracht hat, eine Aufklärung erwartet zum Verhältnis zwischen dem alt Kanzler, Ihrem Verleger und Putin. Wie skrupellos war diese Liaison bis vor wenigen Tagen?

Gut, das Beratermandat des Verlags mit Schröder wurde vorläufig gekappt. Aber im Gegensatz zum früheren Premier Frankreichs, François Fillon, der seine russischen Mandate abgab, bleibt der liebe Gerd seinem Freund Putin treu. Wie finden Sie das? Skrupellos? Sie sollten sich in dieser Sache erklären – oder schweigen.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Martin Buser



Für einen Schlittenhundeführer (Musher) gibt es keine grössere Herausforderung als das Iditarod, das längste Rennen der Welt, das durch die Weite Alaskas über 1800 Kilometer von Willow nach Nome führt. In diesem Jahr nehme ich das 39. Mal daran teil – Routine wird es aber nie.

Allein die Anreise ist ein Abenteuer – und dann das Rennen selbst. Acht bis zehn Tage in der Wildnis bei eisigen Temperaturen bringen Mensch und Tier an die Grenzen. Die Hunde laufen pro Tag rund zwölf Stunden, jeweils unterbrochen von einer sechsstündigen Pause. In dieser Zeit müssen sie gefüttert und massiert werden, da bekommt der Mensch nur eine Stunde Schlaf. Diesen verbringe ich normalerweise bei den Hunden. Mittlerweile führe ich aber auch ein Zelt mit – um ein bisschen Komfort zu geniessen. So geht es weiter, Tag und Nacht. Das Rennen selbst fühlt sich viel länger an als die effektive Zeit. Man sagt, dass ein Iditarod-Tag gefühlt zwei Tage dauert.

Früher ordnete ich alles dem Leistungsgedanken unter. Ich war quasi ein Ultrawettkämpfer. Auch deshalb konnte ich das Rennen viermal (1992, 1994, 1997 und 2002) gewinnen. Mittlerweile steht für mich die Teilnahme im Vordergrund. Ich mache es aus Spass – und um *quality time* in der freien Natur zu verbringen.

Die Faszination dieses Anlasses beginnt schon bei seinem Ursprung. Das Iditarod-Rennen steht im Gedenken an eine spontane Rettungsstaffel mit Hundeschlitten: 1925 brach im Winter eine Diphtherie im entlegenen Nome aus, ohne Medizin drohte den Menschen der Tod. Zwanzig der Musher mit

mehr als hundert Hunden brachten das Medikament über den schwierigsten Trail Alaskas nach Nome und schafften die mehr als tausend Kilometer in nur fünf Tagen. Bis dahin hatte man für die Strecke drei Wochen benötigt.

Meine Karriere begann schon in meiner Jugend. Ich wuchs in Winterthur auf, machte eine Lehre als Gärtner und absolvierte in der Schweiz die Rekrutenschule. Daneben half ich verschiedenen Hundeschlittenführern in ganz Europa bei der Arbeit mit ihren Tieren. Nach der RS beschloss ich, ein Jahr in Alaska zu verbringen. Damals arbeitete ich in einem grossen Zwinger. Und die Besitzer stellten mir ihre sibirischen Huskys zur Verfügung, um 1980 und 1981 am Iditarod teilzunehmen.

Seit 1979 lebe ich ganz in Alaska – in Big Lake, wo ich einige Bed-and-Breakfast-Betriebe führe und im Sommer Touren anbiete, auf denen die Touristen unsere Hunde kennenlernen können. Daneben trete ich als Motivationsredner auf. Im Verlauf der Jahre hatte ich diverse Jobs: als Betreuer von verhaltensauffälligen Kindern, als Bauarbeiter, als kommerzieller Fischer. Meine Passion gehörte aber immer den Schlittenhunden – und der schier unendlichen Weite Alaskas. Wenn mich jemand fragt, was ich an der Schweiz am meisten vermisse, gibt es nur eine Antwort: den Gruyère-Käse.

Zurück zum Rennen aller Rennen. Die besten Iditarod-Musher haben mindestens sechzig Huskys in ihren Zwingern. Wir starten mit vierzehn Hunden. Unterwegs reduziert sich ein Team laufend. Aus taktischen oder gesundheitlichen Gründen werden an den Checkpoints Hunde von den Veterinären kontrolliert oder von diesen aus dem Rennen genommen. Entscheidend für den Verlauf des Rennens sind auch

die Pausen – für die Hunde, aber auch für den Menschen. Denn ich bin der schwächste Teil des Teams.

Beeindruckend ist die Logistik entlang der Route. Das ist ein irrsinniger Aufwand, wir nennen das «Iditarod-Airforce». An jeden Checkpoint müssen Hundefutter, Decken und Stroh gebracht werden, insgesamt eine Tonne Material pro Musher – und es sind mehr als sechzig Teilnehmer. Dazu kommen die vielen Freiwilligen, die Schiedsrichter und Tierärzte. Für die einsamen Orte ist es das Ereignis des Jahres. Für die freiwilligen Helfer aus aller Welt auch. Stellen Sie sich vor: Die nehmen ihren Jahresurlaub, um dann bei 30 Grad minus um drei Uhr nachts beim Checkpoint einzuchecken und auf dem Turnhallenboden zu schlafen. Das schweisst zusammen.

Die Herausforderung für die Hunde ist gross: Ein Husky verbrennt an Renntagen bis zu 15 000 Kalorien; das ist ein bedeutend höherer Energieverschleiss als beispielsweise bei einem Radrennfahrer in einer Pyrenäen-Etappe der Tour de France. Mit fettreicher Fischsuppe (Lachs) und anderen Köstlichkeiten werden die Energiespeicher der Vierbeiner unterwegs wieder gefüllt.

Es entspricht schon fast dem Zeitgeist, dass sich von Seiten des Tierschutzes Widerstand gegen unseren Sport starkmacht. Ich lade aber alle Kritiker ein, sich vor Ort ein Bild zu verschaffen – und zu erleben, wie glücklich die Hunde bei ihrer Arbeit sind.

Was ich mir wünsche? Mit 75 das 50. Mal das Iditarod zu bestreiten. Ich bin auf Kurs.

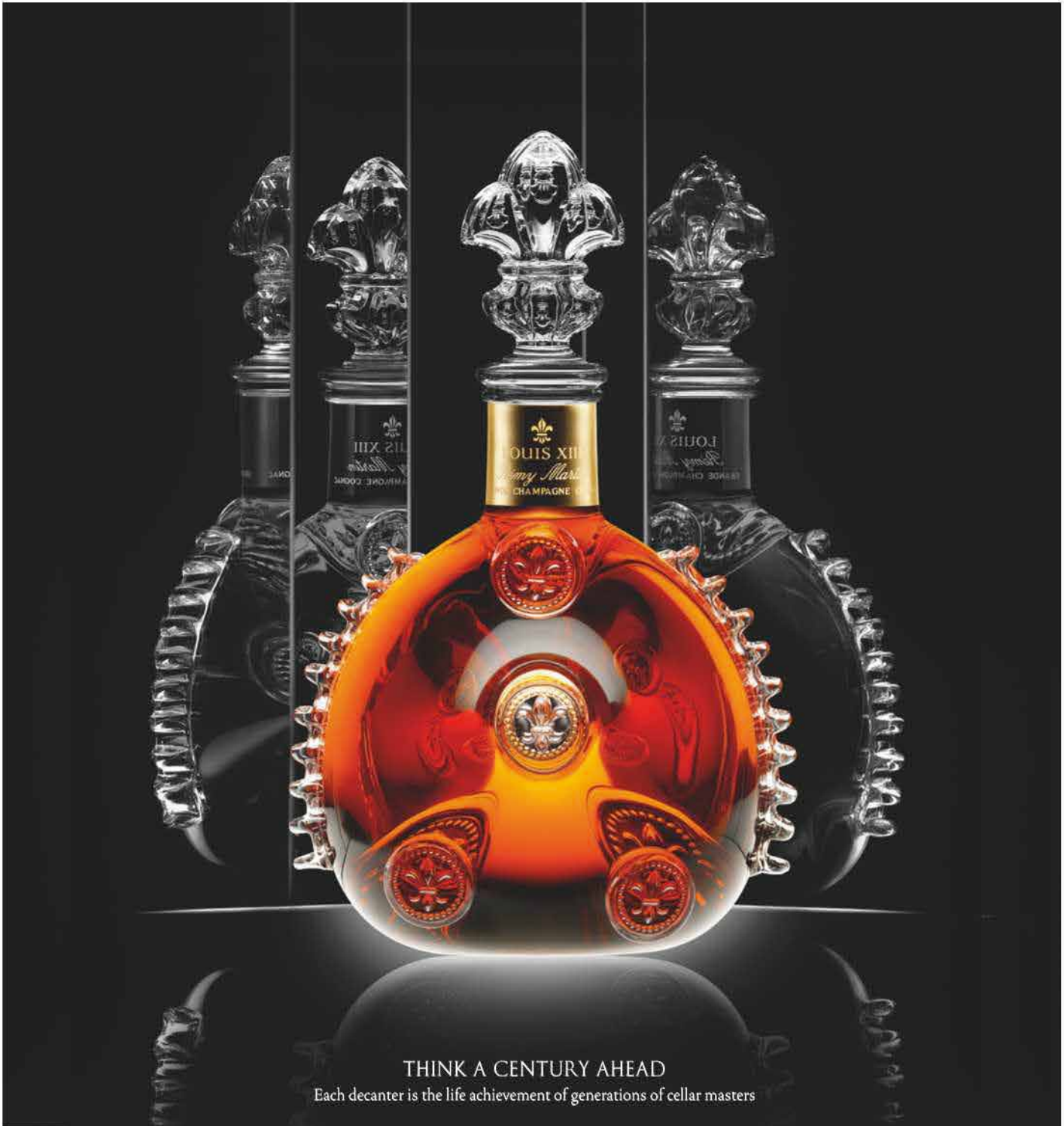
Martin Buser, 63, lebt seit 1979 in Alaska. Seit Samstag bestreitet er zum 39. Mal das längste Hundeschlittenrennen der Welt.



LOUIS XIII

Rémy Martin

COGNAC GRANDE CHAMPAGNE



THINK A CENTURY AHEAD

Each decanter is the life achievement of generations of cellar masters

www.LOUISXIII-COGNAC.com

DRINK RESPONSIBLY

Mitte-Partei im Angriffsmodus

Der Ukraine-Krieg setzt die Grundgesetze der Schweizer Politik ausser Kraft. Angeführt von Fraktionschef Bregy, geht die brave Mitte auf den Freisinn los.

Gerhard Pfister gibt seit zwei Jahren den Staatsmann: Während der Pandemie verpflichtete er seine Partei zur Devise: Alle hinter dem Bundesrat! Wehe dem, der sich nicht daran hielt. Als der Schwyzer Bierbrauer und Mitte-Nationalrat Alois Gmür im Februar 2021 trotz pandemiebedingtem Fasnachtsverbot bei einem Maskenumzug gesehen wurde und das illegale Treiben dann auch noch in den Medien verteidigte, kanzelte ihn der Mitte-Partei-chef öffentlich ab.

Doch seit Russland die Ukraine überfallen hat, lassen sich die Vertreter seiner Partei nicht mehr bändigen, was öffentliche Kritik am Bundesrat oder an einzelnen Bundesräten betrifft. Nach der Fraktions-sitzung vor einer Woche sickerte nämlich durch, dass das Herumlavieren der Landesregierung bei der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland parteiintern engagierte Diskussionen und Kritik am Bundespräsidenten und Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) zur Folge hatte.

Formtest im März

Die Sanktionen trägt die Mitte zwar diskussionslos mit. Aber dass der Bundesrat drei Mal vor die Medien treten musste, bevor er bekanntgab, dass man die EU-Massnahmen gegen Russland übernehme, hat Mitte-Politikern zu denken gegeben, angefangen bei Fraktionschef Philipp Matthias Bregy. Er zweifelte daran, dass das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) über das Personal verfüge, um im Uno-Sicherheitsrat sicher zu navigieren.

Seine Fraktion hat deshalb eine dringliche Interpellation eingereicht, um zu erfahren, wie der Bundesrat die Kompetenzen im EDA zu stärken gedenkt und wie das Parlament in allfällige Entscheide eingebunden werden kann. «Zum jetzigen Zeitpunkt ist noch nicht klar, ob und in welcher Form dieses in die Entscheidung der Schweiz miteinbezogen wird», kritisierte Bregy.

Dass die Kritik hauptsächlich auf den Bundespräsidenten und Aussenminister Igna-



«Vollkommen deplatziert»: Mitte-Chef Bregy (r.), Pfister.

zio Cassis zielt, ist offensichtlich – auch wenn in der Pressemitteilung dies nicht explizit so erwähnt wird. Auch die Mitte-Aussenpolitikerin Elisabeth Schneider-Schneiter will es nicht so verstanden wissen. Sie mache dem Bundespräsidenten keinen Vorwurf, betont die Baslerin. Wenn schon stehe der Gesamtbundesrat in der Pflicht.

Die FDP empfand es aber trotzdem als Angriff auf einen ihrer Bundesräte und feuerte entsprechend zurück. «Die öffentliche Attacke der Mitte-Partei gegen die Regierung und gegen den Bundespräsidenten ist schein-

Verfolgt die Mitte-Partei gar eine versteckte Agenda, wie freisinnige Kreise vermuten?

heilig, parteipolitisch motiviert und vollkommen deplatziert. Gerade die Mitte, die sich in ihren Papieren als Partei der nationalen Kohäsion gebärdet, entlarvt sich damit als unglaubwürdig», gab das Generalsekretariat des Freisinns als Antwort scharf zurück.

Es kommt eher selten vor, dass die Mitte einen der FDP-Bundesräte attackiert. Ist man tatsächlich bloss wegen des Hin und Hers um das Sanktionsregime auf das EDA losgegangen? Oder verfolgt die Mitte-Partei gar eine versteckte Agenda, wie freisinnige Kreise ver-

muten? Insbesondere im Umfeld einzelner Bundesräte wird darüber spekuliert, ob die Mitte nicht insgeheim mit einem zweiten Bundesratssitz liebäugelt und dafür den FDP-Bundesrat aufs Korn nehme, den die Linken ohnehin im Visier haben. «Das war überhaupt kein Thema», versichert Bregy. «Wir sind nur skeptisch, was den Sitz im Uno-Sicherheitsrat betrifft.» Mehr stecke nicht dahinter.

Aber so abwegig sind die Überlegungen nicht. Der Parteichef erklärte nach der Fusion der CVP mit der BDP zur Mitte jedenfalls einen Sieg bei den Wahlen 2023 und einen zwei-

ten Bundesratssitz im Jahr 2027 zum Fernziel. Vor diesem Hintergrund ist es nicht ausgeschlossen, dass die Parteispitze schneller ans Ziel kommen will. Dafür müsste die Partei bei den eidgenössischen Wahlen 2023 aber kräftig zulegen. Ein erster Formtest wird sich wohl spätestens bei den Berner Kantonsratswahlen diesen März ergeben.

Bregy gibt den Scharfmacher

Auffällig ist jedenfalls die extreme Rücksichtnahme des Parteichefs auf die Gesamtregierung. Nicht bloss bei Corona, sondern auch bei den Sanktionen gegen Russland stellte er sich ohne Wenn und Aber hinter den Entscheid des Bundesrats und verteidigte diesen mit einem Vergleich. Die neutrale Schweiz habe beim Einmarsch der Sowjet-Armee in die Tschechoslowakei 1968 und Ungarn 1956 die wirtschaftlichen Sanktionen des Westens gegen den Ostblock mitgetragen. Ob man diese Sanktionsregimes vergleichen kann, darüber gehen die Meinungen allerdings auseinander.

Auch bei den Diskussionen über den Sitz der Schweiz im Uno-Sicherheitsrat ist es Bregy, der die penible Frage aufwirft, ob das EDA das Know-how für ein solches Mandat überhaupt habe. Kurz: Pfister hält sich magistral zurück, Bregy gibt stattdessen den Scharfmacher, als wäre diese Art des Teamworks parteiintern sauber abgesprochen.



VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

Die Umgebung von Bologna ist Herz und Wiege des italienischen Motorsports. Ferrari, Lamborghini, Maserati, Pagani und Ducati – ergründen Sie die kraftvolle Seele der Automobil-Begeisterung! Das Reiseprogramm umfasst eindrückliche Werkbesichtigungen, Museumsbesuche und kulinarische Genüsse Norditaliens – auf Wunsch verschmelzen Sie im Cockpit eines Ferrari F430 mit den Strassen um Maranello!

Wir logieren in einem Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werkmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum: die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns die Autoschmiede Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir in Fiorano Modenese im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

Reisetermine:

27. April bis 1. Mai 2022
7. bis 11. September 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–
Ermässigung bei Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Sterben für Kiew?

Wir haben Russland mit erstaunlicher Dummheit behandelt. Jetzt zahlen wir den Preis dafür. Ich weigere mich, an diesem Karneval der Heuchelei teilzunehmen.

Peter Hitchens

Im Sommer 2010 befand ich mich im wunderschönen Hafen von Sewastopol und beobachtete die rivalisierenden Flotten Russlands und der Ukraine, die im Sonnenschein der Krim vor Anker lagen. In den Strassen dieser eleganten Stadt mit ihren Säulengängen, Statuen und Denkmälern mischten sich Matrosen der beiden Flotten. Die Russen sahen wie Russen aus, mit ihren riesigen Hüten und edwardianischen Uniformen. Die Ukrainer wirkten eher wie US-Marines auf Landgang in San Diego.

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Ukraine in den rund zwanzig Jahren ihres Bestehens ein einigermaßen harmonisches Land gewesen. Nach diesem Besuch sah ich grosse Schwierigkeiten heraufziehen, sowohl auf der Krim als auch im Donbass, wohin ich in jenem Jahr ebenfalls reiste. Die Ukrainer hatten begonnen, sich dumm zu verhalten. In einem Land voller Russen versuchten sie, Russisch zu einer Sprache zweiter Klasse zu machen. Russen, die dort jahrzehntelang glücklich gelebt hatten, wurden unter Druck gesetzt, die ukrainische Staatsbürgerschaft anzunehmen und ukrainische Versionen ihrer Vornamen zu verwenden. Etliche Menschen sagten mir, dass sie sich durch diese Politik bedrängt fühlten. Warum konnten sie nicht einfach in Ruhe gelassen werden?

Hoffen auf eine russische Zukunft

Weit draussen zwischen den verlassenem Halden der sterbenden Kohlereviere fand ich die verfallene, halb verlassene Stadt Gorlowka, die sich seit 2014 inmitten eines inoffiziellen Kriegsgebiets befindet. Diese Stadt war von der Ukraine in ihrer selbstherrlichen Art in Horliwka umbenannt worden, obwohl kaum jemand, den ich dort traf, sie so nannte. Ich erinnere mich, wie ich an jenem kochend heissen, fast stillen Nachmittag dort ein russisches Bier genoss, während ich Musik von einem russischen Sender hörte. Ich schrieb recht vage, dass die Menschen auf der Krim und im Donbass auf eine russische Zukunft hofften – und diese auch erwarteten. Ich dachte, wenn die Ukraine ein starrer ethnisch-nationalistischer Staat sein wolle, sei eine Art friedliche Einigung mit der russi-



Die neue Teilung Europas könnte uns alles kosten.

schen Minderheit erforderlich. Ich ahnte nicht, an welche Leidenschaften ich da gerührt hatte.

Der Artikel wurde von meinem alten Freund Edward Lucas, einem guten Journalisten, als «bestürzende Entgleisung» angegriffen. Ich antwortete auf seinen Vorwurf mit der Warnung, dass «die Zukunft in diesem Teil der Welt noch lange nicht geregelt ist und wir uns

Die Länder des Westens haben die Ukraine zu einer Konfrontation mit Russland angestachelt.

vielleicht auf weitere Unruhen vorbereiten sollten, anstatt uns einzubilden, dass wir einen goldenen Weg des Friedens und des Wohlstands für immer eröffnet haben». Nun werde ich beschuldigt, ein «russischer Lockvogel» oder ein Verräter zu sein. Die Beleidigungen machen mir wenig aus, weil ich weiss, dass sie falsch sind. Zudem bin ich in den letzten dreissig Jahren von Experten aller Art beleidigt worden. Das ist normal, wenn man das tut, was ich tue.

Ich weigere mich, die Kriegshysterie mitzumachen, die Grossbritannien und den Westen jetzt erfasst hat. Und es ist eine Hysterie. Ich habe gehört, wie ein angesehener britischer Abgeordneter die Deportation aller Russen aus dem Land forderte – aller Russen. Ich habe Verrückte gehört, die eine «Flugverbotszone» in der Ukraine fordern. Wenn sie ihren Willen bekämen, würde das einen schrecklichen und sofortigen europäischen Krieg bedeuten. Ich vermute, dass sie nicht einmal wissen, was sie da fordern. Könnt ihr bitte alle diesen Karneval der Heuchelei abblasen?

Zensor Selenskyj

Ich kann da nicht mitmachen. Ich weiss zu viel. Ich weiss, dass unsere Politik der Nato-Erweiterung ihren Teil dazu beigetragen hat, dass diese Krise entstanden ist. Ich weiss, dass die ukrainische Regierung, die heute fast wie eine Heilige behandelt wird, durch einen von den USA unterstützten Putsch im Jahr 2014 an die Macht kam. Ich weiss, dass der vielbewunderte Präsident Selenskyj im Februar 2021 drei opposi-

tionelle Fernsehsender mit der Begründung der «nationalen Sicherheit» geschlossen hat.

Ich weiss, dass der Oppositionspolitiker Wiktor Medwedtschuk letztes Jahr unter Hausarrest gestellt wurde. Ist das nicht die Art von Dingen, die Putin tut? Ich weiss, dass die ukrainische Armee seit 2014 mit schwerer Gewalt gegen russische Zivilisten im Donbass vorgegangen ist. Die Russen haben dort auch schreckliche Dinge getan, aber es gibt genug Leute, die Ihnen das sagen werden. Der Punkt ist, dass dies kein Wettstreit zwischen Heiligen und Sündern oder zwischen Mordor und dem Auenland ist.

Ich finde es seltsam, dass Grossbritannien und die USA, als sie Putins illegale Invasion eines souveränen Landes zu Recht anprangerten, zu vergessen schienen, dass wir ihn erst auf die Idee dazu gebracht hatten, indem wir dies 2003 im Irak getan hatten. Ich bin es leid, mir sagen zu lassen, die Nato sei ein reines Verteidigungsbündnis, obwohl wir wissen, dass sie 1999 Serbien bombardiert hat, wobei zufällig Zivilisten getötet wurden, obwohl Serbien kein Nato-Mitglied angegriffen hatte. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass Libyen ein Nato-Mitglied angegriffen hatte, bevor diese «defensive» Allianz den Luftkrieg gegen Tripolis begann, bei dem auch Zivilisten, darunter Kinder, getötet wurden und der das Land in einen Kessel des Chaos verwandelte, was niemandem half.

Und dann ist da noch die andere Sache, die mir im Halse stecken bleibt. Die Länder des Westens haben die Ukraine zu einer Konfrontation mit Russland angestachelt, die vorhersehbar in Putins barbarischem Einmarsch endete. Doch während wir in sicherer Entfernung stehen und jubeln, sind die Ukrainer diejenigen, die beschossen, bombardiert, belagert und aus ihren Häusern vertrieben werden. Ist das ehrenhaft? Macht das sentimentale Lob für ihre Tapferkeit das wieder wett?

Überlegenheit, Zynismus, Misstrauen

Wir haben uns völlig zum Narren gemacht. Wir haben Russland mit erstaunlicher Dummheit behandelt. Jetzt zahlen wir den Preis dafür. Wir hatten die Chance, Russland zu einem Verbündeten, Freund und Partner zu machen. Stattdessen haben wir es uns zum Feind gemacht, indem wir ein grosses, stolzes Land mit Gier, unverdienter Überlegenheit, Zynismus, Verachtung und Misstrauen beleidigt haben.

Einer der glücklichsten Momente meines Lebens war der Tag, an dem der Kommunismus in Moskau starb. Ich hätte schwören können, dass der Himmel klarer und heller war, die Menschen sahen glücklich und nicht geknechtet aus – sogar die aufmüpfige, korrupte Verkehrspolizei tauchte ausnahmsweise unter. Die Abfalleimer waren voll mit rot-goldenen Mitgliedsausweisen der Kommunistischen Partei, die in der spätsommerlichen Sonne fröhlich verbrannten, während sie sich in graue Asche auflösten.

Ich fuhr mit meinem roten Volvo durch die befreite Stadt, viel schneller als sonst, und trug stolz das spezielle gelbe Nummernschild (mit dem «K» für «Korrespondent» und dem «001» für Grossbritannien, die Top-Nation), das mich bis dahin zur Zielscheibe von Bestechungsjägern und übereifrigen Polizisten gemacht hatte, die mich daran hinderten, in den mit Raketen übersäten Wäldern ausserhalb der Stadt zu picknicken. Ich ertappte mich sogar dabei, dass ich die Hymnen meiner Kindheit sang.

Heer von Spekulanten

Was für eine Gelegenheit für den reichen, stabilen, gutregierten Westen, dem Land zu Hilfe zu kommen! Hatte nicht die Marshallplan-Hilfe das zerstörte Westeuropa nach dem Zweiten Weltkrieg wiederbelebt und wiederaufgebaut? Hatten Grossbritannien und die anderen Be-

George F. Kennan nannte die Nato-Erweiterung eine Beleidigung für alle russischen Demokraten.

satzungsmächte nicht geschworen, dem am Boden liegenden Deutschland Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit zu bringen? War dies nicht der Moment für einen solchen Akt der Grosszügigkeit und Weitsicht?

Was stattdessen entfesselt wurde, war ein Heer von Spekulanten aus dem Westen, die nach dem freien Markt schrien und schnell ihresgleichen in den Gaunern und Korruptionsexperten fanden, von denen viele hohe kommunistische Funktionäre waren, die sich beeilten, sie auszunutzen und zu täuschen. Gleichzeitig wurde die formale «Demokratie» eingeführt, das heisst, es fanden einige Wahlen statt, die natürlich vom grossen Geld manipuliert wurden. Und in den Köpfen der Russen, deren Ersparnisse vernichtet wurden, die von Schlägern aus ihren Häusern vertrieben wurden, die ihre Arbeitsplätze und Renten verloren, wurde Demokratie zu einem Schimpfwort.



Menschen und Regierungen, die behaupten, Wladimir Putin für seine Aggression, seine Unterdrückung der Freiheit und seine Korruption zu verachten, schienen sich nicht daran zu stören, als sein Vorgänger Boris Jelzin all dies tat. Es ist ein faszinierender Kontrast. Jelzin befahl Panzern, sein eigenes Parlament anzugreifen, während seine Polizei Demonstranten niederschoss. Er wütete in Tschetschenien. Seine Wiederwahl stank nach Geld. Er war oft von Alkohol gelähmt und trotz seines groben Verhaltens ein gerngesehener Gast im Westen.

Doch im Gegensatz zu Putin unternahm Jelzin nichts, um die Oligarchen zu kontrollieren, liess es zu, dass der Westen die russische Wirtschaft weiter vergewaltigte, und protestierte vor allem nicht gegen die Demütigung seines Landes durch die fortgesetzte Nato-Osterweiterung in Europa. Diese war zu diesem Zeitpunkt bereits ein mehr oder weniger offen antirussisches Bündnis (gegen wen denn sonst?).

Verpasste Gelegenheit

Nach 1991 hatte Russland zum ersten Mal seit dem bolschewistischen Putsch von 1917 die Chance, eine freie Gesellschaft aufzubauen. Der unverdächtige George F. Kennan, der Architekt der amerikanischen Eindämmungspolitik gegenüber der Sowjetunion, nannte die Nato-Erweiterung eine Beleidigung für alle russischen Demokraten. Wir wendeten uns von den Menschen ab, die die grösste unblutige Revolution der Geschichte angezettelt hatten.

Inmitten der gegenwärtigen Anti-Putin-Hysterie bin ich der festen Überzeugung, dass die führenden Politiker des Westens die Krise, mit der wir heute konfrontiert sind, aus dem Nichts geschaffen haben. Ich glaube auch, dass viele von ihnen aus unterschiedlichen Gründen so leichtgewichtig sind, dass sie es geniessen, zu drohen – und nicht merken, dass dies tödlich ernst ist.

In öffentlichen Reden und privaten Annäherungen bittet uns Russland seit Jahren, ihm den grundlegendsten Respekt zu erweisen. Wir haben darauf mit Misstrauen und Beschimpfungen reagiert und mit unverhohlenen Versuchen, die Lage in der Ukraine und in Georgien zu verschärfen, zwei unglaublich gefährlichen Krisenherden, an denen nur allzu leicht ein echter Krieg ausbrechen könnte.

Da ich dabei war, als alles möglich war, an jenem Moskauer Sommertag 1991, kann ich diese verpasste Gelegenheit, Russland in die freie Welt einzubinden, weder verzeihen noch vergessen. Und ich denke, die Völker des Westens sollten sorgfältig nachdenken, bevor sie den Weg zu einer neuen, bitteren Teilung Europas einschlagen. Sie ist vermeidbar. Sie bringt uns nichts. Aber sie könnte uns alles kosten.

Peter Hitchens zählt zu den profiliertesten Journalisten Grossbritanniens. Dieser Text basiert auf zwei Kolumnen, die er in der *Mail on Sunday* veröffentlicht hat.

Als Krieg in die Welt kam

Die Welt war schon immer ein gewalttätiges Paradies.



Je reicher und mächtiger die Stadt geworden war, desto zahlreicher wurden ihre Feinde.

Im äussersten östlichen Zipfel Syriens, wo im Norden die Türkei nah und im Süden der Irak ganz nahe ist, lag Hamoukar. Die Stadt starb vor Tausenden von Jahren, verschwand in der Erde und aus der Erinnerung. Nur noch ihr ausgegrabenes Gerippe liegt da; ausgedorrt von der Sonne und verzehrt von der Zeit.

Hamoukar war reich vor 6000 Jahren, 160 000 Quadratmeter gross, umgeben von einer drei Meter dicken Mauer, es war eine frühe Industriestadt, voller Töpfer, Schmiede und Zimmermänner, Frauen und Kinder, es roch nach gebratenem Lamm, Ziegendreck, dem Rauch der Töpfereiöfen, man hörte das spitze Geräusch, wenn Hämmer das Obsidian-Gestein formten, um Schmuck herzustellen oder Waffen.

Je reicher und mächtiger die Stadt geworden war, desto zahlreicher wurden ihre Feinde. Weit im Süden, aber doch nicht weit genug lag die Stadt Uruk, die erste Grossstadt der Welt, Heimat von 50 000 Menschen. Die sumerische Kapitale galt als Gottheit, sie soll vor dem Menschen da gewesen sein, und der Mensch gedieh in ihr, schuf Schrift, Literatur, Wissenschaft, Bürokratie, Organisation und Bauten, die selbst für Götter fast zu gross schienen. Später war Gilgamesch einmal ihr König, und er war ein Tyrann, ein Despot, zu zwei Dritteln Gott, zu einem Drittel Mensch und zur Gänze ohne Herz. Später suchte er, halbwegs geläutert, die Unsterblichkeit, um ganz zu Gott zu werden, und er endete als Mensch mit dem Wissen, dass der Tod unumgänglich ist.

Vor 5500 Jahren war Uruk am Anfang seiner Geschichte und Hamoukar auf seinem Höhepunkt. Hamoukar war satt, Uruk hungrig, unersättlich hungrig. Da waren die Gärten, die die Bäuche stopften, aber Gefässe und Waffen kamen wohl aus Hamoukar. Die Städte, so darf man vermuten, wurden Handelspartner; es gab Abkommen, Handelswege, Lieferketten, und wahrscheinlich besass Uruk einen Handelsposten, eine Kolonie vor den Schutzwällen Hamoukars.

Irgendwann bekam die Beziehung zwischen den Städten Risse, und die Tatsache, dass beide voneinander profitierten und in Wohlstand leben konnten, reichte nicht mehr. Niemand weiss heute, was aus dem Frieden einen Krieg werden und Uruk Hamoukar angreifen liess.

War es Neid, Missgunst, Angst vor Abhängigkeit, Sehnsucht nach Macht, Grössenwahn oder nur ein Missverständnis oder eine unbedachte Aktion, die ausser Kontrolle geriet? Hamoukar wehrte sich gegen das übermächtige Uruk, verschanzte sich hinter seiner Mauer, die umlagert war von sumerischen Soldaten.

Die Kriegsparteien bombardierten sich gegenseitig mit der damals einzig verfügbaren Artillerie; mit Lehmkugeln, die sie offenbar mittels einer Abschussvorrichtung weit schleudern konnten. Tausende von Lehmkugeln mussten es gewesen sein, die die Häuser von Hamoukar getroffen haben und die Menschen lebendig begraben hatten. Archäologen fanden in der Stadt ein Haus, in dem noch über tausend

frische Lehmkugeln lagerten. Sie fanden auch Einschusslöcher und Skelette.

Man kann heute nicht sagen, ob die Sumerer Hamoukar stürmten und die Menschen dort niedermetzten. Oder ob die Bürger von Hamoukar, ausgedorrt durch den undurchdringlichen Belagerungsring, einen verzweifelt-heroischen Ausbruch versuchten. Sicher ist nur, dass Hamoukar dem Erdboden gleichgemacht wurde und Uruk für Jahrtausende ein unbesiegbares Reich erschaffen hatte, in dem seine Götter, Halbgötter und Könige lebten wie lange russische Oligarchen in unserer Zeit, bis es dann nach verlorenen Kriegen von der Bildfläche verschwand.

Heute gilt diese Auseinandersetzung als der Erste Krieg der Welt. Das heisst nicht, dass sie bis vor 5500 Jahren ausnahmslos friedlich gewesen wäre. Man kennt die Treibjagden und Prügeleien der Primaten wegen ein paar Beeren oder weil sich eine Gruppe gerade gestört fühlt von der andern, und beim Frühmenschen dürfte das auch nicht anders gewesen sein. Aber das waren allerhöchstens Kleinkriege, während die Schlacht um Hamoukar ein Akt der systematischen Auslöschung war.

Es scheint, dass der Mensch, egal, welchen Zivilisationsstand, welches Wissen, welchen Reichtum oder welche Stufe der Menschlichkeit er erreicht hat, doch nicht in der Lage ist, auf Dauer seine Geschichte ohne Krieg zu schreiben. Die Welt ist und war und wird wohl für immer ein gewalttätiges Paradies bleiben.

PERSONENKONTROLLE

Meyer, Portmann, Aeschi, Hess, Gove, Maduro



Buhmann: Hans-Peter Portmann.

Mattea Meyer, Kinderbetreuerin, lancierte diese Woche ihren neusten Wurf – die Kita-Initiative. Nach dem Durchmarsch mit dem Pflgeanliegen setzt die SP-Co-Präsidentin nun bei den Kindertagesstätten an. Die Betreuungskosten dürfen nicht mehr als 10 Prozent des Einkommens der Eltern überschreiten. Und das Personal in den Kitas soll mehr Lohn bekommen. Die Mehrheit der Kosten des Begehrens müssten die Steuerzahler übernehmen. Für die Chefgenossin gutinvestiertes Geld. «Bezahlbare Kinderbetreuung ist eine wesentliche Voraussetzung für die Gleichstellung», erklärt Meyer. Für die Winterthurerin stand diese Woche auch privat im Zeichen von Krippen: Ihre jüngste Tochter (fünf Monate) verbrachte ihren ersten Tag in einer solchen. (*odm*)

Hans-Peter Portmann, Besserwisser, machte sich in der ersten Sessionswoche mit einem Antritt im Nationalrat unbeliebt. Es ging um die Resolution des Parlaments zum russischen Überfall auf die Ukraine. Der Vizepräsident der Aussenpolitischen Kommission (APK) und FDP-Nationalrat war beleidigt, dass die Staatspolitische Kommission (SPK) den Aussenpolitikern bei der Abfassung einer Resolution zuvorgekommen war. Also schritt er ans Mikrofon, um den SPK-Mitgliedern folgende rhetorische Frage um die Ohren zu schlagen: Wen die SPK bezüglich der neutral beziehungsweise neutralitätsrechtlich korrekten Formulierung dieses Antrags konsultiert habe? Die Antwort fiel entsprechend aus: laute Buhrufe von den Kollegen im Ratssaal. (*hmo*)

Thomas Aeschi, Überraschter, wollte vom Bundesrat wissen, wer die Handelsaktivitäten der Schweizer Stromkonzerne beaufsichtige. Dies, weil bekanntgeworden war, dass die Alpiq



Krippenglück: Mattea Meyer.

Holding AG vor Weihnachten wegen Liquiditätsproblemen über eine halbe Milliarde Franken beim Bund beantragte. Sie zog später das Gesuch aber wieder zurück. Die Antwort der Regierung auf die parlamentarische Anfrage von SVP-Fraktionschef Aeschi gibt zu denken: Der Bundesrat liess den Parlamentarier wissen, man könne derzeit nicht sagen, wer für eine allfällige Rettung von Stromkonzernen verantwortlich sei und wer diesen bei ihren heiklen Stromhandelsgeschäften auf die Finger schauen solle. Oder anders gesagt: Niemand ist zuständig. (*hmo*)

Erika Hess, Geburtstagskind, erlebte gleich doppelte Freude. Bei Kaiserwetter fand in Les Diablerets das nach der Rennlegende benannte Ski-Open statt. «Wieder durften wir einen vollen Erfolg feiern. Wir sind stolz und sehr dankbar», so die sechsfache Weltmeisterin und Olympia-Bronzemedailien-Gewinnerin, die am 6. März auch noch ihren 60. Geburtstag feierte. Die Anzahl Startende war auf 300 beschränkt. «Genau richtig so», ergänzt Hess. (*ah*)

Michael Gove, Erzkonservativer, entdeckt seinen inneren Stalin. Der britische Wohnungsbauminister will Immobilien russischer Oligarchen entschädigungslos beschlagnahmen. In den Luxus-Apartments und Herrenhäusern sollen ukrainische Flüchtlinge einquartiert werden. Eine Massnahme, die direkt aus dem Lehrbuch der Bolschewiken stammt. (*ky*)

Nicolás Maduro, Ex-Paria, wird vom Erzfeind Amerika plötzlich heiss umworben. Hochrangige Vertreter des Weissen Hauses verhandelten mit dem venezolanischen Präsidenten, der mit Russland verbündet ist. Jetzt soll er, bitte, Öl an die USA verkaufen – zum Ausgleich für russische Lieferungen. (*ky*)

«Arena»-Brotz im Tiefflug

Es ist keine neue Botschaft: Sandro Brotz ist der überheblichste, selbtherrlichste und somit schlechteste Polit-Moderator im ganzen deutschsprachigen Fernsehen. Das demonstrierte der *master of disaster* abermals in der neusten «Arena» zum Ukraine-Krieg.

Ein paar Beispiele. Gesprächsgast war neben anderen der Berner SVP-Politiker Werner Salzmann, Präsident der Sicherheitspolitischen Kommission des Ständerates. Es fing schon schlecht an: Von der Off-Sprecherin wurde er als Nationalrat vorgestellt. Die SVP hatte den Bundesrat am Freitag aufgefordert, in den Aufnahme-ländern Hilfe vor Ort zu leisten, statt die Kriegsvertriebenen mit Resettlement-Programmen in die Schweiz zu bringen. Brotz, blasiert und herablassend wie gewohnt, wandte sich mit arrogantem Tonfall an Salzmann: «Also ist wieder nichts



Keine Klasse: Moderator Brotz.

mit Grosszügigkeit und Aufnahmen.» Der Moderator verbiss sich in das Thema wie Putins schwarzer Hund in seine Spielzeuge. Überheblich drehte er sich erneut zum Ständerat hin: «Die SVP hat sich im Nationalrat dagegen gewehrt, dass die russische Invasion verurteilt wird. Also lieber zuschauen, wie Menschen sterben, als Haltung zeigen!» So ging es weiter.

Dass der Handel von Öl und Gas grösstenteils über die Schweiz läuft, wurde von der «Arena» wie eine Neuigkeit verkauft. Brotz: «Mit diesem Geld finanziert Putin den Krieg in der Ukraine. Wollen Sie diesen Handel nicht unterbinden, Herr Salzmann?» Nachdem der Berner über die Verteidigungsfähigkeit geredet und sich für eine bessere Ausrüstung der Armee ausgesprochen hatte, entgegnete Brotz kurz und arrogant: «Sagt Offizier Salzmann.»

Seitdem Brotz die «Arena» moderiert, haben es SVP-Politiker äusserst schwer im Fernsehen. Der Einäugige nimmt nur Linke ernst. Das würde bei keinem anderen Sender geduldet. Nicht nur die Selbtherrlichkeit macht das desaströse Auftreten von Brotz aus. Es ist auch eine Frage des Intellekts. Ausserdem ist der Moderator wie ein arbeitsloser Lehrer: Er hat keine Klasse.

René Hildbrand

MÖRGELI

Fraktionschef mit Charakterproblem

Unlängst hat die FDP-Bundeshausfraktion einen neuen Fraktionschef gewählt. Erkornt wurde in einer Kampfwahl mit hauchdünnem Mehr von 19 zu 18 Stimmen der Neuenburger Nationalrat Damien Cottier. Er sitzt erst seit zwei Jahren im Parlament. «Wenn ich mich für ein Amt bewerbe, dann auf eine professionelle Art», prahlte er nach dem hauchdünnen Sieg gegenüber der NZZ.

Professionalität kann man Damien Cottier nicht absprechen. Sofern man den Begriff im Wortsinn versteht. Denn der studierte Politologe lebt seit je hauptberuflich von der Politik, sei es in Parteisekretariaten oder als Mitarbeiter von Ex-Bundesrat Didier Burkhalter. Wie die NZZ berichtete, hat Kommunikationspezialist Cottier wenige Tage vor der Wahl den Wikipedia-Eintrag über seine Person mit vielen positiven Details anreichern lassen. «Von einem Kollegen», wie der Ertappte einräumte und gleichzeitig betonen musste, dass nicht er selber dieser «Kollege» sei.

Damit nicht genug: Wenige Tage vor der Wahl wurde der Wikipedia-Eintrag von Cottiers Konkurrenten, dem untadeligen Waadtländer Juristen Olivier Feller, mit vermeintlich negativen Details angereichert. Plötzlich stand dort, Feller sei in verschiedenen Dossiers von der freisinnigen Parteilinie abgewichen. Wahr ist: Der Netzaktivist Damien Cottier steht auf dem Linksaussen-Flügel der FDP, Olivier Feller denkt und stimmt zuverlässig bürgerlich-liberal.

Kein Wunder, mochte Feller nicht am Siegesapéro des Foulspielers Cottier teilnehmen. Die Luft ist seither dick in der FDP-Fraktion. Schon wandeln die Freisinnigen wieder auf Abwegen: Diese Woche haben die vorgeblichen Bilateralisten einen EWR-freundlichen Vorstoss unterstützt und eine vertiefte Neutralitätsdiskussion verhindert. Dem Präsidenten Thierry Burkart ist es misslungen, einen Fraktionschef zu installieren, der politisch gleich tickt. Und der weder unkollegiale Blutgrätschen nötig hat noch offensichtliche Charakterdefizite aufweist. Wer wie Damien Cottier andere kleinmachen muss, um selber grösser zu wirken, wird immer klein bleiben.

Christoph Mörgeli

Sommarugas Wunder

Um die Energiewende zu schaffen, braucht es mehr Staumauern, als es Täler gibt.

Hubert Mooser

Der Krieg in der Ukraine prägt wegen des russischen Gases auch die Schweizer Stromdebatte. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) nahm den Konflikt in der Ukraine zum Anlass, um ihre Politik zu verteidigen. Die Schweiz müsse jetzt wegkommen von der fossilen Energie, erklärte sie letzte Woche vor den Medien. Diese werde zu 100 Prozent importiert, und das in der Schweiz verwendete Gas stamme zur Hälfte aus Russland.

Damit strickt die Energieministerin weiter an der Legende, die Schweiz könne den Ausstieg aus der Atomkraft und die Dekarbonisierung, also den Verzicht auf fossile Energieträger, mit der grosszügigen Förderung von Wasserkraft, Solaranlagen und Windparks wettmachen.

Nationalrat Christian Imark (SVP, SO) hat während der Debatte im Parlament über die Gletscherinitiative, die ein Verbot von Energie aus Öl und Gas fordert, aufgezeigt, welche Mengen an erneuerbarem Strom die Schweiz in Zukunft in dem Fall pro Jahr produzieren müsste. Es braucht demnach nicht bloss einen grösseren «Effort», um den Umbau zu bewerkstelligen, wie Sommaruga meint. Es braucht dafür ein Wunder.

Notwendig sind laut Imark 40 bis 60 Prozent Terawattstunden mehr Strom. «Das heisst, dass wir in Zukunft etwa doppelt so viel Strom brauchen, wie wir heute schon pro Jahr produzieren.» Er stützt seine Angaben auf Studien der Materialprüfungsanstalt Empa und der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Lausanne (EPFL) sowie die Bedarfsberechnungen des Stromkonzerns Axpo.

Statt sich mit Imarks Zahlen auseinanderzusetzen, versuchten ihn Nationalrätin Gabriela Suter (SP, AG) und Nationalrat Eric Nussbaumer (SP, BL) moralisch in ein schlechtes Licht zu rücken. Ob Imark mit seinem Votum sagen wolle, dass er so lange wie möglich abhängig sein wolle vom ausländischen Gas, insbesondere vom russischen Gas, wollte Suter wissen.

Nicht Imark und die SVP haben die Schweiz noch abhängiger gemacht von Energieimporten, sondern die rot-grünen Energiewendefantasten

Bern

und ihre Helfer in den bürgerlichen Reihen. Auf welchen Utopien deren Pläne beruhen, zeigen die von Imark zitierten Untersuchungen. Wenn in der Schweiz alle Autos und Lastwagen elektrisch fahren und alle Gebäude mit (elektrischen) Wärmepumpen beheizt würden, würde der Strombedarf um 1000 Watt pro Kopf gegenüber dem heutigen Verbrauch steigen.

Um dann die Versorgung zu gewährleisten, bräuchte man 48 Quadratmeter Solarfläche pro Kopf, das entspricht etwa drei Mal der heute verfügbaren Dachfläche in der Schweiz, dazu dreizehn Pumpspeicherkraftwerke von der Grösse der Grande Dixence im Wallis. Wenn man sofort damit anfangen, müsste man bis 2035 jedes Jahr eine neue Staumauer dafür bauen, erklären die Forscher in ihrem Bericht. Allerdings gebe es nicht genug Täler für solch eine Grössenordnung.

Trotzdem behauptet Bundesrätin Sommaruga immer noch, sie könne Atomkraft, Öl und Gas durch erneuerbaren Strom ersetzen.

liebe ist...



... die ersten Schritte mitzuerleben.

AKW sind Atombomben im eigenen Land

Amherd glaubt, Österreich sei ein Nato-Land. Straumann kann keine Militärausgaben berechnen.



In Krisen verlieren auch halbwegs besonnene Menschen schnell einmal ihren Verstand.

Bevor Bundesrätinnen und Bundesräte ein Interview autorisieren, wird dieses von mehreren Mitarbeitern durchgelesen. In der *NZZ am Sonntag* erklärte Viola Amherd wörtlich: «Aufgrund der räumlichen Distanz zur Ukraine ist ein unmittelbarer bewaffneter Angriff auf die Schweiz unwahrscheinlich. Zudem sind wir umgeben von Nato-Mitgliedstaaten, das schützt uns bis zu einem gewissen Grad.»

Man muss die Geografie kennen, um die Politik zu verstehen. Im Osten der Schweiz – Richtung Ukraine – befindet sich neben Liechtenstein auch Österreich. Österreich ist wie die Schweiz neutral und deshalb auch nicht Mitglied der Nato. Keine Partei in Österreich fordert den Kauf von 35 amerikanischen Tarnkappenbomben. In der Schweiz keilt derweil unsere Bundesrätin gegen die Volksrechte. Die GSoA solle ihre Initiative zurückziehen. Was es braucht, sind Nachhilfestunden in Sachen Geografie im Bundeshaus Ost. Und vermehrte Kontakte nach Österreich.

Der neuernannte Zürcher Wirtschaftsprofessor Tobias Straumann entwickelt sich – wenn wir die Frage des Rahmenabkommens betrachten – immer mehr zu einem Ruedi Strahm 2.o. Er beklagt sich, dass die bösen Linken – im Gegensatz zu ihm – fachlich nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis seien. O-Ton Straumann vor einer Woche: «Die Frage der Verteidigung wird sich nochmals neu stellen. Auch die Schweiz hat in den vergangenen Jahren sehr wenig für die Ver-

teidigung ausgegeben. Wir geben weniger als 1 Prozent unseres Bruttoinlandprodukts für Verteidigung aus [...] innenpolitisch werden die Leute besser verstehen, dass es wichtig ist, eine funktionsfähige Armee zu haben.»

Tobias Straumann ist in Sachen Rechnen so stark wie Viola Amherd in Sachen Geografie. Jede Unternehmerin, jeder Unternehmer weiss, die Militärausgaben des Bundes sind nur die halbe Miete. Die andere Hälfte der Militärausgaben tragen die Unternehmen, weil viel zu viele Mitarbeiter in der Armee herumrutschen.

Wer sich auf Krieg vorbereiten will, braucht keine Tarnkappenbomber, sondern Notstromaggregate.

Die Kosten der Armee liegen nicht – wie von Straumann behauptet – bei gut fünf Milliarden pro Jahr, sondern bei neun Milliarden.

Unsere Bundesrätin und unser Professor müssten sich mit den Realitäten auseinandersetzen.

Die IAEA, die Atomaufsichtsbehörde in Wien, ist hochbeunruhigt. In der Ukraine sind vierzehn Atomkraftwerke am Netz. Niemand kann sie in einem Kriegsfall schützen. Die Treffsicherheit der Russen, die angeblich alle Zivilisten verschonen, ist zudem nachweislich suboptimal. Eine Mega-Bombe auf eines der vierzehn Atomkraftwerke würde zu einer Katastrophe, zu einem GAU führen.

Atomkraftwerke sind in der Ukraine wie in der Schweiz Atombomben im eigenen Land.

Die Schweiz müsste den ältesten Atomkraftwerkpark der Welt so schnell wie möglich stilllegen. Und subito auf solare Freilandanlagen in den Alpen umstellen. Wer diese bombardiert, beunruhigt bestenfalls ein paar herumstreunende Wölfe, die noch nicht Opfer der Wildhüter wurden.

Wer sich auf einen Krieg wie jenen in der Ukraine vorbereiten will, braucht keine Tarnkappenbomber, sondern funktionierende Notstromaggregate. Nur sie können, wie das Beispiel des Libanon belegt, im Kriegsfall Quartiere und Unternehmen mit Strom versorgen.

Dazu kommt: Die EU-Länder geben zusammen bereits heute dreimal mehr Geld als Russland für das Militär aus. Selbst die Deutschen haben seit 2016 ihre Militärausgaben kräftig erhöht. Es braucht nicht mehr Geld für die Armeen Europas. Diese müssen nur gemeinsam effizienter investieren, damit die EU auch militärisch als Machtfaktor künftig eine Rolle spielt.

Viola Amherd kann, wenn es so weit ist, den Medien in die Mikrofone diktieren: «Wir sind umgeben von EU-Ländern – das neutrale Österreich inklusive –, die dreimal so viel Geld wie die Russen für das Militär ausgeben. Und dies neu erst noch effizient. Wir müssen uns überlegen, beim nächsten Rahmenabkommen die Verteidigung miteinzupacken.» Und ihre Aussagen auf ein Gutachten von Tobias Straumann stützen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Bombenhagel in Charkiw

Das Pech der zweitgrössten Stadt der Ukraine ist, dass sie an der russischen Grenze liegt. Das wahllose Artilleriefeuer auf Wohnviertel ist ein Kriegsverbrechen. Notizen aus dem Krieg.

Kurt Pelda

Charkiw

Der Laden nennt sich Fashion Town und befindet sich an der Sumska-Strasse im Zentrum von Charkiw. Im Schaufenster stehen Puppen mit Kleidern, alles wirkt normal. Nicht weit davon entfernt versuche ich, an einem Bancomaten Geld zu beziehen. Die Maschine nimmt die Karte an, spuckt aber am Ende keine Scheine aus und bittet um Entschuldigung.

Charkiw, mit rund 1,4 Millionen Einwohnern nach Kiew das zweitgrösste Siedlungszentrum der Ukraine, ist eine moderne Stadt mit italienischen Restaurants und Modeboutiquen, wie man sie von Westeuropa kennt. Ihr Pech ist es, dass sie weniger als vierzig Kilometer von der russischen Grenze entfernt liegt. Damit sind die Nachschubwege kurz, und Putins Streitkräften fällt es leicht, Raketen und Granaten zu den Artilleriestellungen ausserhalb der Stadt zu transportieren. So regnet es immer wieder Geschosse aus russischen Mehrfachraketenwerfern. Die Kadenz der Einschläge ist manchmal so hoch, dass man nicht mitzählen kann.

Metrostationen dienen als Schutzräume

Zwischen den Salven kommt es zur surrealen Situation, dass eine Frauenstimme bei einer U-Bahn-Station aus dem Lautsprecher plärrt. Dabei sind die Strassen wie leergefegt. Auch Werbetafeln mit wechselnden Bildern und Botschaften funktionieren, als ob es noch etwas zu kaufen gäbe. Alle Geschäfte sind geschlossen – mit Ausnahme einiger weniger Supermärkte und Apotheken. Strom, fliessendes Wasser und Gas für die Heizungen gibt es dagegen noch, und auch die Mobilfunknetze funktionieren weitgehend. Die unterirdischen Metrostationen dienen nun als Schutzräume während der Artillerie- und Fliegerangriffe. Fahrleitungen von Trams und auch die Weihnachtsbeleuchtung in den Strassen wurden von Detonationen zum Teil heruntergerissen. Immer wieder kommen Arbeiter und schneiden die herabhängenden Drähte ab.

Am nächsten Morgen liegt eine dicke Schneedecke auf der Sumska-Strasse. Bei Fashion



An den Lehnen der Bürostühle hängen noch Jacken der Angestellten: Autor Pelda.

Town hat in der Zwischenzeit eine Rakete eingeschlagen. In dem vierstöckigen Gebäude und in den Nachbarhäusern sind alle Scheiben zu Bruch gegangen, und von den Schaufensterpuppen fehlt jetzt jede Spur. In einer Nebenstrasse wurden zwei weitere Modegeschäfte und ein Restaurant beschädigt. Bei einer Kleiderboutique fehlt ein grosses Schaufenster, auf dem vorher in grossen Lettern noch «Love Formula» stand. Mit jeder Rakete, mit jeder Fliegerbombe

Wegen des schlechten Wetters ist nichts zu sehen, der Krieg spielt sich in diesem Moment in den Ohren ab.

verwandelt sich Charkiw, eines der wichtigsten ukrainischen Kulturzentren, in ein Trümmerfeld. In den 1930er Jahren war die Stadt ein Magnet für bekannte Literaten. Viele von ihnen wurden damals von Stalins Geheimpolizei ermordet.

Flucht ins Staatsarchiv

Noch ein paar Schritte weiter müht sich ein alter Mann an einem Stock im Zeitlupentempo durch Schnee und Eis. Ich reiche ihm meine Hand und führe ihn über das schwierigste Wegstück. Es schneit, und am wolkenverhangenen Himmel kreist ein Kampfjet. Der Krach ist unüberhörbar, doch der alte Mann verzieht keine Miene, bedankt sich und humpelt weiter. Dann geht der unsichtbare Pilot zum Angriff über. Der Düsenlärm schwillt an, und kurz darauf schlägt die Bombe weit entfernt mit lautem Getöse ein. Wieder wirkt die Situation surreal: Wegen des schlechten Wetters ist nichts zu sehen, der Krieg spielt sich in diesem Moment nur in den Ohren ab. Die schon ein paar Tage alten Zerstörungen in der Freiheitsstrasse, wo sich der alte Mann immer noch durch den Schnee müht, sind dagegen sichtbar und sehr real.

Nach dem Bombenangriff ertönen Alarmsirenen. Ich flüchte ins nahegelegene Staatsarchiv, ein Hochhaus, das durch eine Druckwelle schwer beschädigt wurde. Die Detonation hat die Eingangstür aus ihrer Verankerung gerissen, ich kann einfach hineinspazieren. Jene Büros, die über Fenster verfügen, sind verwüstet. Teile der Deckenverkleidung hängen herunter, aber manche Computer geben noch Piepstöne von sich. Auch die Toiletten funktionieren, und die Archivräume voller Kartonschachteln mit handbeschrifteten Etiketten sind ebenfalls intakt. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben schweben Schneeflocken ins Innere und schmelzen auf den verstreuten Akten. An den Lehnen der Bürostühle hängen zum Teil noch Jacken der Angestellten.

Ein Fahrer bringt mich zu einer Unterkunft der Miliz, territoriale Verteidigungskräfte genannt. Unter den mit leichten Infanteriewaffen ausgerüsteten Uniformierten hat es auch ein

paar Frauen. Das mehrstöckige ausgebombte Gebäude befindet sich in einer Industriezone etwas ausserhalb. Für einmal ist es ein militärisches Ziel, das die russischen Flieger zerstört haben. Die Kämpfer erzählen, dass sie nach dem Bombenabwurf noch Rufe aus der Ruine gehört hätten. Einige ihrer Kameraden seien verschüttet worden. Das Flugzeug sei aber zurückgekehrt und habe eine zweite Bombe abgeworfen. Danach seien die Verschütteten verstummt. Sie konnten bis jetzt nicht geborgen werden.

Natürlich darf auch eine kleine Propagandaeinlage nicht fehlen. Die Kämpfer des ausgebombten Stützpunkts bringen mich zu einer ebenso ausgebombten Schule im Nordosten von Charkiw. Über dem zertrümmerten Eingangsportal ist – auch auf Deutsch – zu lesen: «Erfolg im Lernen – Erfolg im Leben». Vor dem Gebäude stehen zwei ausgebrannte Schützenpanzer. Stolz setzen sich die ukrainischen Milizionäre davor in Szene. Doch etwas stimmt da nicht. Erstens haben die Schützenpanzer nicht die für russische Fahrzeuge typische grüne Farbe, zweitens fehlt das aufgemalte weisse «Z» der Invasionstruppen, und drittens ist der Turm mit der langen Maschinenkanone stadtauswärts, also in Richtung der russischen Truppen gerichtet. Beim genauen Hinsehen entpuppt sich der Schützenpanzer als ein BTR-4, der in Charkiw produziert wurde und bei der ukrainischen Armee im Dienst stand. Die Milizionäre haben also vor einem eigenen Panzer und nicht vor einem russischen posiert.

Bei der Rückfahrt in die Stadt passieren wir Autoschlangen vor Tankstellen, bis zu einen Kilometer lang. Wir legen Zwischenhalt beim Haus von Helen ein, einer Frau im mittleren Alter, die mit ihren zwei Mobiltelefonen ein lokales Hilfswerk leitet. Es kümmert sich unter anderem um die Versorgung von Blinden und Alten. «Wir erhalten Spenden, wir haben Geld, um Nahrungsmittel zu kaufen», erzählt sie, «doch am meisten fehlt uns der Treibstoff, damit wir Hilfsgüter zu den Bedürftigen bringen können.»

Hochbetrieb am Freiheitsplatz

Nach dem Zwischenstopp bei der Helferin halten wir erneut beim Rathaus, einem imposanten Bau. Schon vor Tagen landete ein schweres Geschoss direkt davor und zerstörte die Fassade. Davor erstreckt sich der riesige Freiheitsplatz. Dort gab es auch ein Rekrutierungszelt der Streitkräfte. Jetzt ist es von der Druckwelle und den Schrapnells zerfetzt. Keine fünf Meter entfernt steckt der Antriebsteil einer russischen BM-30-Rakete im Kopfsteinpflaster. Durchmesser: dreissig Zentimeter. Diese Rakete verteilt eine Vielzahl von kleinen Sprengkörpern in der Luft, die dann beim Aufschlag am Boden explodieren. Solche Streumunition ist seit langem geächtet, doch Russland gehört – wie auch

die USA – nicht zu den Unterzeichnern der entsprechenden internationalen Konvention.

Der Freiheitsplatz grenzt ans Unigelände. Vor dem Angriff war der Platz vielbegangen und -befahren. Der Beschuss eines solchen Orts mit Streumunition, die nicht zwischen Zivilisten und Militärs unterscheiden kann, ist ein Kriegsverbrechen – genauso wie die wahllosen Artillerieangriffe auf Charkivs Wohnviertel.

Vom Freiheitsplatz sind es nur ein paar Fahrminuten zum Bahnhof auf der westlichen Seite des Lopan-Flusses. Wegen des Kriegs herrscht hier Hochbetrieb. Manchmal bildet sich vor dem Haupteingang eine mehrere hundert Meter lange Schlange von Flüchtlingen. Aber als ich die Stadt verlassen will, habe ich Glück. Es hat keine grosse Menschenmenge auf dem Vorplatz, und schon nach wenigen Minuten stehe ich auf dem Perron, wo die Flüchtlinge mit Kindern, Koffern und Haustieren in Gruppen auf den Intercity aus der Hauptstadt Kiew warten. Kurz vor der Zugeinfahrt bringt ein Polizist eine vermutlich indischstämmige Familie mit einem

Der Beschuss eines solchen Orts mit Streumunition ist ein Kriegsverbrechen.

Schosshündchen und erlaubt ihnen, sich an die Spitze der Schlange zu stellen. Die sympathische Hilfeleistung kontrastiert stark zu den Anschuldigungen einzelner Medien im Ausland, laut denen die Ukrainer dunkelhäutige Menschen bei der Flucht diskriminierten.

Kinder aller Altersklassen

Am Ende erhalten alle einen Platz im Zug, auch wenn sich auf Dreiersitze manchmal fünf Leute quetschen. Maria, die in Charkiw Cyber-Sicherheit studiert, muss im Gang stehen. Ihre Mutter, eine Ärztin, teilt sich einen Sitzplatz mit einem alten Mann. Er ist zu schwach, um auf die Toilette zu gehen und uriniert im Stehen in eine aufgeschnittene Plastikflasche, die ihm seine Ehefrau hinhält. Es hat auch viele Kinder aller Altersklassen. Die Grösseren von ihnen vertreiben sich die Zeit mit Videospiele.

Nach der geordneten Abfahrt in Charkiw kommt es in Poltawa, etwa auf halber Strecke nach Kiew, zu tumultartigen Szenen. Hunderte Vertriebene versuchen den vollen Zug zu stürmen, werden aber von Milizionären zurückgedrängt. Nur wenige schaffen es ins Innere, die meisten müssen auf den nächsten Zug warten. Es gibt Gerüchte, dass die Russen versuchen, Charkiw zu umgehen und Poltawa einzunehmen. Aus Angst vor Luftangriffen wird der Zug kurz vor der Einfahrt in Kiew verdunkelt. Maria und ihre Mutter wollen weiter nach Polen. Wie es dort weitergehen soll, wissen sie nicht. Ich gebe ihnen meine Telefonnummer für den Fall, dass sie es bis in die Schweiz schaffen.

Wehe, wenn sie losgelassen

Warum werden Heuschrecken plötzlich aggressiv?
Eine neue Studie bringt Licht in das alttestamentarische Mysterium.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Israelische Wissenschaftler haben das Rätsel der alttestamentarischen achten Plage gelöst und entmystifiziert. Die im Zweiten Buch Mose beschriebenen Heuschrecken, die Ägypten vor rund 3500 Jahren kahlfrassen, gehorchten nicht einem göttlichen Befehl, sondern waren das Resultat eines mikrobiologischen Prozesses im Darm der Heuschrecken.

Heuschrecken führen zwar oft über mehrere Generationen hinweg eine einsame und sesshafte Lebensweise. Doch sobald eine Dürre übers Land hereinbricht, nimmt ihre Populationsdichte zu, weil sie sich in dieser Situation auf weniger Pflanzen konzentrieren müssen. Sie fressen mehr und entwickeln sich schneller. «Wenn Heuschrecken in Massen zusammenkommen, ändert sich ihr Verhalten», sagt der Tel Aviver Zoologe Omer Lavy, der das Phänomen in seinen Labors untersucht hat. Dort vergleicht er – mit Hilfe von Big-Data-Analysen – die Physiologie von «Einzelgängern» mit jener der Heuschrecken im Schwarm.

Milliarden-Schwarm

Der zerstörerische Prozess, der zur Hungersnot führen könne, werde ausgelöst, wenn aus einzelnen Grashüpfern ein Schwarm mit mehreren Millionen Mitgliedern entstehe, stellte Lavy fest. «Bei abgeschottet lebenden Grillen sind die sogenannten Weissella-Bakterien im Darm fast gänzlich abwesend», sagt Lavy. Zur Bildung dieser Milchsäurebakterien komme es erst, wenn eine einzelne Grille zum Schwarm stosse, hat er in seinen Labors herausgefunden. Es sei «sehr wahrscheinlich», dass genannte Weissella-Keime zu diesem destruktiven Verhalten der Wüstenheuschrecke führten.

Das Phänomen der Wanderheuschrecken ist heute vor allem in Afrika bekannt. Zwischen den einzelnen Plagen können jedoch Jahr-



Gefahr durch Milchsäurebakterien: Wüstenheuschrecke.

zehnte vergehen. Vor zwei Jahren fielen zum Beispiel Milliarden dieser Insekten über ostafrikanische Länder her, in denen seit Jahrzehnten keine Heuschrecken mehr gewütet hatten.

Kenia hatte zuletzt vor mehr als siebenzig Jahren mit einer Plage dieses Ausmasses zu kämpfen, Äthiopien und Somalia vor mehr als dreissig Jahren. Mehrere Millionen Bauern und Hirten in diesen drei Ländern, die die

Wenn andere Nahrung knapp ist, fressen sie alles, was ihnen in den Weg kommt, sogar Plastik.

Hauptlast der Schäden zu tragen hatten, sahen ihre Existenzgrundlage gefährdet.

Noch lassen sich aus Lavys Forschung keine konkreten Schlüsse darüber ziehen, wie Plagen künftig verhindert werden können. Aber die Studie, meint er, trage zum Verständnis bei, wie und warum Heuschreckenschwärme entstünden, die seit der Antike bis heute eine der Hauptursachen für Hungersnöte seien. Die Forscher hoffen, dass dieses neue Verständnis die Entwicklung von Massnahmen zur Bekämpfung von Heuschreckenschwärmen vorantreiben werde.

Eine einzelne Heuschrecke kann zwar nur ihr eigenes Gewicht an Pflanzenmaterial

pro Tag verzehren, also etwa zwei Gramm. Aber Heuschreckenschwärme können aus Milliarden von Insekten bestehen, und zusammen können sie so viel Pflanzenmaterial fressen, dass sie mehrere Monate des Wachstums auslöschen, bevor sie weiterziehen. Heuschrecken sind Pflanzenfresser. Wenn aber andere Nahrung knapp ist, fressen sie alles, was ihnen in den Weg kommt, sogar Plastik.

Proteingehalt von Rindfleisch

Obwohl ihr Schwarmverhalten nicht oft vorkommt, sind die sechs-

füssigen Fluginsekten furchterregende Schädlinge, die Naturkatastrophen verursachen können. Heuschrecken beißen zwar keine Menschen – aber umgekehrt beißen neuerdings die Menschen zu. Denn die Insekten sind essbar, und in verschiedenen Küchen der Welt gibt es Rezepte mit Heuschrecken. Ihr Proteingehalt ist mit nahezu 50 Prozent sehr hoch und vergleichbar mit dem Proteingehalt von Rindfleisch. Doch im Westen stossen Heuschrecken als Nahrungsmittel auf geringe Akzeptanz.

Das israelische Start-up Hargol will Konsumenten deshalb von den Vorteilen des Heuschreckenverzehr überzeugen, indem es sie als Süßigkeiten oder Protein-Shakes mit Schokoladengeschmack serviert, zum Beispiel als Gummibärchen. Das sei ein marketingstrategischer Schachzug, meint Dror Tamir, der Mitbegründer von Hargol. Die grösste Herausforderung bestehe nämlich darin, den Westen dazu zu bringen, Heuschrecken als Konsumgut zu betrachten und sie auf eine vertraute, beliebte und schmackhafte Weise anzubieten.

Tamir vertreibt unter anderem geröstete Heuschrecken im Glas, die er als «biblisches Protein» verkauft. Die Insekten im Glas seien bei Evangelikalen sehr beliebt, da sie auf der biblischen Geschichte basierten, die sowohl in Matthäus als auch in Markus erzählt werde: Johannes der Täufer habe «Heuschrecken und wilden Honig» gegessen.

Altmeister der Neutralitätsgeschichte

Edgar Bonjour untersuchte vier Jahrhunderte schweizerischer Aussenpolitik. Er warnte davor, die Neutralität zugunsten «höherer Gesichtspunkte» preiszugeben.

Christoph Mörgeli

Der Historiker Edgar Bonjour betrat 1943 kein Neuland, als er mitten im Krieg eine Broschüre über die geschichtliche Wurzel und gegenwärtige Funktion der schweizerischen Neutralität vorlegte. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem Basler Professor hatte der Zürcher Paul Schweizer eine Neutralitätsgeschichte verfasst, die rechtsgeschichtlich argumentierte, dass sich die schweizerische Neutralität als Institution der eigenen Politik wie des Völkerrechts entwickelt habe.

Für Bonjours grösseres Neutralitätswerk von 1946 war die Neutralitätshistorie praktisch gleichbedeutend mit jener der Schweizer Aussenpolitik. Von 1965 bis 1978 erschien dann – neben drei Quellenbänden – seine sechsbändige Neutralitätsgeschichte, wobei er die letzten drei Bände in bundesrätlichem Auftrag verfasste. Bonjour hatte sich den vollen Zugang zum Bundesarchiv ausbedungen, verbat sich jede Zensur und verzichtete auf eine Entschädigung, um sich volle Unabhängigkeit zu wahren.

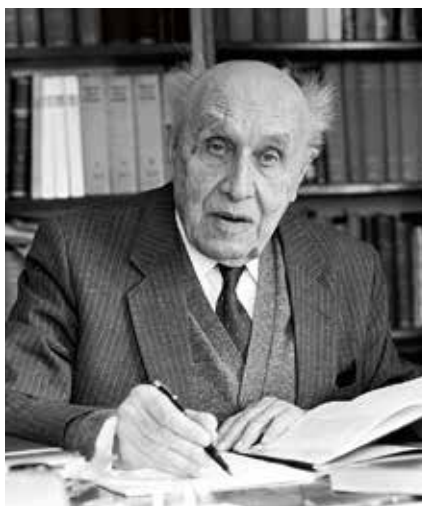
Gefährdung durch «Prinzipien»

Für Edgar Bonjour bestand eine Konstante der Neutralität darin, dass die Schweiz immer über das hinausgegangen ist, was das jeweilige Völkerrecht darunter verstand. Das Neutralitätsrecht sei von der Schweiz im Sinne grösserer Strenge weiterentwickelt worden. Es war für die Verantwortlichen gemäss Bonjour höchst anspruchsvoll gewesen, «den in der Struktur der Schweiz begründeten Grundsatz der Neutralität mit dem steten Wandel der internationalen Lage in sinnvollen Zusammenhang zu bringen».

Wann immer in Europa Konflikte und Kämpfe einen ideologischen Hintergrund hatten, wurde die Neutralität aus «moralischen Gründen» angefochten. Die Zumutung einer Gesinnungsneutralität der Bürger, die zeitweise lautstark von aussen in unser Land getragen wurde, hätten die Behörden beharrlich abgelehnt. Die Hoffnung der Eidgenossen auf die Verschonung vor Kriegen «konnte nur auf Erfüllung rechnen, wenn ihre Neutralität eine bewaffnete war». Und gleichzeitig seien die Schweizer im Kriegsfall nach allen Seiten hin hilfsbereit gewesen.

Helfen dürfen sei für die Schweiz ein Vorrecht, mit dem sie sich «von dem seelischen Druck befreie, wie er auch auf den Neutralen laste».

Gerade in den heutigen Tagen beklemmend aktuell schildert Bonjour, wie leidenschaftliche Parteigänger immer wieder bereit waren, die Neutralität ihren angeblich «höheren Gesichtspunkten» zu opfern. Denn die Politik drehte sich nie um blosse Machtfragen, sondern immer auch um Prinzipien, ja um Fragen von Gut und Böse. Zur Zeit des dreissigjährigen Glaubenskriegs



Mehr Mut: Historiker Bonjour.

verwarf der Vorsteher der Zürcher Kirche, Johann Jakob Breitinger, jede Neutralität: «Weil du lau bist und weder kalt noch warm, so will ich dich ausspeien aus meinem Mund.» Der Historiker Johannes von Müller wandte sich während der Französischen Revolution gegen das neutrale Stillesitzen, denn es gehe um «Kriege Gottes» zugunsten der Menschheit und der Gesetze, «ohne die keine Gesellschaft möglich» sei.

1848 wollte der Waadtländer Henri Druey neutralitätswidrig den sardischen Freiheitskampf unterstützen; es gehe im europäischen Ringen «um den Kampf des Absolutismus gegen die Demokratie». Die NZZ forderte im Krimkrieg in einem Leitartikel, die Schweiz solle ein Hilfs-

korps für die Westmächte und gegen die Russen formieren: «Die ganze europäische Gesellschaft fühlt es, dass hier ein Krieg für und gegen die höchsten Güter der Zivilisation geführt wird, [...] vielleicht der letzte Krieg.» 1870 verlangte der freisinnige Zürcher Bundesrat Jakob Dubs, die Schweiz müsse Savoyen erobern, zum Mittelmeer stossen und so Seehäfen gewinnen. Auch dank der Rückbesinnung auf die Neutralität verzichtete die Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg auf die Einverleibung Vorarlbergs.

Zurückhaltung statt Gefühlsausbrüche

1920 gab die Schweiz mit dem Eintritt in den Völkerbund ihre integrale Neutralität preis. Als sie wegen Italiens Abessinienkrieg zu Boykottmassnahmen gezwungen wurde, kehrte sie 1938 zur absoluten Neutralität zurück. Edgar Bonjour kommentierte dies so: «Nach achtzehnjähriger Fahrt auf dem stets unsicherer werdenden Ozean der kollektiven Sicherheit» habe sich die Schweiz «in ihre Ursprungsheimat, auf die Berginsel absoluter Neutralität» zurückgezogen, «von wo aus sie in selbstgewählter Position und nur auf eigene Kraft sich stützend die heranbrausende Weltensturzwut erwartete». Grösste Aufmerksamkeit erregten Bonjours Bände über die Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Über manche der handelnden Personen fällt er hier ein scharfes, zuweilen allzu scharfes Urteil.

Seine Erklärung und Würdigung der Neutralität bleiben aber Glanzpunkte dieses bis zuletzt forschenden und lehrenden Altmeisters. So hat Edgar Bonjour festgehalten, es brauche in aufgeregten, kriegerischen Zeiten mehr Mut, «sich die vom Bundesrat geforderte Zurückhaltung aufzuerlegen, als sich dem Strom seiner Gefühle zu überlassen». Und wie auf den gegenwärtigen Krieg von Russland gegen die Ukraine gemünzt scheint Bonjours Diktum, die Schweizer hätten als «ausgesprochene Kleinstaatmenschen» Mühe, «grosstaatliches Leben und Fühlen richtig nachzuempfinden», jenes «Gemisch von Stolz und Dienstbereitschaft», das die «führenden Männer der Grosstaaten» angesichts der Verantwortung erfülle, «die sie für Millionen und Abermillionen übernehmen».

Berner Schaumteppich

Eigentlich wissen alle, dass die Übernahme der Russland-Sanktionen eine Zäsur darstellt. Aber Bundesrat, Parlament und Verwaltung vertuschen den Neutralitätsbruch.

Marcel Odermatt

Bern

Im Augenblick übt die Schweiz sieben Schutzmandate im Rahmen der Guten Dienste aus. Als Schutzmacht übernimmt die Eidgenossenschaft konsularische und diplomatische Aufgaben, wenn zwei Staaten die Beziehungen abbrechen. Einer dieser Aufträge betrifft den Kaukasus. Nach dem August-Krieg 2008 und der russischen Anerkennung der abtrünnigen georgischen Regionen Abchasien und Südossetien brach Georgien das zwischenstaatliche Verhältnis zu Russland ab. Seit März 2009 vertritt die Schweiz die diplomatischen Interessen Georgiens in Moskau und die diplomatischen Interessen Russlands in Tiflis.

Neuerdings beteiligt sich diese Vermittlerin am Wirtschaftskrieg der EU und der USA gegen Russland. Was passiert nun mit diesem Mandat? Werden Wladimir Putin und seine Entourage die Parteinahme akzeptieren, oder suchen sie eine andere Maklerin? Anders formuliert: Kann die Schweiz noch einen Beitrag zur Beilegung dieser Auseinandersetzung leisten? Und grundsätzlich: Was bedeutet dieser Schritt für die Neutralität, wenn die Schweiz in einem zwischenstaatlichen Krieg eingreift und eine Partei, die Atommacht und ständiges Unosicherheitsratsmitglied ist, mit Wirtschaftssanktionen im Verbund mit anderen westlichen Staaten zur Aufgabe bewegen will?

Neutralitätspolitischer Blindflug

Eigentlich wissen im Bundeshaus alle, dass der Beschluss des Bundesrats, die Strafmassnahmen von Brüssel und Washington gegen eine Atommacht *tel quel* zu übernehmen, eine Zäsur darstellt. In Gesprächen räumen sogar Regierungsmitglieder ein, dass die Schweiz mit diesem Vorgehen ihren Kredit bei den Russen verspielt habe. Diese könnten schon bald einen neuen Makler fordern, heisst es. Dass hierzulande Friedensgespräche zwischen Russland und der Ukraine stattfinden werden, damit rechnet in Bern niemand mehr. Russland setzte die Schweiz diese Woche bereits auf eine Liste von «feindlich» eingestellten Staaten. Die Aufstellung entspricht genau jenen Staaten, die ver-



Vergesslichkeit auf der Friedensinsel: Nationalratspräsidentin Kälin in den Farben der Ukraine.

suchen, Moskau wirtschaftlich in die Enge zu treiben.

Während die Schweiz längt auf dem harten Boden der Realpolitik gelandet ist, sind die Bundesräte immer noch dabei, einen Schaumteppich aus Beschwichtigungen zu legen. Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) behauptet im Parlament tapfer, das Land sei weiter neutral. Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) erklärt,

Neutral ist die Schweiz nur so lange, wie die Staatengemeinschaft diese Haltung respektiert.

die Regierung entscheide «autonom» über die Übernahme weiterer Strafmassnahmen der EU gegenüber Russland – um gleichzeitig zu unterstreichen, dass sein Departement das Sanktionspaket des Blocks «vollständig umgesetzt habe». Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) lässt sich in der *NZZ am Sonntag* gar zur Aussage hinreissen, es gebe «keinen Paradigmenwechsel». Und ausgerechnet in diesen Tagen publiziert das EDA eine Broschüre zum Thema und säuselt, die

«Neutralität ist ein erfolgreiches Instrument der Schweizer Aussen- und Innenpolitik».

Der neutralitätspolitische Blindflug findet nicht nur im Bundesrat statt. Verschiedene Ratsmitglieder überbieten sich in olympiareifen Verrenkungen. Plötzlich wird von freisinnigen Nationalräten rumposaunt, die Neutralität sei gar kein Verfassungsauftrag. Dabei sprechen Artikel 173 und 185 in unmissverständlicher Deutlichkeit davon, dass Bundesversammlung und Bundesrat «Massnahmen zur Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz» treffen.

Kommentar der *New York Times*

Was in dieser wenig gehaltvollen Diskussion vergessen geht: Cassis, Parmelin, die Grünen, SP, Mitte und die Freisinnigen können beschwichtigen, so viel sie wollen. Neutral ist die Schweiz nur so lange, wie die Staatengemeinschaft diese Haltung respektiert. Gemessen an der Reaktion der Kommentatoren wie desjenigen der *New York Times*, der schrieb, der Kleinstaat habe «seine lange Tradition der Neutralität beiseitegelegt», ist das per sofort nicht mehr

der Fall. In Moskau spricht das Staatsmedium Russia Today von einem «bedeutenden Bruch».

Auch hiesige Medien sind sich durchaus bewusst, dass das Land in eine neue Ära eingetreten ist. Doch die Veränderungen werden von dieser Seite bewusst in Kauf genommen. Entscheidend für dieses Lager ist, auf der Seite der USA und der Europäischen Union zu stehen. Wenn die Schweiz wegen ihrer Politik in diesem Konflikt nicht mehr vermitteln könnte, wäre das ein «äusserst bedauerlicher Kollateralschaden», meint der *Tages-Anzeiger*. Um gleich anzufügen, dass jetzt eine Einigung mit der EU nun noch dringlicher werde. Der Krieg in Osteuropa als Hebel, um das versenkte Rahmenabkommen wieder aufs Tapet zu bringen. Oder die Sanktionen als «Bekenntnis zur Europäischen Union», wie sich Historiker Thomas Maissen freut.

Calmy-Reys «aktive Neutralität»

Dass die Schweiz einen Teil ihrer Staatsräson aufgibt, ist kein Zufall. Es ist die Konsequenz einer Entwicklung, die vor vielen Jahren eingesetzt hat. 2003 übernahm Micheline Calmy-Rey das Aussendepartement. Die Genfer Sozialdemokratin prägte den Begriff der «aktiven Neutralität». Systematisch und ohne je eine öffentliche Debatte zu führen, wurde das bislang geltende Prinzip kleingeredet und als überholt taxiert. Für das Departement von Cassis ist die Parteilosigkeit heute nur noch ein Mittel, das es der Schweiz verbietet, an gewalttätigen Konflikten teilzunehmen.

Das zeigte ein Vortrag, den ein hoher EDA-Funktionär kürzlich in Bern hielt. Für ihn bedeutet die Neutralität, dass das Land nicht bei kriegerischen Handlungen mitmacht, nicht Konfliktpartei wird und nicht Militärallianzen beitrifft. Gleichzeitig betonte er, dass dieses Instrument «viel Ermessen lässt». Im Klartext bedeutet das, dass diese Kreise die Neutralität auf eine militärische Nichteinmischung beschränken. Entscheidend ist nicht mehr, dass das Land vermitteln und mit allen Akteuren reden kann, sondern dass es möglichst fügsam die Positionen der nahestehenden Länder übernimmt.

Die Diplomaten haben in den letzten Jahren systematisch das Terrain dafür vorbereitet, dass dieser Beschluss, bei den EU-Sanktionen auf die Copy-Paste-Taste zu drücken, überhaupt möglich wurde. Beim Entscheid, die westlichen Strafmassnahmen zu übernehmen, konnten sie die Früchte ihrer Arbeit ernten.

Einmal mehr erwies sich der Bundesrat in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung als zu schwach, um in einem Moment aufziehender Kollektivpanik für Ruhe zu sorgen. Statt nüchtern die Lage zu analysieren, liessen sich die Magistraten von der Verwaltung, von den Medien und den Parteien vor sich hertreiben – wie es schon bei der Pandemie zu beobachten war. Dabei gibt es in der Schweizer Bevölkerung

kaum etwas, was so unbestritten ist wie die Neutralität. Umfragen ergeben regelmässig Zustimmungswerte von über 90 Prozent. Wenn hier keine sorgfältige Auslegeordnung mehr gemacht werden kann und muss, dann fragt es sich: Wo dann?

Es sind die gleichen Leute, die in den letzten Jahren auch dafür gesorgt haben, dass die Schweiz nun Mitglied des Uno-Sicherheitsrats werden soll. Dabei gingen die wenigsten Stimmbürger bei der Abstimmung 2002 davon aus, dass sich die Landesregierung eines Tages für einen solchen Schritt entscheiden würde.

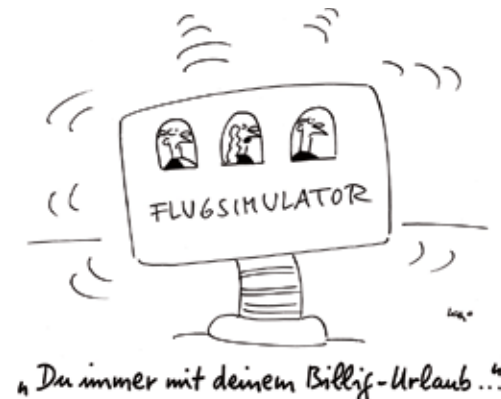
Im Gegenteil: Am 10. September 2002 sprach der damalige Bundespräsident Kaspar Villiger (FDP) vor der Uno-Generalversammlung aus Anlass des Schweizer Beitritts zu den Vereinten Nationen. Ganz bewusst in Deutsch, an die Kritiker des Beitritts zu Hause gerichtet, erklärte er, dass die Schweiz «sich nicht an friedens erzwingenden Massnahmen beteiligen wird». Im Umkehrschluss lässt sich das nur so interpretieren, dass, wer solche Strafaktionen nicht mittragen will, auch nicht in einem Gremium mittun will, das solche Schritte beschliesst.

Geröll vom Rossberg

Trotzdem, das Lager, das die Schweiz um jeden Preis näher an die internationalen Organisationen heranführen will, hat reüssiert. Ob die Welt dank dadurch eine bessere und die Schweiz sicherer wird, kann man erst in den nächsten Jahren beurteilen. Eines sollten die Verantwortlichen jedoch nicht vergessen: Während sich die Völker Europas in den letzten zwei Jahrhunderten gegenseitig abschlachteten, blieb die Schweiz eine Friedensinsel.

Die grösste Katastrophe ereignete sich am 2. September 1806, als im Kanton Schwyz gewaltige Steinmassen ins Tal stürzten. Das Geröll vom Rossberg verschüttete mehrere Gemeinden, darunter Goldau. Die schreckliche Naturkatastrophe kostete 457 Personen das Leben – selbst der Bürgerkrieg von 1847 forderte weniger Opfer.

Jede Generation dieses Landes sollte sich immer wieder die Frage stellen, was sie dazu beitragen kann, dass das so bleibt.



INSIDE WASHINGTON

Es herrscht Krieg, Grüne frohlocken

Infolge des Konflikts zwischen Russland und der Ukraine erreichen Benzinpreise neue Höhen. Derweil beieilen sich Vizepräsidentin Kamala Harris und Verkehrsminister Pete Buttigieg, den berühmten Spruch des ehemaligen Obama-Beraters Rahm Emanuel «Lass ja keine schwere Krise ungenutzt» in die Tat umzusetzen. Bei einem Anlass letzten Montag im Weissen Haus enthüllten die beiden einen 7,5 Milliarden Dollar schweren Fünfjahresplan zur Entlastung des Drucks an den Tanksäulen und des Drucks auf die Geschicke der Demokratischen Partei: Elektrobusse.

Nun, da die Amerikaner nach den restriktiven Massnahmen gegen die Covid-Pandemie wieder täglich zur Arbeit fahren, zehrt der Benzinpreis von 4 Dollar pro Gallone das Haushaltsbudget auf. Doch was an den Zapfsäulen weh tut, lässt die Grünen frohlocken. Die Regierung hofft, die gegenwärtige Krise könnte der amerikanischen Liebe zum Auto endlich den Garaus machen. Eine strahlende Harris jubelte: «Wir befinden uns an einem Wendepunkt. Stellen Sie sich eine Zukunft vor, in der Elektrobusse Kinder in die Schule und ihre Eltern zur Arbeit bringen.»

«Soll das ein Witz sein?», twitterte der republikanische Abgeordnete aus Oklahoma, Markwayne Mullin, Mitglied des House Committee on Energy and Commerce, zur Antwort. «Die Biden-Regierung ist für Volkes Stimme offenbar völlig taub geworden.» Die *New York Times* berichtet, seit letzter Woche sei der Benzinpreis um 10 Prozent gestiegen. Die automobilfahrende Leserschaft traute ihren Augen nicht.

Während Kamala Harris und Pete Buttigieg also von einer Zukunft voller Elektrobusse träumen, rast die Demokratische Partei auf einen Crash im nächsten November zu.

Amy Holmes

Dekadenz ist eine Stärke

Was Putin und Konsorten als Verweichlichung auffassen, ist unsere unwiderstehliche Macht. Die Freiheit hedonistischer Klubnächte bleibt reizvoller als der schönste Heldentod.

Alexander Grau

Die ersten russischen Panzer hatten noch nicht die Grenze zur Ukraine überschritten, da waren sich nicht nur konservative Kommentatoren einig: Der Westen ist zu weich, zu degeneriert, zu dekadent. Der Härte und Entschlossenheit Putins hätten die satten, postheroischen und woken Staaten des Westens nichts entgegenzusetzen. Wohlstandsgesellschaften, in denen man keine anderen Sorgen hat als Windräder, Gender-Mainstreaming und Diversity, so die mehr oder minder deutlich vorgetragene These, seien dem kernigen und unverfälschten russischen Machthaber eben nicht gewachsen.

Man kann diese Analyse verstehen. Der in vielen Ländern Westeuropas – insbesondere in Deutschland – vorherrschende Antimilitarismus, der erbauliche Pazifismus, die Fokussierung auf weiche Themen wie Minderheitenrechte, Quoten und Antidiskriminierung laden nicht unbedingt zu über grossem Respekt ein. Die gesamte politische Ästhetik der Eliten des Westens, ihre Rhetorik und ihr Habitus, ist nicht dazu geeignet, Ehrfurcht zu gebieten.

Das politische Personal steht dabei symbolisch für eine Gesellschaft, die es verlernt hat, in harten Kategorien von Macht, von militärischer Stärke und nationalem Interesse zu denken. Stattdessen gibt man sich selbstlos, schuld- bewusst und zerknirscht. Man ist achtsam und übersensibel. Und die politischen Fragen, die man für zentral hält, sind Pseudoprobleme über wohlhabender Gesellschaften, die im Grunde keine Probleme haben.

Letztes Zucken der Polit-Dinos

Wer halbwegs bei nüchternem Verstand ist, kann einer solchen Wahrnehmung der politischen Kultur Westeuropas kaum widersprechen. Aber lässt sich daraus wirklich ableiten, dass die westlichen Demokratien dem Usurpator im Kreml unterlegen sind? Ist es wirklich so, dass wir zu degeneriert sind, um uns einer archaischen Politik entgegenzustellen? Ist der Westen zu dekadent, um zu überleben?

Nein, das ist natürlich nicht der Fall. Im Gegenteil. Unsere Dekadenz ist unsere Stärke.

Was Putin und Konsorten als Verweichlichung auffassen, ist unsere unwiderstehliche Macht. Was aus Sicht des russischen Präsidenten und ähnlich veranlagter Gestalten ein Zeichen des Niedergangs ist, markiert unsere Zukunftsfähigkeit. Demgegenüber sind die Putins dieser Welt aussterbende Polit-Dinos, deren letztes Zucken zwar nicht ungefährlich ist, aber zugleich sicheres Zeichen ihres endgültigen Niedergangs.



Lieber Sex, Drugs and Rock'n'Roll:
Roter Platz, Moskau.

Denn letztlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass die grösste Waffe des Westens die Verlockung seines Wohlstandes ist. Auch junge Russen, zumal in den Metropolen, shoppen lieber bei H & M, fiebern dem neusten Smartphone entgegen und tragen die coolsten Sneaker, als für Mütterchen Russland auf dem Schlachtfeld zu sterben. Die Konsumwelt des Westens mit ihren Möglichkeiten und Verlockungen von Supreme bis Tinder ist ungleich attraktiver, als in einem Panzer zu verbrennen. Die Gleichung ist unendlich einfach: lieber Sex, Drugs and Rock'n'Roll als blutiges Heldentum.

Diese Einsicht muss einem nicht gefallen. Man kann sie sogar in gewissem Sinne bedauern. Doch es ist naiv, anzunehmen, dass man mit archaischen Kulturwerten wie Treue, Blut und Vaterlandsliebe den lustbetonten Lifestyle des Westens hinwegfegen könne. Diesem Irrtum ist nicht nur Putin verfallen, sondern auch der weltweite Islamismus. Auch die Gotteskrieger ziehen ihr Selbstbewusstsein aus ihrer angeblichen Überlegenheit gegenüber dem heruntergekommenen, moralisch verwahrlosten Westen. Dass es genau diese Verwahrlosung ist, die die meisten jungen Menschen von Kurdistan über die Levante bis Saudi-Arabien anstreben, und dass die Freiheit hedonistischer Klubnächte reizvoller ist als der schönste Märtyrertod, ist den islamistischen Glaubenseiferern entgangen.

Zu attraktiv und verführerisch

Es ist so gesehen ein Trost, dass das Virus der angeblichen Dekadenz auch schon die russische Gesellschaft tief durchdrungen hat. Die Bereitschaft junger Russen, auf ukrainische Brüder und Schwestern zu schießen, scheint nicht ganz so ausgeprägt zu sein wie im Kreml erhofft. Auch an Kampfhingabe mangelt es offensichtlich. Und der russischen Zivilgesellschaft scheinen Wohlstand, Wirtschaftswachstum und Konsummöglichkeiten wichtiger als der Donbass.

Die eigentliche Stärke des Westens liegt nicht in seinen Panzerdivisionen oder Luftgeschwadern. Seine eigentliche Kraft entfaltet er durch die magische Anziehungskraft seiner Dekadenz. Das mag hässlich sein und zu kulturpessimistischen Überlegungen Anlass geben, verleiht ihm aber langfristig eine unwiderstehliche Überlegenheit. Fundamentalisten aller Art können dem Westen kurzfristig schaden oder ihn schockieren. Auf Dauer aber ist sein Lebenskonzept zu attraktiv und verführerisch. Putin wird an der westlichen Dekadenz scheitern, die er so sehr verachtet.

Alexander Grau ist ein deutscher Philosoph, Journalist, Publizist und Buchautor.

Im Niemandsland der Ukraine

Das Schweizer Fernsehen versagt im Ukraine-Krieg. Die grossen Verlage sind nicht viel besser.



Wenn es derzeit einen klassischen Kriegsreporter gibt, dann ist das Paul Ronzheimer. Ronzheimer berichtet aus der Ukraine für die *Bild*-Zeitung und Bild-TV.

Ronzheimer trifft sich in Kiew mit Wolodymyr Selenskyj («*Bild* beim Helden-Präsidenten»), er trifft sich mit Vitali Klitschko («Dieser Held wird sich niemals brechen lassen»), er trifft sich mit Angehörigen von Todesopfern («Helden sterben nicht»).

Helden, wohin man blickt. Ronzheimer trägt Helm und Schutzweste, wenn er vor Trümmerfeldern, Amtssitzen und Spitälern steht. Den Helm nimmt er ab, wenn er dann vor der Kamera posiert. Das tut er oft. Der Reporter selber ist immer im Bild, denn auch der Reporter ist ein Held.

Es ist das moderne Rollenverhalten des Kriegsreporters, wie es CNN-Journalist Peter Arnett 1991 im Golfkrieg erfunden hat. Arnett war einer der wenigen Journalisten damals in Bagdad. Mindestens so häufig wie das Kriegsgeschehen fing die Kamera den Reporter ein, mutig und furchtlos und nur den News und der Wahrheit verpflichtet. Es ist das Genre der Selbstdarstellung.

Ein bisschen in diesem Genre versuchte sich auch Luzia Tschirky, die Ukraine-Korrespondentin des Schweizer Fernsehens, auch sie in der üblichen, kugelsicheren Weste vor dem Mikrofon. Drei Tage nach Kriegsausbruch wurde es ihr allerdings zu brenzlich, und sie setzte sich per Auto nach Polen ab.

Seitdem hat das Schweizer Fernsehen keine eigenen Journalisten mehr in der Kampfzone der Ukraine. Man informiert aus zweiter

Hand, mit Videos von anderen TV-Stationen und von News-Agenturen. Dass in der «Tageschau» das Signet «SRF news» vom Bildschirm leuchtet, ist Etikettenschwindel. SRF kuppert nur von Dritten ab.

Ich halte das für publizistische Dienstverweigerung. SRF betont bei jeder Gelegenheit, wie wichtig der öffentliche Funk für objektive Information und Meinungsbildung sei. Wenn diese hehre Aufgabe etwas riskanter wird, macht man sich blitzartig aus dem Staub.

In Deutschland war es ähnlich. Hier setzte es Kritik ab, weil sich die Öffentlich-Rechtlichen ebenso aus der Verantwortung zu stehlen versuchten. Inzwischen haben ARD und ZDF

Wenn die hehre Aufgabe etwas riskanter wird, macht man sich blitzartig aus dem Staub.

aufgestockt und sind nun mit drei Reportern vor Ort. Am offensivsten unter den staatsnahen Sendern informiert die BBC, die in der Ukraine mit einem halben Dutzend Journalisten präsent ist. Sie moderieren ihre Berichte vom Dach eines Hochhauses aus in Kiew.

Wie oft, wenn es um hautnahe Information geht, ist das Publikum bei den privaten Anbietern besser bedient. CNN und Fox News sind, wie üblich, mit ganzen Brigaden in der Ukraine zur Stelle. Aber auch ein kleineres Medienhaus wie der *Spiegel* hat fünf Reporter im Einsatz. Am auffälligsten ist die Präsenz der Bild- und Welt-Gruppe aus dem Axel-

Springer-Verlag, der gleich zehn Journalisten losgeschickt hat.

Damit wären wir zurück bei Kriegsreporter Paul Ronzheimer von *Bild*. Das Grossaufgebot seines Hauses erklärt sich aus politischen Gründen. Axel Springer, wie kein zweiter Verlag, zielt auf eine Eskalation des Konflikts ab. Mathias Döpfner, der CEO und Miteigentümer des Konzerns, forderte in einem Kommentar unverblümt: «Die Nato muss jetzt handeln.»

Das trug ihm heftige Kritik ein. «Von allen guten Geistern verlassen. Europas mächtigster Verleger schreibt den dritten Weltkrieg herbei», kommentierte etwa die *NZZ*.

Für die *NZZ* arbeitete Ulrich Schmid bis diese Woche in der Ukraine. Auch er ist inzwischen abgereist, und so hat als einziges Schweizer Blatt die *Weltwoche* mit Kurt Pelda noch einen Kriegsreporter in der Ukraine im Einsatz. Alle anderen sitzen hinter dem Ofen.

Kein Journalist aus einem grossen Schweizer Medienunternehmen ist am Ort des Geschehens. Der *Blick* bezieht Material aus einer Partnerschaft mit CNN. Der Tamedia-Verlag bedient sich bei der *Süddeutschen Zeitung*. Das Verlagshaus CH Media hat seinen Korrespondenten abgezogen. Die Schweizerische Depeschagentur kopiert bloss die ausländischen Agenturen DPA und AP.

Am blamabelsten ist der Auftritt von Schweizer Radio und Fernsehen. Wenn sie dort wissen wollten, wie es im Krieg wirklich zuging, dann riefen sie den *NZZ*-Journalisten Ulrich Schmid in der Ukraine an und schalteten ihn in ihre Sendung auf. Und für so was bekommen die jährlich 1,2 Milliarden Franken an Gebührengebern.

Das Jahr, als die Welt durchdrehte

Angefeuert von Dichtern und Denkern, taumelte Europa im Sommer 1914 in einen Weltkrieg. Die hysterische Stimmung von damals erinnert gespenstisch an unsere Gegenwart.

Matthias Matussek

Vielleicht unterscheidet sich die banale Ausgangslage für die grosse Katastrophe unserer Zeit nicht so sehr von der, die zum «Augusterlebnis» 1914 führte, zum Kriegsausbruch, zur grossen Katastrophe. Auch damals schlafwanderten Nationen, in Bündnisse verschweisst, ins grosse Schlachten.

Und auch damals brannte die Lunte in Osteuropa: Die Serben fühlten sich unterdrückt von der Grossmacht Österreich-Ungarn, und ihre obskure Geheimorganisation Schwarze Hand schickte den Attentäter Gavrilo Princip nach Sarajevo, um den Kronprinzen zu erschliessen. Eine blutige Posse, die eine Kettenreaktion auslöste.

Die Zeit damals: unendliche Langeweile und Ennui. In Musils «Mann ohne Eigenschaften» nimmt der Held Ulrich «Urlaub vom Leben». Sigmund Freud kurierte Hysterien.

Wissenschaften, die sich alles zutrauten

Hysterien auch heute. Das Klima wird uns verbrennen. Autos ersticken uns. Unsere Intelligenz im Westen beschäftigt sich bis ins absurde Detail mit Mikroaggressionen wie Strassenbenennungen nach einstigen Feldherren oder rassistisch zu verstehenden Begriffen.

Gleichzeitig leben wir in einer pompösen Selbstüberhebung wie die Wissenschaften vor 1914, die sich alles zutrauten und ihre Errungenschaften in Weltausstellungen präsentierten (Rolltreppe, Reissverschluss, Hybridautos).

Unsere Zeitgenossen fliegen privat zum Mond und tüfteln an selbstfahrenden Autos. Sie bestehen darauf, das Geschlecht frei wählen zu können, das Leben in Reagenzgläsern zu erzeugen und den Tod unendlich hinauschieben zu können.

Das Ergebnis dieser Gedankenübungen ist der *Homo Deus*, der gottgleiche Mensch, der sich der Aufgabe verschrieben hat, das Weltklima zu ändern. Und plötzlich wird all das weggewischt durch einen kriegerischen Akt im Osten, der in die alte Welt zurückführt.

Aus einer Phase der Fortschrittsbegeisterung und Selbstüberhebung ist unsere Öffentlich-

keit des frühen 21. Jahrhunderts im frühen 20. Jahrhundert wiedererwacht. Im Bundestag applaudieren die Parteien stehend dem Kanzler, der angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine den Wehretat um hundert Milliarden Euro erhöht. Plötzlich sind nach den wirtschaftlichen Sanktionen auch Waffenlieferungen kein Tabu mehr.

Die geistige Mobilmachung erreicht einen Höhepunkt mit dem *Bild*-Kommentar von Europas mächtigstem Verleger, Springer-Chef

Thomas Mann sah seine Aufgabe in der «Ausdeutung, Verherrlichung, Vertiefung» der Kriegsgeschehnisse.

Mathias Döpfner, der ein Eingreifen der Nato in der Ukraine vorschlägt. Um einen dritten Weltkrieg zu vermeiden, schreibt Döpfner den dritten Weltkrieg herbei.

Auch 1914 schlafwandelte das Deutsche Reich in eine Sackgasse. Und am Schreibtisch, das wissen wir Feuilletonisten, denkt es sich besonders mutig und besonders erbarmungslos.

Aber was war es eigentlich, was das «Augusterlebnis» für deutsche Dichter und Schriftsteller damals so unwiderstehlich machte? Zunächst wohl das Gefühl der Einheit. Doch dann sicher auch das Gefühl der eigenen Bedeutung, ja der Sendung, die viele in sich spürten.

Kriegstrunkene Gedichte

Ein Hohepriestertum mit allen Weihefloskeln schlich sich in die Prosa ein, von einem mystischen Auftrag war die Rede. Endlich wieder wahrgenommen zu sein, endlich wieder voranschreiten zu dürfen, endlich wieder die Deutungshoheit erlangt zu haben in «den höchsten Angelegenheiten der Nation» – das war es, was Rudolf Borchardt, etwa in seiner Schrift «Der Krieg und die deutsche Verantwortung», mit Genugtuung erfüllte.

Der Erste Weltkrieg war durchaus eine Sache der Dichter und Denker. Sie gaben die Hymnik

vor. Thomas Mann sah seine Aufgabe in der «Ausdeutung, Verherrlichung, Vertiefung» der Kriegsgeschehnisse, und seine Leser antworteten auf ihre Weise: Über 50 000 Laiensandten eigene kriegstrunkene Gedichte an die Redaktionen.

Auch andere Geistesgrössen stimmten ein. Max Weber begrüsst «diesen grossen wunderbaren Krieg» und bedauerte, nicht mehr daran teilnehmen zu können. Die expressionistischen Dichter Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Paul Zech, Georg Trakl meldeten sich freiwillig, genauso wie Richard Dehmel, Hermann Hesse, Ludwig Ganghofer, Klambund und viele andere. Der Expressionist Ernst Wilhelm Lotz freute sich darauf, den Krieg «ästhetisch zu erleben».

Sie alle sollten im August 1914 beglückt entdecken, dass sich ihre Gefühle mit denen der Kommerzienräte und Offiziere deckten. Und mit denen der Kioskbudenbesitzer und der Kohlschlepper und der Proletarier, kurz, des Mannes auf der Strasse. Die Avantgarde war im Kern der Gesellschaft gelandet, in einer Wolke aus Hass und Hochmut und nationalem Fieber.

Tote Pferde

«Alle von der gleichen Wut gepackt», heisst es beim Historiker Jörg Friedrich. Dieser merkwürdige Rausch, in dem es keine Parteien mehr gab, sondern nur noch Deutsche, wie ein kriegslüsterner Kaiser Wilhelm II. ausrief.

Und er hatte ja recht, ausgerechnet dieser leicht beschränkte, grössenwahnsinnige Operettenkaiser mit seinem verkümmerten Säbelarm, dem Faible für Prunkuniformen und Matrosenlätzchen, ausgerechnet diese Pickelhauben-Karikatur sprach in der von seinem Kanzler Bethmann Hollweg erfundenen Lösung eine einfache Wahrheit aus: Es gab tatsächlich nur noch Deutsche.

Den ins Feld marschierenden Soldaten schmückten Frauen die Bajonette mit Blumen. Begeisterte Abschiede, Wimpel, Märsche, Lieder. Der Angriff wurde unterfüttert mit einer Art todesmutiger, antimoderner Ritterlich-



«Urlaub vom Leben»: Berlin, 3. August 1914.

keit, von der Erinnerung an die heroischen Tage der Befreiungskriege gegen Napoleon, für die Heinrich von Kleist in seiner «Hermannsschlacht» mobilgemacht hatte. Romantik und Blut und Boden.

Der nach Frankreich gezogene Feldarzt Wilhelm Klemm notierte: «So muss es 1813 gewesen sein ... wir leben in einer grossen Zeit.» Dreissig Tage später hatte Klemm die grosse Zeit und 1813 satt: Leichenberge, Dreck und Kot bis an die Knie, tote Pferde mit aufgedunsenen Leibern.

Waterloo lag zwar auf der Strecke, doch dieser Krieg hatte nichts Heroisches mehr, und Klemm notiert: «Wir alle hoffen, dass der Krieg mit Frankreich bald zu Ende sein wird, die Franzosen leiden ja noch mehr als wie unsere Leute.» Und er fragt sich, worin es besteht, «das Geheimnis, das den Leuten zu so unsäglichem Leiden die Ausdauer gibt». Er sehnt sich nach der erlösenden Kugel.

Was für ein Wandel vom Ausbruch einer romantisch-heroischen Stimmung hin in das elende Aushalten und Verrecken in einem industriellen Massentöten und -sterben!

Wirtschaftliche Vernunft?

Der Expressionist August Stramm notiert 1915: «Ich habe kein Wort. Ich kenne kein Wort. Ich muss immer nur stieren, stieren, um mich stumpf zu machen.» Kurz darauf fällt er in Russland am Dnepr-Bug-Kanal.

Aber der Rausch des Kriegsbeginns war keine rein deutsche Affäre. Die Welt drehte durch.

Der Brite Rudyard Kipling, der schon lange von der Mission des kriegführenden Empires erfüllt war und in Gedichten wie «The White Man's Burden» das Sendungsbewusstsein kolonialer Offiziere ausstaffiert hatte, scharte mit seiner Gedichtzeile «The Hun Is

*Feldarzt Wilhelm Klemm notierte:
«So muss es 1813 gewesen sein ... wir leben in einer grossen Zeit.»*

at the Gate!» (Der Hunne steht vor dem Tor) die britische Kunstelite um sich. In einem offenen Brief sprachen sich 52 Schriftsteller für den «gerechten Krieg» gegen die Deutschen aus.

In Frankreich wurde der sozialistische Pazifist Jean Jaurès von einem Kriegsfanatiker erschossen, während ein österreichischer Kriegsminister mitten in der Balkankrise eine Industriellengattin mit ausschweifenden Liebesbriefen beglückte – und das täglich!

Alle erinnerten an Goyas Aquarell mit dem Titel: «Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer».

Aber sprach nicht zumindest die wirtschaftliche Vernunft gegen Krieg? Der britische Labour-Abgeordnete Norman Angell sah es so. Er beruhigte in einem Brief an die deutsche Studentenschaft damit, dass ein Krieg in einer wirtschaftlich engverflochtenen Welt keinen Sinn mehr mache. Weil dann «der Einfluss der gesamten deutschen Finanzwelt gegenüber

der deutschen Regierung zum Tragen kommen würde, um eine für den deutschen Handel ruinöse Situation zu beenden».

Nun erleben wir, in der wirtschaftlichen Erdrosselung Russlands, das Gegenteil, denn die hat auch Auswirkungen auf die Wirtschaften der Boykotteure. Angell vertraute auf die Sprache der Zahlen und auf die Welt der Bilanzen. Was aber, wenn das «Augusterlebnis» genau dagegen rebellierte?

Einigen der früh Entflammten gelang es immerhin, das Unheil auch ohne Schützengrabenerlebnis früh zu erkennen. Hermann Hesse hatte sich in Basel, wohin er gezogen war, als Freiwilliger bei der deutschen Botschaft gemeldet. Er wurde als untauglich befunden, der «Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene» zugeteilt und versorgte Internierte mit Lektüre.

Hassbriefe gegen Hesse

Doch schon im November 1914 veröffentlichte er den Essay «O Freunde, nicht diese Töne», in dem er seine Kollegen vor nationalistischer Propaganda warnte. Mit dem französischen Pazifisten Romain Rolland verband ihn eine tiefe Freundschaft. Alte Freunde sagten sich von ihm los. Kübelweise gingen Hassbriefe gegen ihn ein, die Presse attackierte ihn, seine Bücher wurden zu Ladenhütern.

Mit Thomas Mann allerdings brach er nie. Der wiederum war elektrisiert von Hesses «Demian», einem 1917 in einem dreiwöchigen Arbeitsrausch verfassten Roman über die Verführbarkeit der Jugend, über Tod und Teufel und die Strudel des Irrationalen. «Unvergesslich die elektrisierende Wirkung», schrieb Mann, «eine Dichtung, die mit unheimlicher Genauigkeit den Nerv der Zeit traf.»

Hermann Hesse war später seine erste Anlaufstation, als er sich vor Hitlerdeutschland ins Ausland rettete. Doch noch im amerikanischen Exil, während seiner «demokratischen Opposition Maienblüte», mochte Thomas Mann seiner Haltung, seinen Gedanken zum Ersten Weltkrieg nicht abschwören. Er fand sie «interessanter».

Wer sich heute noch ein Bild dieser fiebrigen Stimmung machen will: Die legendäre Anthologie «Menschheitsdämmerung» von Kurt Pinthus, die 1919 erschien, dieser grosse Kanon expressionistischer Lyrik, wurde zum Gespenstertanz aus Lebenden und Toten. Viele der dort aufbewahrten Künstler waren verreckt im Krieg.

Doch ihre Gedichte leuchten bis heute.

Mode-Diagnose Rassismus

Harvard-Psychologin Mahzarin Banaji hat einen Diskriminierungstest entwickelt. Der fragwürdige Gesinnungsmesser erobert Hochschulen und Firmen.

Marc Neumann

Washington D.C.
Nette Worte fand Jordan Peterson für Mahzarin Banaji keine: «Bockig» bleibe die Professorin für Sozialethik an der Harvard University, so schimpfte Peterson bei der Ankündigung seines Rücktritts von der Universität Toronto Ende Januar. Mit ihrer «linken Agenda» in einer «korrupten» Subdisziplin der Psychologie und besonders durch ihr Festhalten an ihrem Forschungsinstrument, dem «Implicit Association Test» (IAT), sei sie hauptverantwortlich für «unser andauerndes Leiden unter dem Joch von DIE», der unheilvollen Doktrin von Diversität, Inklusion und Gleichstellung (deren Befürworter die gottnahe Abkürzung DEI verwenden).

Peterson streitet bekanntlich gerne. Dennoch ist der Angriff auf Banaji bemerkenswert. Schliesslich ist die 65-Jährige eine hochdekorierte Sozialpsychologin, eine Einwanderin mit amerikanischer Bilderbuchkarriere, die sie aus dem indischen Secunderabad per Meritokratie bis in den akademischen Olymp von Yale und Harvard führte. Was genau stösst dem Autor und neu emeritierten Psychologieprofessor Peterson da so übel auf?

«Gut» und «schlecht»

Sein Zorn gilt dem IAT, jenem von Banaji mit Doktorvater Anthony Greenwald an der Yale University entwickelten Test, der seit 1998 implizit-unbewusste – sprich: rassistische, sexistische oder homophobe – Vorurteile zu entlarven verspricht. Die Testanordnung ist simpel (und auf ProjectImplicit.net von Banajis Non-Profit-Organisation öffentlich zugänglich). Aufgabe ist es, auf dem Bildschirm Kombinationen von Bildsujets sowie positiv und negativ konnotierten Worten per Tastendruck korrekt als «gut» oder «schlecht» zu erkennen. Wählt man beispielsweise den IAT zum Thema Rasse, steht im ersten Durchgang des Tests etwa ein Foto eines Weissen in der Kategorie «gut» und muss mit Worten wie «Freude» oder «lieblich» assoziiert werden. Demgegenüber das Foto eines Schwarzen in der Kategorie «schlecht», dem Ausdrücke wie «Ärger», «Hass» oder Ähnli-

ches zugeordnet werden. Im nächsten Durchlauf werden «gut» und «schlecht» umverteilt. Unter Zeitdruck führt die neue, verwirrende Assoziationsaufgabe zu unbewussten Flüchtigkeitsfehlern, die aber auf implizite Vorurteile



«Leuchtende Madonna»: Professorin Banaji.

zurückgeführt werden. Wer negative Attribute mit dem falschen Bild verbindet, tut das gemäss dem IAT aus unbewusstem Rassismus.

Banajis einfaches Semantikspiel hatte ungeahnten Erfolg: Millionenfach abgelegt und in der Forschungsliteratur kanonisiert, wurde

Der Test wurde als Allheilmittel gegen unbewussten Rassismus gefeiert.

Der IAT auch in Populärmedien wie der *Washington Post*, in Bestsellern («Blink» von Malcolm Gladwell) oder von Oprah Winfrey als Allheilmittel gegen unbewussten Rassismus gefeiert. Der IAT wurde so integraler Bestandteil von Diversity-Trainings in Unternehmen, Organisationen und Universitäten in ganz Amerika, um

die Sensibilisierung der Belegschaft gegenüber Diskriminierung in der Gesellschaft voranzutreiben. Und der IAT sollte Diskriminierung laut Banaji nicht nur identifizieren, sondern gar vermindern. Das hätte ihn zum Allheilmittel gemacht gegen Verzerrungen von Polizeigewalt bis Bewerbungsabsagen oder Beförderungen. Eine tolle Sache – würde sie nicht auf einem wissenschaftlich fragwürdigen Ansatz beruhen, wie Peterson bereits vor fünf Jahren im Podcast bei Joe Rogan kritisiert hatte: Der IAT zeige nicht Vorurteile. Assoziationsfehler entstünden vielmehr aus der Unvertrautheit mit der Neuheit eines – ethnisch, sexuell oder sonst wie – anderen. Mehr als die Existenz unterschwelliger gesellschaftlicher Haltungen lasse sich daraus nicht ableiten.

Methodologische Schwächen

Schützenhilfe erhielt Peterson etwa von Olivia Goldhill im Internetportal *Quartz* oder Jesse Singal im *New York Magazine*. Die lesenswerten Essays (mit Hinweisen auf die Fachliteratur) identifizierten weitere methodologische Schwächen: Resultate des IAT liessen sich nur beschränkt wiederholen und beruhten auf Einzelstudien. Die Vorhersagbarkeit diskriminierender Handlungen von Individuen und die Möglichkeit, ihnen dank des IAT vorzubeugen, liessen sich in Metastudien nicht belegen (hier sind sich selbst Banaji und Greenwald, die IAT-Urheber, uneinig). So schliesst sich der Kreis zu Petersons Empörung: Wenn die IAT-Grundlage wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genüge, warum sollte man DIE dann zum allgemeinen Gesinnungsstandard und Qualifikationskriterium erheben?

Dessen ungeachtet feiern DIE und IAT fröhliche Urständ. In Trainings wird weiter eifrig getestet, Mahzarin Banaji wird mit Preisen – wie unlängst dem «James McKeen Cattell Lifetime Award» der Association for Psychological Science – überhäuft. Ihre Jünger verehren die IAT-Hohepriesterin als «leuchtende Madonna». Die Smithsonian Institution hat Banaji zu Ehren sogar eine Wanderausstellung auf die Reise durch die USA geschickt.

Kulturbruch

Russland kann in absehbaren Zeiten nie mehr ein glaubwürdiger Partner des Westens werden.



Es ist immer gut, bei der Einschätzung eines Gegners davon auszugehen, dass er rational handelt – auch dann, wenn man seine Motive missbilligt oder unsinnig findet. Wenn man dies zugrunde legt, kann man umgekehrt auch aus den Handlungen eines Gegners auf dessen Ziele oder Motive schliessen.

Wendet man dieses Verfahren auf Putin an, so kommt man zu dem eindeutigen Schluss, dass er die ganze Ukraine unter Russlands Oberherrschaft bringen will. Und man kommt weiter zu dem Schluss, dass er dort nicht stehenbleiben wird, wenn er Erfolg hat. Die Moldau, Weissrussland und möglicherweise auch Kasachstan werden folgen. Auch das Baltikum ist gefährdet, schliesslich stand es schon lange vor der Krim unter russischer Herrschaft. Die weitgehende geografische Wiederherstellung des Zarenreiches ist offenbar Putins Ziel.

Putin und mit ihm Russland haben die Brücken hinter sich abgebrochen, das Land kann in historisch absehbaren Zeiten nie mehr ein glaubwürdiger Partner des Westens werden. Nur ein interner Umsturz in Russland könnte die Verhältnisse noch wenden. Er ist aber unwahrscheinlich, dafür ist Putin zu misstrauisch und zu machtbewusst.

Im Krieg mit der Ukraine gibt es für ihn nur noch den bedingungslosen Weg nach vorn – ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen, Material, Finanzen und Reputation. Niemand weiss, ob die Ukraine militärisch noch zwei, vier oder sechs Wochen durchhält. Der Kampf ist aussichtslos. Irgendwann wird es eine Exilregierung im Westen geben, und vom militärischen Widerstand werden allenfalls

Partisanenkämpfe in den ukrainischen Wäldern übrigbleiben.

Der Westen – und vorneweg Deutschland – muss sich fragen, was er falsch gemacht hat. Der Grundfehler lag darin, dass man Wünsche und Hoffnungen auf Russland projizierte, diese aber nicht als Projektion erkannte, sondern im politischen Handeln für bare Münze nahm. So konnte es geschehen, dass die Bundeswehr in ihrem

Der Grundfehler lag darin, dass man Wünsche auf Russland projizierte, diese aber nicht als Projektion erkannte.

gegenwärtigen Zustand nicht einmal mehr rudimentäre Aufgaben der deutschen Verteidigung wahrnehmen kann, während gleichzeitig 55 Prozent der deutschen Gasversorgung aus Russland kommen. Selbst jetzt, in der höchsten Not der Ukraine, sind die Sanktionen des Westens sorgfältig so gestaltet worden, dass die Energieimporte aus Russland nicht gefährdet und natürlich auch weiter bezahlt werden.

Vor der Zahnlosigkeit solcher Sanktionen muss Russland wahrlich keine Angst haben, und vom vorübergehenden Importstopp für Porsches und andere Luxusgüter oder von der Beschlagnahme der Yachten seiner Oligarchen muss es sich auch nicht schrecken lassen.

Die wahre Bewährungsprobe für den Westen kommt, wenn Russland die angestrebte Friedhofsruhe in der Ukraine hergestellt und diese ihrem Machtbereich einverleibt hat. Dann wird es nach einer Anstandspause die Friedensfühler nach Deutschland ausstrecken, erneut

gute Zusammenarbeit anbieten und die politische Wühlarbeit gegen die eingeleitete Stärkung der Nato und die Aufrüstung der Bundeswehr aufnehmen. Spätestens dann werden sich in Deutschland wieder alle jene Friedensengel zu Wort melden, die seit Jahrzehnten von links bis rechts auf die eine oder andere Weise die russische Sache betrieben haben.

Es ist ja wahr: Wir können Russland aus Europa nicht wegwünschen. Wir können es weder militärisch besiegen, noch können wir seine inneren Verhältnisse ändern. Durch den Zugewinn der Ukraine wird es uns näher auf den Pelz gerückt und bedrohlicher als je zuvor in den vergangenen vierzig Jahren sein. Wo die USA in zehn Jahren stehen und was dann ihre Prioritäten sind, wissen wir dagegen nicht.

Aus heutiger Sicht erweist es sich als schwerer Fehler, dass Deutschland 2008 die Aufnahme der Ukraine in die Nato ablehnte, obwohl die USA sie unterstützten. Niemals wäre es zur russischen Besetzung der Krim und zum jetzigen Angriff Russlands gekommen.

Die rauschhafte Emotionalität der westlichen Unterstützung für die Ukraine wird nach ihrer endgültigen Niederlage und Einverleibung nach Russland schnell vergehen. Die Mühen der Ebene werden wieder an Gewicht gewinnen, und der russische Energiereichtum wird unaufhörlich locken. Die linken, rechten und liberalen Friedenstauben werden erneut gurren. Man wird sehen, wie es dann um die antirussische Härte von Macron, Johnson, Scholz beziehungsweise von deren politischen Nachfolgern bestellt sein wird. Ich bin nicht optimistisch.

Achtung, Kriegsinflation

Der Konflikt um die Ukraine lässt Energie- und Nahrungsmittelpreise galoppieren. Dieses Desaster haben die Notenbanken vorbereitet.

Beat Gygi

Die Preise sind nun auch in der Schweiz so stark am Klettern, dass die Inflationszahlen Aufsehen und Nervosität hervorrufen. Im Februar sind die Konsumentenpreise um 0,7 Prozent gestiegen, im Vergleich mit Februar 2021 macht die Teuerung 2,2 Prozent aus. Eine Hunderternote ist ein Jahr später also noch rund 98 Franken wert. Und je nach Bankkonto zehren zudem Negativzinsen am Vermögen. Klar, im Vergleich mit der aktuellen Inflation in Deutschland (5,1 Prozent) und den USA (7,5 Prozent) mag das noch zahm wirken, aber es gibt seit einem Jahr eine Beschleunigung nach oben, und wenn es so weitergeht, kommt die Geld-Schwindsucht – und damit eine fatale Umverteilung.

Inflation vernichtet den Sparern jeden Monat einen Teil ihres Geldes und freut gleichzeitig alle, die Schulden haben, weil sie später ihre Verbindlichkeiten mit aufgeblähtem, also wertloserem Geld zurückzahlen können, quasi mit Styropor statt Silbermünzen. Die sogenannte Kerninflation (ohne frische und saisonale Produkte, ohne Energie und Treibstoffe) machte in der Schweiz jüngst 1,3 Prozent aufs Jahr aus, gleich hoch war die inländische Teuerung. Das Brisante kam aus dem Ausland: Die Importe wiesen eine Jahresinflation von 4,3 Prozent auf. Erdölprodukte allein ein Plus von 27 Prozent, Energie und Treibstoffe eines von 18 Prozent.

Lieferprobleme in der Pandemie

Die Weltmarktpreise von Öl und Gas haben sich 2021 vervielfacht. Und jetzt steigen sie wegen des Ukraine-Konflikts weiter. Ist eine Art Kriegsinflation zu erwarten? Der von den grossen Notenbanken verursachte Geldüberhang traf ja bisher schon auf ein Güterangebot, das durch Lieferprobleme in der Pandemie dezimiert war. Werden nun neue Störungen durch den Krieg das Ganze noch verschärfen und Preise erst recht in die Höhe treiben? Nach der Einschätzung von Gunther Schnabl, Professor für Volkswirtschaft und Währungstheorie an der Universität Leipzig, geht die Entwicklung in diese Richtung.



Flucht in Sachwerte.

«Wir sind jetzt praktisch in der dritten Runde einer grossen Inflationsspirale», meint Schnabl. Die erste Runde begann seiner Ansicht nach spätestens mit der expansiven Geldpolitik, mit der die Notenbanken die globale Finanz- und Schuldenkrise 2008/09 zu bewältigen suchten. «Diese Politik hat einen Geldüberhang erzeugt, der sich zuerst nur in den Vermögenswerten niedergeschlagen hat, also in Aktienkursen sowie Preisen für Immobilien, auch für Kunst und Luxusgüter», sagt er. Dies führte zur sogenannten Vermögenspreisinflation, die unter dem Radar blieb, weil sie in offiziellen Inflationsstatistiken nicht erscheint, denn normale Konsumgüter waren kaum betroffen.

Das kam dann in der zweiten Runde. Schnabl: «Im Zug der Pandemie-Politiken wurde viel von dem Geld, das die Zentralbanken so reichlich zur Verfügung gestellt haben, über Corona-Hilfsmassnahmen in den privaten Sektor transferiert, an Firmen und Haushalte. Das treibt jetzt die Konsumentenpreisinflation an.» Das heisst, dass nun auch die traditionelle

Inflationsmessgrösse getroffen und nach oben getrieben wird: der klassische, politisch wichtige Konsumentenpreisindex.

«Meist, wenn expansive Geldpolitik zu Konsumentenpreissteigerungen führt, schlägt sich das zuerst bei Energie und Nahrungsmitteln nieder. So ist es auch diesmal», legt Schnabl dar und fügt an: «Jetzt kommt aber ein Krieg dazu, der sich auf eine Region fokussiert, die reich an Rohstoffen und Agrargütern ist. Das treibt die Preise für Öl und Gas erst recht nach oben, zusätzlich aber auch die Weizenpreise.» Das werde den Inflationsdruck bei Energie und Nahrungsmitteln erheblich verstärken.

Und damit auch den Druck auf Politiker und Notenbanken – wobei diese, so Schnabl, rasch zum Argument greifen würden, diese Preissteigerungen stammten aus exogenen Quellen, kämen quasi von aussen, durch unbeeinflussbare Faktoren bestimmt, nicht eine Folge der Politik. «Diese Karte kann man heute in der Ukraine-Krise wieder sehr gut spielen», meint er.

Aber in der Vergangenheit sei der Anstieg von Rohstoffpreisen oder auch Öl- und Energiepreisen immer wieder eine Reaktion auf die Inflationspolitik der grossen Zentralbanken gewesen.

«Das beste Beispiel sind die 1970er Jahre. Da kam der globale Inflationsdruck aus der Finanzierung des Vietnamkriegs und der Sozialausgaben in den USA durch die Notenbank», erklärt Schnabl. Das seien die wichtigsten Faktoren gewesen, welche die Inflationsentwicklung in den 1970er Jahren ausgelöst hätten, welche der damalige Notenbankpräsident Paul Volcker schliesslich Ende der 1970er Jahre mit einer radikalen Zinserhöhung beendete. «Inflation entsteht bei vorhandenem Geldüberhang durch forciertes Konsumieren. Auch Kriege steigern die Nachfrage, denn da wird nicht investiert, sondern verbraucht», hält Schnabl fest.

Inflation führe immer auch zu einer Flucht in Sachwerte, und Rohstoffe seien Sachwerte, deren Preissteigerungen starke Verteilungswirkungen hätten: Rohstoffexportierende Länder würden davon profitieren, rohstoffimportierende Länder dagegen verlieren –

«Wir sind jetzt praktisch in der dritten Runde einer grossen Inflationsspirale.»

wie auch Nahrungsmittelimporteure, denn Nahrungsmittel und Rohstoffe seien inzwischen weitgehende Substitute und deren Preise sehr stark korreliert.

Zu beachten sei nun, dass Rohstoffe in der Regel gegen Dollar, bisweilen Euro gehandelt würden und die rohstoffexportierenden Länder somit über grosse Dollar- und Euro-Reserven verfügten. «Wenn in den USA und Europa die Inflationsraten steigen, werden diese internationalen Reserven der rohstoffexportierenden Länder real entwertet. Diese werden dann versuchen, sich eine Kompensation für diese Entwertung zurückzuholen, indem sie die Rohstoffpreise nach oben setzen. Das sind ja meist Oligopolisten, die über entsprechende Marktmacht verfügen.»

Alles in allem führe das Gemisch aus globaler Inflation und deren Verteilungseffekten zu politischen Instabilitäten, die allerdings schwierig vorausszusehen seien. Solche Zusammenhänge seien nicht nur in den 1970er Jahren beobachtbar gewesen. Ähnliche Spannungen hätten sich auch nach der Jahrtausendwende gezeigt, als die Energiepreise stark angestiegen seien und sich unter anderem das Öl von 20 Dollar pro Fass auf 140 Dollar verteuert habe. Schnabl: «Der Arabische Frühling war auch ein Ergebnis solcher globaler inflationärer Entwicklungen und Umverteilungswirkungen zugunsten der rohstoffproduzierenden Län-

der und zu Lasten der Nahrungsmittelimporteure.»

Kurzer Befund: Ein Anstieg der Energiepreise erfolgt nicht unabhängig von der Geldpolitik, im Prinzip wird er von ihr vorbereitet beziehungsweise begünstigt.

Weitere Drehungen in Sicht

Zudem, so Gunther Schnabl, treibe die Politik die Preissteigerungsspiralen laufend weiter nach oben, indem sie etwa die Staatsausgaben zum Retten und Helfen erhöhe. Als zwingend, als alternativlos würden solche Aktionen jeweils dargestellt. Und das Ergebnis? «Staatsausgaben sind auch Nachfragesteigerungen, die verknappend aufs Angebot und damit preistreibend wirken.» Der Staat müsse ja die Subventionen von Lebensmitteln und Energie finanzieren, und dies werde natürlich auch wieder weitgehend über die Notenpresse geschehen.

Dadurch drehe sich die Spirale eben eine Runde weiter – und viele weitere Drehungen seien in Sicht, denn das billige Geld erzeuge Instabilität in der Krise, diese Krisenherde riefen den Staat auf den Plan, was teure Massnahmen provoziere, die dann wiederum durch neues Geld aus der Notenpresse bezahlt würden. «Die Regierungen versprechen den Bürgern in den reichen Ländern, dass sie sie retten würden, dass aber die Rettung nichts kosten werde.» Genau so sei auch das Versprechen der Sanktionen gegen Russland gelagert: Blockieren, aber nicht im Energiesektor, denn sonst müssten die Menschen ja frieren, und das wolle man nicht.

«In diesem Umfeld einer anhaltend lockeren Geldpolitik werden all die Krisenmassnahmen die Wirtschaft weiter schwächen und damit das Produktionspotenzial absenken, so dass der Geldüberhang automatisch weiterwächst.» Man werfe immer mehr Sand ins Getriebe des Wirtschaftssystems, dieses werde immer weniger produktiv, so dass die realen Einkommen sinken müssten, und das werde über die Inflation passieren.

Der witzigste Cartoon der Welt!!!
Leider so klein gezeichnet,
dass man ihn gar nicht richtig erkennen kann ...



BRODER

Meister des Euphemismus

Ein Euphemismus ist ein «sprachlicher Ausdruck, der einen Sachverhalt beschönigend, mildernd oder in verschleiender Absicht darstellt beziehungsweise benennt». Die zwei klassischen Euphemismen, die man inzwischen durchschaut, sind: die «Endlösung der Judenfrage» für einen Völkermord und «antifaschistischer Schutzwall» für ein Grenzregime, das die Bürger an der «Republikflucht» hindern sollte. Dicht gefolgt von «Justizvollzugsanstalt» für ein Gefängnis.

Nicht nur die Vergangenheit steckt voller Euphemismen, die Gegenwart tut es auch. Jüngstes Beispiel ist «militärische Spezialaktion» für Krieg. Oder «Impfdurchbruch» für Impfersagen und «Auffrischungsimpfung» für eine «dritte Impfung», die deswegen fällig wird, weil die erste und die zweite nicht die erhoffte Wirkung hatten.

Sand in die Augen

Ein anderer Euphemismus, der uns seit Jahrzehnten verfolgt, ist die Behauptung, die Bundeswehr sei «bedingt abwehrbereit», was völliger Unsinn ist. Die Bundeswehr ist so einsatzbereit wie ein Treppenlift ohne Treppe, es mangelt ihr an allem, trotz eines Jahresbudgets von 50 Milliarden Euro. Um die Bundeswehr auf den letzten Stand zu bringen, hat Bundeskanzler Scholz die Aufstellung eines «Sondervermögens» über 100 Milliarden Euro angekündigt. Auch das ist ein Euphemismus, dazu bestimmt, den Bürgern Sand in die Augen zu streuen. Das «Sondervermögen» ist kein Vermögen, es sind neue Schulden, welche die Regierung aufnehmen muss.

Euphemismen gelten in jedem Haushalt, egal, ob im Wohnzimmer ein TV-Gerät steht oder ein Aquarium. Die Zwangsgebühr hört auf den Namen «Demokratieabgabe», und die Stelle, die sie einzieht, firmiert unter «Beitragsservice», als bekämen die Nutzer irgendetwas frei Haus geliefert.

Paul Celan meinte, der Tod sei ein Meister aus Deutschland. Das stimmt nicht, es ist der Euphemismus.

Henryk M. Broder

Stalin-Hymne und Revanche

Ist Putin durchgedreht, wie nun manche im Westen glauben? Nicht auszuschliessen. Doch viel wahrscheinlicher ist er ein Gefangener seiner eigenen verquerten Realität.

Boris Reitschuster

Wladimir Putin hat die Perestroika verpasst. Als das Ende der Diktatur für seine Landsleute in der UdSSR ein Aufatmen brachte, lebte der heutige Präsident als KGB-Offizier in der DDR. Die sah er als kleine, heile Welt, viel ordentlicher und weniger arm als die Sowjetunion.

Ausgerechnet Michail Gorbatschow zerstörte dann Putins DDR-Idylle in Dresden. Demonstranten rüttelten am Zaun der KGB-Villa. Er hatte Dienst. Und Angst. «Ich bin bereit zu sterben», schrie er. Und bat die Armee um Hilfe. Die Antwort: «Moskau schweigt!» Sein Staat liess Putin im Stich. Die Szene hat er nie vergessen.

Damals in Dresden habe er verstanden, so Putin später, dass die Sowjetunion an einer «Lähmung der Macht» leide. Eine richtige Diagnose. Aber er zog die falschen Schlüsse. Nicht das Fehlen von Demokratie, Freiheit und Offenheit sieht er als Sargnagel der UdSSR, sondern zu viel von all dem unter Gorbatschow. Als Präsident tut Putin alles, um dessen «Fehler» rückgängig zu machen. Er errichtet eine «DDR 2.0», mit Blockparteien, gelenkten Wahlen, Neokapitalismus und Reisefreiheit.

Demokratie nach Honecker-Art

Putin spricht viel von Demokratie. Doch was die bedeutet, hat er eher bei Erich Honecker gelernt als bei Willy Brandt. Das macht den Dialog so tückisch: Putin nutzt die gleichen Begriffe wie wir, meint aber etwas anderes.

Modernisierung bedeutet für ihn auch modernere Wahlfälschung und Zensur. Die westlichen Ideale hält er für Etikettenschwindel. Er glaubt, dass wir nur besser sind im Lügen. Dass Demokratie mehr sein könnte als Propaganda, liegt ausserhalb seiner Vorstellungswelt.

Kritik kontert Putin stets mit dem Hinweis auf angeblich ähnliche Missstände im Westen. Die Krim verglich er mit dem Kosovo – als hätte sich auf der Halbinsel ein Völkermord angebahnt. Solche Unterschiede blendet er aus. Wie alles, was stören könnte bei seiner Mission: dem «Zusammensammeln der slawischen Erde».

Dafür heiligt der Zweck alle Mittel: dass er und seine Getreuen Gesetze brechen und sich bereichern. Dass sie Andersdenkende verfolgen. Dass der Staat alles ist und der einzelne Mensch nichts.

Putins Grossvater war Koch bei Stalin. Deses Erzählungen haben ihn geprägt. Er führte die Melodie der Stalin-Hymne wieder ein. Die neuen Schulbücher beschreiben den Diktator als Helden und Gorbatschow als Schwächling.



«Spezialist im Umgang mit Menschen»: Autor Reitschuster mit Putin, 2001.

Die Perestroika, die er nie erlebte, sieht er als Verrat. Russland wurde «auf die Knie gezwungen», sagt er. Kompromisse und Diplomatie sind für ihn ein Zeichen von Schwäche. Und die hasst er: «Die Schwachen werden geschlagen.»

Geschlagen hat ihn einst sein gefühlskalter Vater. Mit dem Gürtel. Als schwächlicher Junge wurde Wladimir in seinem Hinterhof in einem Leningrader Arbeiterviertel gehänselt und geprügelt. Er tut alles, um stark zu werden. Lernt Judo. Geht zum KGB. Posiert als Muskelmann.

Der KGB prägte ihn. Er sei ein «Spezialist im Umgang mit Menschen», sagt er. Anwerben ist sein Beruf. Er wirbt im Westen erfolgreich um Sympathisanten. Gerhard Schröder wird sein grösster «Fang».

Der KGB richtete seine Leute darauf ab, überall Verrat und Verschwörung zu wittern. Selbst im eigenen Umfeld. Das hat Putin einsam ge-

macht. Er sieht sein Land umzingelt von der Nato. Dass er seine Nachbarn selbst verprellte, bis sie sich dem Westen annäherten, verdrängt er. Wer ihn kritisiert, muss ein ausländischer Agent sein. Oder Faschist.

Er fühlt sich vom Westen schlecht behandelt. Er spricht vom «Sieger-Volk», von «Gefahren für das Vaterland» und sogar vom «Sterben vor Moskau»: Putin befindet sich im gefühlten Kriegszustand. Immer nationalistischer, aggressiver und völkischer werden seine Töne. Die meisten im Westen wollen nicht glauben, dass er das ernst meint.

«Revanche» ist sein Schlagwort, das Auswetzen der «Schmach» von 1990. Mit dem Anschluss der Krim gab er dem «erniedrigten» Russland ein Stück Stolz zurück. Weil er damit durchkam, glaube er, jetzt mit der ganzen Ukraine das Gleiche zu schaffen. Und droht nun grandios zu scheitern.

Schwäche zeigen geht nicht

Wie kam es so weit? Weil er nur noch Jasager in seiner Umgebung zulies, geriet er immer mehr in eine Informationsblase. Wurde abgeschottet von der Realität. Bekam nicht mehr mit, dass viele Milliarden, die offiziell in die Armee flossen, auf Schweizer Konten landeten. Und wurde Opfer der eigenen Propaganda: Er glaubte, in zwei Tagen würden seine Panzer in Kiew mit Blumen begrüsst. Stattdessen schweisste sein Angriff die Ukraine zusammen. Selbst wenn er den Krieg gewinnen sollte – die Ukraine hat Russland verloren. Auf Jahrzehnte.

Ist Putin durchgedreht, wie nun manche im Westen glauben? Nicht auszuschliessen. Doch viel wahrscheinlicher ist er ein Gefangener seiner eigenen verquerten «Realität». Was ihn verleiten kann, im Notfall zum Äussersten zu gehen. Denn Schwäche zeigen – das geht für ihn nicht.

Boris Reitschuster lebte sechzehn Jahre in Russland, wo er das Büro des Nachrichtenmagazins *Focus* leitete. Heute betreibt er die Seite Reitschuster.de.

Warum das Auto alternativlos ist

Nur das eigene Fahrzeug bietet heute noch maximale Freiheit und Sicherheit.



Das «Schöne» an den aktuell rasant steigenden Spritpreisen ist ja, dass das, was einem gestern noch teuer vorkam, heute schon günstig erscheint. Und so ist man mittlerweile bereits dankbar, wenn man es noch geschafft hat, das Auto für unter zwei Euro pro Liter vollzutanken.

Aktuell zahle ich pro Tankfüllung fast fünfzig Euro mehr als vor der Einführung der CO₂-Steuer und dem Beginn des Krieges in der Ukraine vor einigen Tagen. Und als wäre das nicht schon genug, haben auch die Energie- und Lebensmittelpreise in den letzten Wochen ordentlich angezogen.

Oft habe ich mich deshalb in den letzten Wochen gefragt, wann den Ersten in Deutschland die Puste ausgeht. Wer nur noch arbeitet, um den Sprit für sein Auto zu bezahlen, das ihn zur Arbeit bringt, der kann es im Prinzip auch seinlassen. Ein Glück für die deutsche Regierung, dass die meisten von uns so etwas wie ein Arbeitsethos besitzen, das uns davon abhält.

Und wenn wir doch einmal wieder kurz davor sein sollten, uns aus dem Fenster zu stürzen, weil wir nicht mehr wissen, wie wir die Raten für das Eigenheim oder den Familienkombi stemmen sollen, können wir hierzulande immer noch auf kompetente Journalisten und Politiker setzen, die uns mit nützlichen Tipps zum Energie- und Spritsparen zur Seite stehen.

Eines dieser blitzgescheiten Exemplare heisst Silvia Liebrich und schreibt für die *Süddeutsche*. Frau Liebrich beobachtet nicht nur «den Ölmarkt seit zwei Jahrzehnten», sondern richtet auch gerne sozialistische Gemeinwohllappelle an ihre Mitbürger. Dass Deutschland nun einen Teil seiner Rohölreserven freigegeben habe,

sei ein Aufruf zum Sparen – und jeder könne mitmachen. Zum Beispiel, indem er 120 statt 180 km/h auf der Autobahn fahre und seine Wohnung nur auf 19 statt 22 Grad heize. Wer sein Auto schiebt und gar nicht mehr heizt, spart übrigens noch mehr. Aber das nur als kleiner Pro-Tipp von mir.

Alternativ könnten Sie als Pendler künftig auch einfach eine Stunde früher aufstehen, um dann mit gemütlichen 60 km/h auf der Auto-

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Und wenn das Volk hungert, soll es eben Kuchen essen.

bahn zur Arbeit zu fahren. Oder noch besser: Machen Sie es so wie 65 Prozent der Syrer in Deutschland, und sitzen Sie lieber in der Shisha-Bar um die Ecke, statt sich jeden Morgen zur Arbeit zu quälen. Irgendjemand wird schon für Ihren Lebensunterhalt aufkommen.

Oder lassen Sie als Frau doch einmal abends das Auto stehen und fahren stattdessen mit den öffentlichen Verkehrsmitteln in die Stadt. Den Nervenkitzel durch sexuelle Belästigungen verschiedenster Art gibt es gratis obendrauf. Auch eine gemütliche Fahrt mit dem Fahrrad spart Benzin. Achten Sie nur darauf, sich nicht vom selbigen herunterreissen zu lassen. Und wenn wir gerade von Abenteuern sprechen: Meine Möbel könnte ich auch locker vom Möbelhaus zu Fuss über die Autobahn in meine neue Wohnung tragen. Der Fantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Und wenn das Volk hungert, soll es eben Kuchen essen.

Was Journalisten wie Silvia Liebrich oder auch Politiker wie Katarina Barley von der SPD («Die Kilowattstunde, die ich nicht verbrauche, ist am billigsten») bis heute nicht verstanden haben: Fernab der eigenen linksbourgeois Blase gibt es Menschen, die auf das Auto angewiesen sind. Nicht nur, weil sie vielleicht auf dem Dorf wohnen oder jeden Morgen damit zur Arbeit pendeln, sondern auch, weil nur das eigene Auto maximale Freiheit und Sicherheit bietet.

Wer den Individualverkehr zum unnötigen Luxus degradiert, erklärt ebenso meine Unabhängigkeit und Sicherheit als Frau zu einem überflüssigen Gut. Ohne Auto bin ich abhängig von männlichen Freunden, die mich begleiten. Ohne Auto könnte ich als Frau nicht zu jeder Tageszeit alleine unterwegs sein.

Ein Staat, der die Sicherheit durch unkontrollierte Migration, Einsparungen bei der Polizei und Überlastung der Justiz immer weniger gewährleisten kann, hat nicht in jene Räume einzudringen, die den Menschen noch Sicherheit bieten. Ein Staat, der nicht die nötige Infrastruktur auf dem Land bietet, hat kein Recht, eine Verkehrswende zu fordern. Ein Staat, der auf die arbeitende Mittelschicht angewiesen ist, muss diese entlasten statt Verzicht zu predigen.

Appelle für das «Gemeinwohl» sind etwas für Menschen, die in ihrer rosa Traumwelt noch immer nicht begriffen haben, dass der Sozialismus einzig in der Theorie eine solidarische Gesellschaftsform darstellt. Was es jetzt braucht, sind Entlastungen für jene, die den Laden Deutschland am Laufen halten. Menschen, für die das Auto alternativlos ist.

Helden der Humanität

In Ungarn und Polen leisten Bürger, Zivilorganisationen und Regierungsstellen grosszügig und effizient Hilfe. Die EU sollte sich bei ihnen bedanken.

Boris Kálnoky

Budapest

Am 4. März kam Margaritis Schinas nach Budapest. Der EU-Kommissar für die «Förderung des europäischen Lebensstils, Migration, Gleichheit und Diversität» war da, um sich ein Bild vom Flüchtlingsstrom aus der Ukraine zu machen. Er ging zur ungarisch-ukrainischen Grenze, sprach dort mit Helfern und Flüchtlingen, verhandelte in Budapest mit Ministerpräsident Viktor Orbán und sagte dann vor Reportern: «Ungarn steht auf der richtigen Seite der Geschichte.»

An den Grenzen zur Ukraine wetteifern in beiden Ländern einfache Bürger, Regierungsstellen, Zivilorganisationen und die Sicherheitskräfte darum, grosszügig und effizient Hilfe zu leisten. Schinas lobte diese Menschen für ihre Grossherzigkeit. Wie sich die Zeiten ändern! Vor sieben Jahren, als an Ungarns südlicher Grenze Hunderttausende Menschen nach Europa drängten, da wurden Orbán und Ungarn zum Prügelknaben der EU, weil das Land die Grenze dicht machte. Das war nicht im Sinn des «europäischen Lebensstils». In den westlichen Medien wurden die Menschen selbst, die Ungarn und die Polen, als rassistisch und fremdenfeindlich diffamiert. Dabei war die schlichte Hilfsbereitschaft im Volk schon damals genau so spontan und umfassend wie heute.

Streit um Zaunbau

Die Politik beider Länder hingegen war damals restriktiv, im Einklang mit dem europäischen Recht, das den Mitgliedstaaten mit EU-Aussengrenzen verpflichtend vorschreibt, diese Grenzen gegen illegale Einwanderung zu schützen. Das europäische Recht verlangt ausserdem, schutzbedürftigen Menschen Asyl zu gewähren – etwa wenn im eigenen Land Krieg herrscht. Genau das tun jetzt Polen und Ungarn (und andere mitteleuropäische Nachbarländer der Ukraine) in denkbar grosszügiger Weise.

Damals wie heute wandten und wenden sie glasklar europäisches Recht an. Die EU schuldet ihnen Dank für ihre jetzige Haltung und eine Entschuldigung für die damaligen wüsten Attacken. Denn Polen und Ungarn haben mit



«Auf der richtigen Seite der Geschichte»: Politiker Orbán (l.), Kaczyński.

ihren Argumenten und Handlungen das europäische Asylrecht davor gerettet, vollkommen ausgehöhlt zu werden.

Zur Erinnerung: Für die Einwanderung sind die Mitgliedstaaten zuständig, für das Asylrecht die EU.

Einwanderung war genau das, was 2015/16 passierte: Menschen, denen es im eigenen Land schlecht ging – oder die aus dem vom Bürgerkrieg geplagten Syrien bereits in andere Länder ausgewichen waren –, versuchten, ins reiche Europa zu gelangen, in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Sie reisten über eine ganze Reihe anderer Länder, in denen sie keiner Gefahr ausgesetzt waren, um in die reichsten EU-Länder zu gelangen. Das Ziel der überwiegenden Mehrheit von ihnen war nicht, vor Gefahr zu fliehen und irgendwann zurückzukehren, sondern dauerhaft auszuwandern.

Weil die EU diese faktische massive Einwanderung mit den Mitteln des Asylrechts zu bewältigen versuchte – denn die Migranten begehrten alle Asyl –, wurde das Rechtsinstrument des Asyls zum Vehikel für die Entmündigung der Mitgliedstaaten beim Thema Einwanderung.

Seither trug die EU viel dazu bei, eine Atmosphäre zu schaffen, als ob nicht Russland, sondern Polen und Ungarn die Todfeinde der Union wären. Zum Trommelfeuer von Anschuldigungen, diese beiden Länder würden «europäische Werte» verraten, gesellte sich die Forderung, man müsse sie hart bestrafen.

Dabei blieb es auch, als wenige Monate vor dem russischen Angriff auf die Ukraine Weissrusslands Diktator Lukaschenko versuchte, die EU mit Migranten aus Nahost zu erpressen. Polen um Vize-Premier Jarosław Kaczyński reagierte mit dem Bau eines Grenzzauns, analog zu jenem in Ungarn. Die EU verstand offenbar nicht, dass sie Ziel eines hybriden Angriffs war, und verweigerte Polen jede finanzielle Hilfe für den Zaunbau. Man finanziere grundsätzlich keine Grenzsperrungen, so die Brüsseler Position. Innenkommissarin Ylva Johansson hatte auch eine Erklärung dafür: Das Geld würde an anderer Stelle fehlen. Bei der Küstenwache.

Keine Covid-Gelder aus Brüssel

An den «europäischen Werten» kann es nicht liegen: Ratspräsident Charles Michel sagte im vergangenen Jahr, eine Finanzierung von Grenzzäunen durch die EU sei «rechtlich möglich». Es war ein wenig, als würde die EU direkt von (Weiss-)Russland angegriffen, müsste aber vor dem Versuch einer Gegenwehr erst mal den zuständigen Ombudsmann fragen. Derweil tat man alles, um Polen und Ungarn zu schwächen und schlechtzureden.

Von Polen verlangt die EU derzeit jeden Tag 1,5 Millionen Euro an Strafgeldern. 500 000 Euro deswegen, weil es nach wie vor Braunkohle fördert. Und eine Million Euro pro Tag, weil es ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH), richterliche Unabhängigkeit zu stärken, nur zögerlich umsetzt. Das sind mehr als 500 Millionen Euro im Jahr.

Sowohl Polen als auch Ungarn erhalten bislang keine Gelder aus dem EU-Fonds zur Bewältigung der wirtschaftlichen Folgen der Covid-Pandemie (NGF). Sie müssen aber für die Kredite garantieren, aus denen dieser Fonds gespeist wird. Polen bekommt wegen rechts-

staatlicher Bedenken kein Geld. Immerhin gibt es da das oben erwähnte EuGH-Urteil, auf das sich die EU zur Begründung beziehen kann. Ungarn bekommt auch keine Covid-Gelder, aber ohne eine konkrete Aussage der EU, warum das so ist und was das Land tun muss, um die Gelder zu bekommen.

Es geht für Polen um 36 Milliarden Euro an Zuwendungen und Krediten aus dem NGF. So viel hat das Land beantragt, von insgesamt 58 Milliarden, die für Polen zur Verfügung stehen. Für Ungarn sind es 7,2 Milliarden Euro, die von der EU zurückgehalten werden.

Darüber hinaus bedeutet der im vergangenen Dezember beschlossene neue Rechtsstaatlichkeitsmechanismus, dass die EU auch Gelder aus dem Kohäsionsfonds zurückhalten könnte – das sind etwa 4 Prozent des jeweiligen Bruttozialprodukts der beiden Länder.

Kompromiss ist überfällig

Das also ist die Lage, in der Polen und Ungarn als «Frontstaaten» der Ukraine-Krise insgesamt bislang 1,4 Millionen Flüchtlinge ins Land gelassen haben. Nun versucht sich die EU an die Spitze der Grosszügigen zu setzen und als Problemlöser zu inszenieren. 500 Millionen Euro wurden bereitgestellt, um Länder

zu unterstützen, die Flüchtlinge aus der Ukraine aufnehmen. Polen und Ungarn hat man plötzlich sehr, sehr lieb.

Polen hat seine Kosten für die Aufnahme von einer Million Flüchtlingen auf zwei Milliarden Euro beziffert. Es rechnet aber mit deutlich mehr Hilfsbedürftigen. Auch die Slowakei spricht von mehr als einer Milliar-

Die EU, die nun nach Einigkeit ruft, hat viel dazu beigetragen, die Union zu spalten und zu schwächen.

de Euro, die nötig wären. Aus Rumänien heisst es, man sei noch am Rechnen, aber auf jeden Fall ginge es um einen dreistelligen Millionenbetrag. Ungarn hat öffentlich noch keine Zahlen genannt. Man ist damit beschäftigt zu helfen, nicht Geld zu fordern.

Klar ist aber, dass die Summe von 500 Millionen Euro für die grösste Flüchtlingskrise seit dem Zweiten Weltkrieg um Lichtjahre zurückbleibt hinter den 800 Milliarden Euro, die die EU insgesamt an Covid-Geldern anbietet (ausser derzeit für Polen und Ungarn).

Die EU, die nun nach Einigkeit in der Krise ruft, hat viel dazu beigetragen, die Union zu spalten und zu schwächen. Eine Aussöhnung,

ein Kompromiss mit Polen und Ungarn ist überfällig.

Russlands Präsident Wladimir Putin betreibt eine Aggressionspolitik, die letztlich auch gegen die EU gerichtet ist. Polen ist der verlässlichste Partner gegen Russland. Ungarn war bislang vielleicht etwas zu freundlich gegenüber Moskau. Wenn all das so ist, kann es dann im Interesse Europas sein, die Entfremdung dieser beiden Länder Jahr für Jahr zu vertiefen? Müsste im Interesse aller nicht vielmehr alles getan werden, um rasch einen Modus Vivendi mit Warschau und Budapest zu finden und sich mit ihnen zu vertragen?

«Europas Talfahrt aufhalten»

Viktor Orbáns Chefberater und Namensvetter Balázs Orbán sieht das so: Ein Teil der europäischen Eliten sei voll darauf fokussiert, andersdenkende Mitgliedsländer ideologisch auf Linie zu bringen. Hingegen beschäftige man sich kaum mit Fragen wie «Geopolitik, Stärkung der Wehrkraft, Energiemarkt oder Wettbewerbsfähigkeit». Man müsse «sofort mit dieser politischen Richtung aufhören, sonst ist Europas Talfahrt in die Bedeutungslosigkeit nicht mehr aufzuhalten». Ein erster Schritt in die richtige Richtung wäre die sofortige Auszahlung der beantragten NGF-Gelder.

EXKLUSIV, EINZIGARTIG, HANDVERLESEN

DIE REFERENTEN



Thomas Meier
CEO Ricola Group AG

mit dem Referat
Natürlich gesunde Schweizer Kräuter für die ganze Welt. Nachhaltige globale Geschäftsentwicklung am Beispiel von Ricola



Rudi Bindella jun. CEO Bindella
Rudi Bindella Verwaltungsratspräsident Bindella

mit dem Referat
Gastronomie mit Lebensfreude

«Täglich vernetzen wir
ausschliesslich Entscheider –
LinkedIn auf persönlichem Weg»

Michelle Rütli-Kumml
CEO



Wir vernetzen Entscheidungsträger

KNOW HOW PLACE

Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum

Der Geist von Sempach

31. KNOW
HOW PLACE

06. April 2022



zum Programm

Diese Politiker möchten nicht über die Neutralität sprechen

Eine Handvoll Parlamentarier entscheidet, wie lange im Nationalrat ein Thema debattiert wird. Die Diskussion über den Schweizer Beitritt zum Uno-Sicherheitsrat wird abgewürgt.

Hubert Mooser

Bern

Genaugenommen sind es dreizehn Nationalrätinnen und Nationalräte, die im Ratsbüro darüber entscheiden, welche Sachgeschäfte während der Sessionen behandelt werden und wie lange darüber gesprochen wird. Dafür werden die Beratungsgegenstände in Kategorien von eins bis fünf eingeteilt. In der Kategorie eins gilt die freie Rede, alle Parlamentarier dürfen etwas sagen. Darunter fallen die Beratungen über Volksinitiativen. Bei der Gletscherinitiative in der ersten Sessionswoche zum Beispiel trugen sich 78 Redner ein. Das führte zu einer Debatte von acht Stunden. Das Gegenteil davon sind Beratungen der Kategorie fünf, die zum grossen Teil bloss noch in Form schriftlicher Verfahren behandelt werden.

Welche Bedeutung das Ratsbüro einem Geschäft beimisst, hängt aber auch davon ab, wie dieses Ratsbüro politisch gerade zusammengestellt ist – besonders wenn es um umstrittene Themen wie die Kandidatur im Uno-Sicherheitsrat geht.

Derzeit gehören folgende Parlamentarierinnen und Parlamentarier diesem Gremium an: Nationalratspräsidentin Irène Kälin (Grüne), ihre zwei Stellvertreter Martin Candinas (Mitte-Partei) und Eric Nussbaumer (SP), die vier Stimmzähler Andrey Gerhard (Grüne), Roland Büchel (SVP), Edith Graf-Litscher (SP), Benjamin Roduit (Mitte-Partei) sowie die Fraktionschefs Thomas Aeschi (SVP), Philipp Matthias Bregy (Mitte-Partei), Damien Cottier (FDP), Tiana Angelina Moser (GLP), Roger Nordmann (SP) und Aline Trede (Grüne).

Linke Mehrheit im Präsidium

Es ist unschwer, zu erkennen, dass die rot-grüne Seite übervertreten ist. Das liegt zum Teil auch daran, dass mit Irène Kälin und Eric Nussbaumer zwei aus dem linken Lager das Präsidium und eines der zwei Vizepräsidentenämter in der grossen Kammer besetzen. Assistentiert von ein paar Mitte-Politikern wie Benjamin Roduit und Martin Candinas,



Acht Stunden für die Gletscherinitiative: Nussbaumer, Kälin, Roduit, Cottier, Nordmann, Trede, Graf-Litscher, Andrey, Moser, Candinas.

verhinderte die rot-grüne Mehrheit im Ratsbüro eine ausführliche Behandlung dieses Geschäftes.

Das erste Mal vor gut zehn Tagen, als man den Antrag der SVP zwar auf die Traktandenliste setzte, für dieses Geschäft jedoch die Kategorie vier festlegte. Will heissen: Die ausserordentliche Session findet bloss als Kurzdebatte statt, die Redezeit beschränkt sich auf eine halbe Stunde.

Anträge abgelehnt

Zu Beginn der Session gab es dann wegen des Überfalls von Russland auf die Ukraine im Ratsbüro einen Rückkommensantrag. «Wenn sich der Bundesrat bereits beim Sanktionsregime gegen Russland schwertut, seine Positionen klarzumachen, was geschieht dann erst, wenn die Schweiz im Uno-Sicherheitsrat heikle Entscheide mittragen muss?», gab ein bürgerlicher Vertreter zu verstehen. Deshalb hätte auch Mitte-Fraktionschef Philipp Matthias Bregy eine längere Diskussion ge-

Für die Kandidatur im Uno-Sicherheitsrat wurde eine halbe Stunde Redezeit veranschlagt.

wünscht. Aber mit Ausnahme von Bregy und den SVP-Vertretern lehnte die rot-grüne Garde im Ratsbüro den Antrag erneut ab.

Inhaltlich geht es um eine Motion der SVP, in welcher die Partei den Rückzug der Kandidatur fordert. Mit einem Sitz in diesem Gremium könne die Schweiz nicht mehr glaubwürdig ihre Guten Dienste anbieten und Konfliktstaaten an einen Tisch bringen, heisst es darin. Sie müsse dann zu komplexen Fragen Stellung beziehen, bei denen sich die Schweiz ohne Sicherheitsrat gewinnbringender einsetzen könnte.

Der Bundesrat und Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) sehen mit dem Sitz im Uno-Sicherheitsrat allerdings eine Möglichkeit, das Ansehen der Schweiz in der Welt zu steigern. Sie befürchten bei einem Rückzug der Kandidatur erst recht einen Glaubwürdigkeitsverlust.

Kurzum: Der Klub der rot-grünen Gesprächsverweigerer will nicht über den Uno-Sicherheitsrat diskutieren.

Entlarvend ist folgende Tatsache: Für die dringliche Debatte über den Krieg in der Ukraine, wo man über Gott und die Welt palavern kann und keine Entscheide fällen muss, hat man zwei Stunden Redezeit beschlossen. Aber für die Kandidatur im Uno-Sicherheitsrat, wo man zu heiklen neutralitätspolitischen Fragen Flagge bekennen muss, hat das Ratsbüro eine halbe Stunde veranschlagt.

Das Parlament hat offensichtlich seinen Kompass verloren.

«Das trennt Familien»

Luca Steinmann berichtet als freier Journalist aus dem Donbass. Wir erreichen den 32-jährigen Schweizer am Telefon.

Pierre Heumann

Weltwoche: Herr Steinmann, während wir sprechen, fahren Sie durch die «separatistische Volksrepublik Donezk», sind also auf der russischen Seite der Grenze. Was nehmen Sie wahr, wenn Sie durchs Fenster blicken?

Luca Steinmann: Die Zerstörungen sind in diesem Gebiet nicht überall so massiv, wie ich das aus anderen Kriegen kenne, über die ich berichtet habe. Wie es in der Stadt Mariupol aussieht, die nicht weit von hier ist und die von russischen Truppen belagert und bombardiert wird, weiss ich zwar nicht. Beeindruckend ist für mich aber vor allem die Stille, die fast gespenstisch anmutet. Sehr viele sind geflüchtet. Auf den Strassen begegnen wir deshalb nur wenigen Menschen.

Weltwoche: Funktionieren die humanitären Korridore, die zwischen Kiew und Moskau ausgehandelt wurden, damit die Ukrainer flüchten können?

Steinmann: Sie funktionieren gar nicht. Für heute (Dienstag, 8. März; d. Red.) war zum Beispiel ein Waffenstillstand vereinbart worden. Aber ich habe auf beiden Seiten Schüsse gehört, die die gespenstische Stille durchbrachen. Flüchtlinge aus Mariupol meiden aus guten Gründen den Korridor, weil er für sie zur Todesfalle werden könnte. Stattdessen marschieren sie durch Wälder, in denen sie während Stunden oder gar Tagen unterwegs sind, um aus den Kampfzonen zu flüchten.

Weltwoche: Konnten Sie beobachten, wie die Bevölkerung auf den Einmarsch russischer Truppen reagiert?

Steinmann: Die Russen werden nicht euphorisch als Helden oder Befreier empfangen. Das ist offensichtlich. Und noch etwas fällt auf: Wer geblieben ist, wirkt wie gleichgültig oder sogar apathisch gegenüber dem, was geschieht. Die Leute hier wollen nach den acht Kriegsjahren,

die sie im Donbass durchgemacht haben, nur eines: in Ruhe leben. Sie haben genug vom Krieg.

Weltwoche: Wie gehen die Russen nach der Eroberung ukrainischer Gebiete vor?

Steinmann: Sobald sie eine Stadt erobert haben, versuchen sie, die Herzen der Bevölkerung in den annektierten Gebieten zu erobern. Sie setzen zunächst eine neue Verwaltung ein, um zu zeigen, wer die Stadt fortan beherrscht und kontrolliert. Dann führen sie ein neues Rentensystem ein, legen die

Löhne der Beamten fest, organisieren das Gesundheitswesen und verteilen Nahrungsmittelpakete, auf denen das russische Staatswappen prangt. Die Hilfe dient der Propaganda der neuen Machthaber.

Weltwoche: Fast alle Menschen sprechen Russisch im Donbass. Heisst das, dass sie zu Russland gehören wollen?

Steinmann: Unter diesen Russischsprechenden bezieht nur eine kleine Minderheit eine klare pro-

russische Position. Es gibt hingegen sehr viele Russisch sprechende Ukrainer in dieser Region, die Verwandte im Osten oder in der Hauptstadt Kiew haben und die sich als Ukrainer fühlen. Zuerst steht für die meisten der Wunsch, dass sie fortan nicht mehr in einem geteilten Gebiet leben müssen, dass die Grenze nicht mehr durch ein und dieselbe Stadt geht. Der Donbass ist ja seit acht Jahren teils russisch und teils ukrainisch, und oft geht die Grenze mitten durch die Stadt. Das trennt Familien. Aber im Grunde genommen ist es kein ethnischer, sondern ein kultureller und ideologischer Kampf. Obwohl fast jeder Mensch in der Ostukraine Russisch als Muttersprache spricht und Verbindungen zu Russland hat, halten viele das westliche Modell für attraktiver. Sie stehen deshalb hinter der Regierung von Kiew.



«Wir begegnen nur wenigen Menschen»: Reporter Steinmann.

«Widerstand dramatisch unterschätzt»

Die Invasion in der Ukraine offenbart eklatante Schwächen der russischen Streitkräfte. US-General David Petraeus erklärt, warum Putins Truppen ein Debakel droht.

Urs Gehriger

Statt zu einem Blitzkrieg entwickelte sich Putins Invasion in der Ukraine zu einem zähen Abnutzungskampf. Die russische Armeeführung habe sich «komplett verrechnet», sagt General David Petraeus, 69. Der Amerikaner kommandierte die Truppen im Irak und in Afghanistan. Er war federführend an der Neuausrichtung der US-Streitkräfte für die Aufstandsbekämpfung beteiligt und amtierte unter Präsident Barack Obama als Direktor des CIA. Der ukrainische Widerstand erinnere ihn «an die Taktiken und Techniken der französischen Résistance gegen die Nazis», sagt der Viersternegeneral, der die Ukraine aus persönlicher Anschauung kennt. Die *Weltwoche* erreichte ihn per Telefon in den USA.

Weltwoche: General Petraeus, in den westlichen Medien herrscht der Eindruck vor, dass der russische Krieg in der Ukraine nicht wie geplant verläuft. Wie beurteilen Sie die Lage?

David Petraeus: Die Russen haben die Fähigkeiten der ukrainischen konventionellen Streitkräfte, der Partisanenbrigaden und des Widerstands dramatisch unterschätzt, nicht zu reden von dem Hass, der ihnen quer durchs Land entgegenschwappt. Der bisherige Feldzug hat offenbart, dass die russischen Streitkräfte nicht über eine ausreichende logistische Struktur verfügen. Sobald sie das Eisenbahnsystem verlassen, das für die russischen Truppen von entscheidender Bedeutung ist und sie sehr eindrucksvoll durch ein Land mit elf Zeitzonen transportieren kann, reicht die Logistik nicht aus, um aufzutanken, sich neu zu bewaffnen, sich mit Lebensmitteln, Wasser und medizinischem Material zu versorgen. Das merkt man daran, dass den Fahrzeugen der Treibstoff ausgeht, dass die Munition versiegt und so weiter.

Weltwoche: Die russische Luftwaffe hat bisher keine entscheidende Rolle gespielt. Woran liegt das?

Petraeus: Die Russen haben unterschätzt, wie effizient die Ukrainer sowohl in der Luft

als auch mit ihrer Luftabwehr kämpfen würden. Sie haben eine beträchtliche Anzahl von Flugzeugen verloren, sowohl Tragflächenmaschinen als auch Hubschrauber. Die Tatsache, dass die Russen bis jetzt nicht in der



«Es ist schlicht barbarisch, was die Russen tun»: Viersternegeneral Petraeus.

Lage waren, die Lufthoheit zu erlangen, zeigt, dass Mängel bestehen, die viele so nicht erwartet hatten. Dies ist umso bemerkenswerter, als dass Putin in den letzten zehn Jahren sehr viel in sein Militär investiert hat. Die jüngsten russischen Militäroperationen, etwa in Syrien, waren beeindruckend. Doch jetzt, da die Russen auf entschlossene, sehr fähige Truppen wie die ukrainischen treffen, die um ihr Überleben

und ihre Heimat kämpfen und den Heimvorteil ausnützen und von der Bevölkerung in jeder erdenklichen Weise unterstützt werden, zeigt sich der tatsächliche Zustand der russischen Kampfverbände. Sie haben die Herausforderungen bei der Einnahme von Kiew und anderen Grossstädten offensichtlich völlig unterschätzt.

Weltwoche: Putin scheint den Angriffskrieg von langer Hand geplant zu haben. Russlands Truppen wurden seit Monaten entlang der ukrainischen Grenze auf rund 190 000 Mann aufgestockt. Warum waren sie trotzdem so schlecht auf den Kampf vorbereitet?

Petraeus: Es ist offensichtlich, dass die Russen das rigorose, anspruchsvolle Konfrontationstraining, wie es professionelle westliche Armeen praktizieren, nicht absolviert haben. Es fällt auf, dass sie das Gefecht der verbundenen Waffen zu wenig erprobt haben. Wir beobachten einzelne Panzer oder kleine Panzereinheiten ohne Infanterie, ohne Artillerie, ohne Luftdeckung, ohne Logistikingenieure. Wie jetzt zunehmend bekannt wird, haben die Kommandanten ihren Einheiten nicht einmal gesagt, dass sie in den Kampf ziehen werden. In einigen Fällen haben die Soldaten erst 24 Stunden vor Kriegsbeginn davon erfahren.

Weltwoche: Sie hatten als Oberbefehlshaber Truppen im Irak und in Afghanistan kommandiert. Wie bereitet man die Soldaten auf die Entbehrungen auf dem Schlachtfeld vor?

Petraeus: Die Leute haben mich immer gefragt: Was macht ihr, wenn ihr nicht im Krieg seid? Man trainiert. Das Training ist extrem anstrengend, man macht Gefechtsübungen, oft mit scharfer Munition, um sich möglichst authentisch auf den Krieg vorzubereiten. Einmal wurde ich bei einer Übung in die Brust geschossen. Das zeigt, wie riskant solche Übungen sein können. Und sie sind sehr kostspielig. Bei einer Übung im US-Ausbildungszentrum in der Mojave-Wüste, Ka-

lifornien, bei der ein ganzer Brigadekampftroop von bis zu 4000 Mann gegen eine sehr fähige gegnerische Streitkraft antritt, kommen Laseroptik und hochtechnisches Gerät zum Einsatz. Wir haben Jahrzehnte gebraucht, um das zu verfeinern. Es ist offensichtlich, dass die Russen dazu nicht in der Lage sind.

Weltwoche: Was sagen Ihre Quellen über den Zustand der Moral der russischen Truppen?

Petraeus: Es ist ziemlich klar, dass es eine ganze Reihe von Desertionen gegeben hat. In einigen Fällen haben Soldaten einfach ihre Fahrzeuge verlassen, weil der Treibstoff ausging und sie nicht gefangen genommen werden wollten. Ich denke, dass sich der effektive Zustand der Truppenmoral erst in den kommenden Wochen zeigen wird, wenn man in harte Stadtkämpfe gerät. Jedes Mal, wenn man ein Gebäude betritt und sich von Raum zu Raum vorkämpfen muss, gibt es einen Adrenalinstoss. Mit der Zeit ist das nicht nur körperlich unglaublich anstrengend, sondern auch psychisch extrem aufreibend. Wenn man beim Häuserkampf auf einen wirklich entschlossenen Feind stösst, der von der Zivilbevölkerung unterstützt wird, die jetzt viel

hen, wie es Grosny erlitten hat, das während Putins Tschetschenienkrieg praktisch dem Erdboden gleichgemacht wurde?

Petraeus: Das hängt davon ab, wie die Russen mit dieser Situation umgehen werden. In Grosny oder Aleppo wurden die Russen

«Man muss das, was Putin sagt, sehr ernst nehmen. Mehr kann ich dazu nicht sagen.»

nicht die ganze Zeit von Kameras beobachtet. Jetzt sind wir im Zeitalter der sozialen Medien. Jeder Ukrainer mit einem Handy kann Kriegsverbrechen dokumentieren, und die wachsende Empörung wird zu immer mehr und immer härteren Strafmassnahmen gegen Russland führen.

Weltwoche: Die Russen nehmen offenbar nicht nur Militärziele ins Visier. Es gibt Aufnahmen von russischen Angriffen auf Zivilisten, Flüchtlinge und auf zivile Infrastruktur. Das wirft die Frage auf, ob Putin eine Strategie der verbrannten Erde anwenden wird, um den Willen der Ukrainer zu brechen.

eine solche Art Verteidigungskrieg vorbereitet. Ihr Widerstand erinnert an die Taktiken und Techniken der französischen Résistance gegen die Nazis im Zweiten Weltkrieg. Sie führen die Russen in die Irre, in dem sie Strassenschilder abmontieren oder übermalen. Sie stören die Funkfrequenzen. Sie haben all diese Freiwilligen mit einer Vielzahl von technischen Fähigkeiten, die sie alle einsetzen, um den Russen das Leben schwerzumachen. Ihre Entschlossenheit ist aussergewöhnlich.

Weltwoche: Putin hat unverhohlen mit Atomwaffen gedroht, sollten sich Länder den Russen «in den Weg zu stellen». Wie ernst muss man diese Warnung nehmen?

Petraeus: Man muss das, was Putin sagt, sehr ernst nehmen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Offensichtlich ist dies ein Grund, warum die Nato die Errichtung einer Flugverbotszone abgelehnt hat. Wir werden weder Luftstreitkräfte noch Bodentruppen in direkte Kämpfe mit den Russen verwickeln.

Weltwoche: Hat die Ukraine eine Chance, sich ohne Luftunterstützung gegen eine überwältigende russische Militärmacht langfristig zu behaupten?

Naef Rohrinnensanierungen | Das Original

GROUP | Schweizweit führend seit 1985

Zeit hat, Befestigungen aufzubauen, und man sich mit Scharfschützen und Panzerabwehrwaffen konfrontiert sieht, werden die Russen eine sehr schwierige Zeit haben.

Weltwoche: Es gibt Berichte über umfassende Lieferungen von Panzerabwehrwaffen aus dem Westen in die Ukraine. Welchen Einfluss haben sie auf das Kampfgeschehen?

Petraeus: In den letzten sieben oder acht Tagen wurden 17 000 Panzerabwehrwaffen geliefert; die *New York Times* hat einen eindrücklichen Artikel darüber publiziert. Pro Tag landeten zwölf Grossraumflugzeuge. Wir werden feststellen, dass die russische Infanterie nicht ausreicht, um die panzerbrechenden Waffen unschädlich zu machen. Wenn sie auf Widerstand stossen und feststellen, wie schwierig es ist, diesen zu beseitigen, fürchte ich, dass sie grosse Gebäude einfach bombardieren und mit Raketen beschossen werden, wie sie es in Aleppo und Grosny getan haben.

Weltwoche: So würde Kiew und anderen Städten ein ähnlich grausames Schicksal dro-

Petraeus: Es ist unklar, ob Putin das ausdrücklich angeordnet hat. Bekannt ist, dass er sich nie um Opfer unter der Zivilbevölkerung gekümmert hat, weder in Grosny noch im Krieg in Tschetschenien oder in Aleppo in Syrien. Es ist schlicht barbarisch, was die Russen tun. Es liegt auf der Hand, dass ihre Kampfhandlungen weit über die akzeptierten Normen der Genfer Konvention und des internationalen Rechts zur Landkriegsführung hinausgeht. Es handelt sich um Kriegsverbrechen, und diese werden dokumentiert werden. Irgendwann könnten einzelne russische Kommandanten erkennen, dass sie nicht nur wegen Kriegsverbrechen angeklagt, sondern auch vor Gericht gestellt werden könnten.

Weltwoche: Sie haben die Ukraine mehrmals besucht. Was war Ihr Eindruck?

Petraeus: Ich war das letzte Mal vor etwa drei Jahren in der Ukraine. Ich war im Donbass und habe mich mit dem Verteidigungsminister getroffen. Ich war damals tief beeindruckt vom Wehrwillen. Seither haben die Ukrainer eine Menge zusätzlicher Ausrüstung und Waffensysteme erhalten. Sie haben sich seit langem auf

Petraeus: Erstens fliegt die ukrainische Luftwaffe noch immer, Russland kontrolliert den Luftraum zum grossen Erstaunen vieler nicht. Ja, die russischen Streitkräfte sind der ukrainischen deutlich überlegen, aber 190 000 Soldaten werden bei weitem nicht ausreichen, um die gesamte Ukraine einzunehmen, geschweige denn, um sie zu kontrollieren. Ausserdem muss man die Kampfverbände austauschen. Nehmen wir an, es entwickelt sich eine Art Guerillakrieg. Ich kann Ihnen sagen, dass das sehr personalintensiv ist. Die Wehrpflichtigen, die jetzt im Einsatz sind, sollten im April nach Hause gehen. Putin hat ihren Dienst bereits verlängert. Was passiert, wenn die Leichen nach Hause kommen? Die Witwen und die Mütter werden eine Antwort verlangen. Bereits jetzt ist die Opferzahl hoch. Es könnte sein, dass die Russen in den ersten Wochen Krieg mehr Soldaten verlieren, als wir in zwanzig Jahren im Irak verloren haben.

Das ausführliche Interview auf Englisch ist nachzulesen auf www.weltwoche.ch/international

Ohne Russland wäre die Welt ärmer

«Schwanensee», das Periodensystem, der Eiffelturm, Tetris:
Das Land bleibt ein wichtiger Teil unserer Kultur.

Wolfgang Koydl

Viele Jahre bevor der damalige amerikanische Präsident Barack Obama Russland herablassend zu einer kleinen Regionalmacht herabstufte, hatte ein anderer westlicher Politiker einen noch vernichtenderen Vergleich gezogen. Die Sowjetunion, so der frühere deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt, sei nichts anderes als ein «Obervolta mit Atomraketen».

Was er damit sagen wollte: Das angeblich so mächtige Sowjetreich könne mit den hochentwickelten Staaten des Westens nicht mithalten, da es, im Grunde genommen, nur den

Sechzehn Nobelpreisträger hat das Land hervorgebracht – in allen Kategorien.

Status eines afrikanischen Entwicklungslandes habe – allerdings mit einem beängstigenden Nukleararsenal.

In gewisser Weise hatte Schmidt recht. Die UdSSR war zwar führend in gewissen Technologien wie der Rüstung oder der Raumfahrt. Sie konnte Trägerraketen und Raumsonden produzieren, aber keine funktionierenden Kühlschränke oder Toaster. Die Raumstation Mir war ein weltweit bewunderter Meilenstein der Kosmotechnologie, aber sowjetische Autos der Marken Schiguli, Wolga oder Lada waren das Gespött der ganzen Welt.

«Peter und der Wolf»

Schmidts Bonmot vom «Obervolta mit Atomraketen» hat viele Jahre lang die Vorstellung von Russland geprägt – und den Blick dafür verstellt, welche Pionierleistungen das Land hervorgebracht hatte. Nicht nur technisch, sondern vor allem auch kulturell. Russland war, ist und bleibt ein integraler Bestandteil europäischer Geschichte und Kultur. Ohne Russland wäre die Welt ärmer.

Insgesamt sechzehn Nobelpreisträger hat das Land hervorgebracht – in allen Kategorien: vom Mediziner Iwan Pawlow 1904 bis zum Friedensnobelpreisträger Dmitri Muratow im vergangenen Jahr. Dazu kommen sieben Träger



Titanen der Weltliteratur:
Alexander Puschkin.



Vorsprung in der Raumfahrt:
Hündin Laika.



Unbestrittene Pionierleistungen:
Computerspiel Tetris.

der Fields-Medaille, des Nobelpreises der Mathematik. Russische Schriftsteller und Komponisten gehören zum Kanon der Weltkultur.

Die Universität Mailand mag im frisch entfachten Russenhass Fjodor Dostojewski aus dem Lehrplan verbannt haben, Konzerthäuser von New York bis München mögen russische Interpreten klassischer Musik ausgeladen oder gekündigt haben. Doch das ändert nichts am Status des Autors der «Brüder Karamasow» als eines Titanen der Weltliteratur. Und selbst wenn man nach dem Dirigenten Valery Gergiev und der Sopranistin Anna Netrebko nun auch «Schwanensee», «Peter und der Wolf» oder die «Leningrader Sinfonie» verbieten würde, so bleiben die Werke eines Peter Tschaikowsky, eines Sergei Prokofjew, eines Dmitri Schostakowitsch unsterblich.

Die lange Liste der Literaten beginnt mit Alexander Puschkin und setzt sich fort mit dem Dichter des Bizarren, Nikolai Gogol. Da ist, neben Dostojewski, der andere Zeitgenosse

Im Jahr 1895 sandte Physiker Alexander Popow erstmals Radiowellen durch eine Wand.

eines Charles Dickens oder Victor Hugo, der Philosophendichter Leo Tolstoi. Anton Tschechows «Drei Schwestern» und sein «Kirschgarten» sind fast zwei Jahrhunderte nach ihrer Entstehung noch immer so aktuell, dass sie aus Theaterspielplänen weltweit nicht wegzudenken sind.

Die Reihe setzt sich im 20. Jahrhundert fort, auch in den dunklen Jahren der Sowjetherrschaft mit Zensur und Unterdrückung: Maxim Gorki, Michail Bulgakow, Boris Pasternak, Jewgeni Jewtuschenko, Alexander Solschenizyn, Anna Achmatowa, Marina Zwetajewa, Ossip Mandelstam, Isaak Babel und Ilja Ehrenburg. Selbst wo der Name des Autors vergessen ist, ging der Titel seines wichtigsten Werkes als geflügeltes Wort in die deutsche Sprache ein: Wladimir Dudinzews «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein».

Es gibt nur wenige Europäer, Amerikaner oder Japaner, die nicht als Kinder zu Weihnachten dem Zauber des Tschaikowsky-Balletts «Nussknacker» erlegen oder als Erwachsene von Igor Strawinskys «Sacre du printemps» gefesselt waren. Aus der Musik erwuchs das russische Ballett mit Namen wie Maja Plissezkaja, Vaslav Nijinsky, Rudolf Nurejew oder Michail Baryschnikow. Das Bolschoi- und das Mariinski-Ballett sind Weltklasse bis heute.

Mit seiner Komposition «Bilder einer Ausstellung» schlug Modest Mussorgski kongenial die Brücke zwischen Musik und Malerei. Sie wurde von russischen Künstlern wie Mark Chagall, Wassili Kandinsky oder Kasimir Malewitsch ungemein bereichert und geprägt.

Grundlagen des Zeichentrickfilms

Unbestritten sind vor allem die Leistungen in Naturwissenschaft und Technik, auch wenn sie oft im Westen nicht so bekannt wurden, wie sie es verdient hätten. Das mag daran liegen, dass die Kunst der Selbstvermarktung in Ländern wie den Vereinigten Staaten stärker ausgeprägt ist als in Russland. Dazu kam, dass sich die Sowjet-Propaganda der Stalin-Zeit grosser Erfindungen brüstete, die ganz offensichtlich nicht auf russischen Erfindergeist zurückgingen.

Ein Witz karikierte dieses Maulheldentum: Im Foyer der Akademie der Wissenschaften stehen die Statuen zweier bärtiger Männer – des Genossen Petrow und des Genossen Pawlow, beide grosse Erfinder. Petrow habe das Telefon, den Verbrennungsmotor, die drahtlose Telegrafie und viel anderes erfunden. Doch Pawlow sei der grössere Erfinder, denn er habe den Genossen Petrow erfunden.

Dennoch waren russische Tüftler und Denker oft die Ersten: Ohne den Chemiker Dmitri Mendelejew gäbe es kein Periodensystem chemischer Elemente – von denen nicht wenige von russischen Chemikern entdeckt wurden. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts perfektionierte Ossip Krischewski eine Methode zur Herstellung von Milchpulver. Inspiriert

wurde er von einem traditionellen Verfahren jakutischer Nomaden. 1885 erkannte Wladimir Schuchow die Leichtigkeit und gleichzeitige Stabilität diagonaler Gitterstrukturen. Aufgrund seiner Theorien baute Gustave Eiffel zwei Jahre später seinen berühmten Turm.

Im Jahr 1895 sandte Alexander Popow erstmals Radiowellen durch eine Wand, 1907 experimentierte Boris Rosing mit Fernsehbildern, und auch im Satelliten-TV hatte Jahrzehnte später die Sowjetunion zunächst die Nase vorn. Bahnbrechende Arbeiten in seinem

Nur mit Russlands Hilfe gelang es, Europa und die Welt von Adolf Hitler zu befreien.

Feld lieferte der Neurologe Wladimir Bechterew, und während der Perestroika-Ära perfektionierte der Augenarzt Swjatoslaw Fjodorow die Behandlung von Kurzsichtigkeit durch Laseroperationen.

Ebenfalls 1907 erfand Aleksandr Loran im Ölfördergebiet von Baku den Löschschaum zur Bekämpfung von Bränden – inspiriert von einem schäumenden Glas Bier. In den 1920er Jahren entwickelte Alexandre Alexeieff zusammen mit seiner Frau Grundlagen des Zeichentrickfilms, und ausserdem verdankt die Welt nicht nur Michail Kalaschnikow die Maschinenpistole, sondern Anatol Josepho den Fotoautomaten für Passbilder. Er war in die USA ausgewandert, ebenso wie Alexei Paschitnow. Der Programmierer entwickelte das Computerspiel Tetris.

Dienst an der Menschheit

Überwältigend war freilich der Vorsprung der Sowjetunion in den ersten Jahrzehnten der Raumfahrt: erster Satellit im All («Sputnik»), erstes Lebewesen (die Hündin Laika), erster Mann (Juri Gagarin), erste Frau (Valentina Tereschkowa), erster Ausstieg aus einer Kapsel (Alexei Leonow), erste Raumstation («Saljut»), erstes Gefährt auf dem Mond («Lunochod»), erste Landungen auf Venus und Mars.

Eigentlich hätte man diese Erfolge schon früh erahnen können. Denn bereits im Jahr 1903 legte Konstantin Ziolkowski mit der Raketengrundgleichung die theoretischen Grundlagen für die Raumfahrt – lange vor dem Deutschen Herrmann Oberth und dem Amerikaner Robert Goddard, die bis zum heutigen Tag als Raketenpioniere gelten.

Russlands grösster Dienst an der Menschheit freilich liegt nicht in Wissenschaft oder Kultur. Gerade jetzt, gerade weil das Land in der Ukraine einen Angriffskrieg führt, ist es wichtig, daran zu erinnern: Nur mit Russlands Hilfe, mit millionenfachen russischen Opfern gelang es, Europa und die Welt von Adolf Hitler zu befreien.

Brennstoff für das Höllenfeuer

Die Ukraine hat nichts zu gewinnen. Die Welt alles zu verlieren. Das ist die einfache Wahrheit über die entfesselte Hölle am Don.

Es wird viel geschrieben, noch mehr gesprochen – praktisch alles an der einfachen Realität vorbei. In dieser Realität hat der Mann im Kreml den Finger am Drücker, mit einem Schnippen kann er unsere Zivilisation auslöschen, den blauen Planeten in einen Feuerball verwandeln.

Putin, der Verrückte. Der Kriegsverbrecher. Der Satan. Ihn interessieren keine Menschenrechte. Keine Moral.

Und? Ändert diese Feststellung etwas an der Tatsache, dass die Welt am Abgrund nur noch hilflos zuckt und Putin die Menschen anlügt? Natürlich nicht.

Hilft es, festzustellen, dass die Führer, die wir uns gegeben haben, demokratisch oder anders, alle gnadenlos versagt haben? Die ganze Politik war einfach überflüssig, Putin beweist, sie hat uns alle zu nicht mehr als Brennstoff für das Höllenfeuer gemacht. Wir haben Glück, wenn wir in der ersten Sekunde verdampfen.

Gewiss, wenn die Politik, die auf Zukunft, Solidarität, Moral und Glauben an das Leben gesetzt hat, vergessen hat,

Hilft es, festzustellen, dass die Führer, die wir uns gegeben haben, alle versagt haben?

dass es nur einen Einzigen braucht, dem die Macht gelassen worden ist, über alles Gute dämonisch zu lachen, zu beweisen, dass das Böse stärker ist, sollte sie einfach zugeben, alles falsch gemacht zu haben. Und in Schande zurücktreten. Das Ruder jenen übergeben, die wissen, was zu tun ist, wenn das Böse gewonnen hat. Den Schaden minimieren.

Der Ukraine sagen: Sorry, Putin hat gewonnen. Alle Kriegsgerichte nützen nichts mehr. Wir müssen euch im Stich lassen. Unterschreibt, dass ihr euch nie einem Bund anschliessen werdet gegen Russland, gebt ihm die beiden Provinzen, die er will. Und lebt weiter. Und lasst auch uns weiterleben.

Damit wir alle über die Bücher gehen können, herausfinden, was wir alles falsch gemacht haben. Als wir an die Macht des Guten über das Böse geglaubt haben.

Mario Widmer



Lebenslüge Neutralität

Alt-Bundesrat Christoph Blocher und sein ideologischer Synchronschwimmer, *Weltwoche*-Chef Roger Köppel, liegen falsch: Wir führen keine Kriege, wir exportieren sie.

Jean-Martin Büttner

Vermutlich nachdem er erkannt hatte, dass seine Verehrung für Wladimir Putin nicht gut ankam angesichts eines militärischen Führers, der seine Bomben auf ukrainische Wohnhäuser lenkt und zu dessen expliziter Kriegsführung gehört, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren, tat Roger Köppel, Verleger der *Weltwoche*, was Schweizer immer tun, wenn die Welt sich nicht so aufführt wie die Appenzeller Landsgemeinde: Er zog sich ins Réduit zurück.

Dieses muss man sich, wie es die Titelseite der letzten Ausgabe ausmalt, als eine Art nautisches Paradies vorstellen: die Schweiz als Friedensinsel in unruhiger See, von Kriegsschiffen umzingelt, die als metallene Haie durchs Meer pflügen, während am Himmel Kampfflugzeuge kreisen.

Als ich dann noch Köppels Editorial las mit dem Schlussappell, die humanitäre Schweiz sei ein Vorbild und der Bundesrat müsse zur Neutralität zurück, denn «in einer Welt der Schützengräben braucht es eine Friedensinsel» – da musste ich an einen Satz von Dieter Hildebrandt denken, dem konservativen, 2013 verstorbenen deutschen Satiriker: «Nur wer ein schlechtes Gedächtnis hat, kann ein gutes Gewissen haben.»

Wahre gute Dienste

Die Schweiz als Nichteinmischungszentrale, dasselbe sagte Köppels ideologischer Synchronschwimmer Christoph Blocher am Montag in einem Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung*: er empfindet schon unsere Beteiligung an den EU-Sanktionen gegen Russland als Kriegshandlung.

Das gilt für ihn aber nicht bei Schweizer Waffenexporten, die ja, man muss es zugeben, legal und durch mehrere Abstimmungen bestätigt sind. In ihnen sehen Blocher und Köppel die wahren guten Dienste der Schweiz.

Dieselbe Haltung hatte der freisinnige Bundesrat Johann Schneider-Ammann vertreten, hinter dessen tattriger Grossväterlichkeit ein stählerner Waffenexporteur knirschte. Unter seiner Führung exportierte die Schweiz

nicht nur immer mehr Waffen, sondern sie exportierte sie in Länder, bei denen offenblieb, wie und gegen wen sie diese Waffen einsetzen würden. Die ammannsche Blocherköppel-Neutralität, lernen wir, ist nichts anderes als Kriegsführung als Exportgut.

Offen rassistisch

Wie weit das gehen kann, dazu muss man nicht bis in den Zweiten Weltkrieg zurückblenden. Es reicht schon die Erinnerung an den Apartheidstaat Südafrika. Während Jahr-

Von Neutralität kann keine Rede sein, wenn ein Land fremde Kriege aufrüstet oder mitfinanziert.

zehnten und länger als fast alle anderen Staaten hat die Schweiz das offen rassistische Regime unterstützt – finanziell, logistisch, ideologisch, geheimdienstlich und militärisch. Und vor allem mit dem wichtigsten Rohstoff, der Südafrika fehlte: Erdöl.

Dabei sei es zum Teil um Wirtschaftliches, vornehmlich aber um Antikommunismus gegangen, sagt der Berner Historiker Peter Hug, ehemaliges Mitglied der Bergier-Kommission. Der Sozialdemokrat hat die Be-

ziehung zwischen den Ländern erforscht und mit Hilfe ihrer Archive aufgearbeitet. Und ist dabei auf ein Vorgehen gestossen, das genau jene Neutralität hintertrieb, auf die sich die Schweiz beruft.

Zwar stoppte der Bundesrat 1963, unter grossem öffentlichem Druck, die Waffenlieferungen der Schweiz nach Südafrika. Aber schon wenige Monate später handelte die Bundesverwaltung mit Belgien heimlich Transitbewilligungen aus, um Oerlikon-Bührle-Geschütze von Antwerpen aus in das Apartheidregime verschiffen zu lassen. Das war selbst nach Schweizer Recht illegal, wurde aber mit Hilfe der Schweizer Diplomatie durchgezogen. Wichtigster Lobbyist der Apartheid in der Schweiz jener Jahre: Christoph Blocher.

Vasall amerikanischer Hegemonie

Genauso bigott verhält sich unser Land bis heute: Es beschwört sein Angebot der Guten Dienste, bietet sich als Vermittler für Konfliktparteien an, erreicht dabei auch einiges mit der sorgfältigen Arbeit von Frauen und Männern, die sich für die Sache engagieren.

Aber von Neutralität kann keine Rede sein, wenn ein Land fremde Kriege aufrüstet oder mitfinanziert. Von Neutralität kann keine Rede sein, wenn sich die Schweiz aufführt wie jedes andere europäische Land: als Vasall der amerikanischen Hegemonie.

Das konnte man erleben beim Umgang mit den sogenannten Tinner-Akten, als der amerikanische Geheimdienst in Bern einmarschierte und sich holte, was er brauchte. Das konnte man erleben beim verzweifelten Versuch des amerikanischen Whistleblowers Edward Snowden, Russland in die Richtung eines freien Landes zu verlassen: Die Schweiz bot ihm weder Asyl noch ein Überflugrecht.

Neutralität? Die politische Tarnkappe von Profiteuren. Und man weiss nicht recht, was schlimmer wäre: dass Leute wie Roger Köppel oder Christoph Blocher uns genauso anlügen wie der Bundesrat. Oder dass sie selber glauben, was sie sagen.



HERODOT



Anfang des 7. Jahrhunderts zerfleischten sich zoroastrische Iraner und christliche Byzantiner 26 Jahre lang gegenseitig. Nach der Verwüstung weiter Landstriche auf beiden Seiten endete der Krieg in einem Patt. Beide Mächte waren völlig erschöpft und wurden so nach wenigen Jahren leichte Beute für die aus der arabischen Wüste anstürmenden Muslime. Die Mehrheit der damaligen Christenheit und alle Zoroastrier fielen unter muslimische Herrschaft.

Ähnliches könnte auch heute geschehen. Die drei Teile der «alten Welt», die sich ums Mittelmeer gruppieren, sind seit langem latent verfeindet und schwächen sich gegenseitig, obwohl sie viel verbindet und von andern Kulturen unterscheidet. Russland war lange ein integraler Bestandteil Europas. In den Adern der Romanow-Zaren floss mehrheitlich deutsches Blut. Die russische Sprache ist voller deutscher Lehnwörter. Die Elite des Zarenreichs sprach Französisch. Erst der Kommunismus liess Russland und den Westen zu Erzfeinden werden. Dabei überwiegen die gemeinsamen Interessen aus objektiver Warte bei weitem. Ähnliches gilt für das Verhältnis des Westens zur arabisch-islamischen Welt und zum Iran. Neben einer langen geteilten Geschichte haben auch die Religionen dieser drei Weltgegenden einen gemeinsamen, abrahamischen Ursprung. Die Unterschiede zu anderen Kulturen, ihrem Denken und Funktionieren sind viel grösser.

Der lachende Dritte ob der Zwistigkeiten innerhalb der «abrahamischen» Welt rund ums Mittelmeer ist das aufstrebende China, das sich anschickt, das 21. Jahrhundert zu dominieren. Objektiv gesehen ist China und nicht Westeuropa die strategische Ge-

fahr für Russland. Doch die wenig respektvolle Behandlung Russlands durch die USA und die EU trieb dieses in die Arme Pekings. Dabei weiss auch Putin, dass China mittelfristig das rohstoffreiche Sibirien vor seiner Türe beherrschen will, das bis ins 18. Jahrhundert ebenso wie das nachmalig russische Zentralasien zum chinesischen Einflussbereich gehört hatte. Ähnliche Absichten hegt das Reich der Mitte gegenüber den Ressourcen des Mittleren Ostens, deren grösster Abnehmer es bereits ist. Und auch diese Weltregion treibt der Westen mit ungeschickter Politik in Chinas Arme, allen voran den Iran.

Nach seiner Machtübernahme wollte Putin, wie zuvor Jelzin und Gorbatschow, am gemeinsamen europäischen Haus mitbauen. Seine auf Deutsch ausgestreckte Hand im Deutschen Bundestag wurde jedoch nicht ergriffen. Ebenso ignoriert wurde sein überaus klarer Notruf

Wie 1914 schlittert Europa in eine potenziell apokalyptische Konfrontation.

anlässlich der Münchner Sicherheitskonferenz von 2007: «Wenn ihr uns schon nicht als Alliierte wollt, warum wollt ihr uns als Feinde?», könnte man diesen zusammenfassen. Nun griff ein zunehmend in die Ecke getriebener, isolierter und ignoriertes Putin aus seiner Sicht zur Notwehr. Diese erlaubt in seinen Augen fast jegliche Grenzüberschreitung, auch einen – wie wir es sehen – unprovokierten Angriff auf das vom Westen vermeintlich «fehlgeleitete» beziehungsweise «gekaufte» ukrainische Brudervolk.

Die präzedenzlosen wirtschaftlichen und politischen Sanktionen des militärisch ohnmächtigen Westens bestätigen Putin und die

meisten Russen in ihrer Überzeugung, dass EU und Nato Russlands Ruin und Vernichtung im Schilde führen. Sie lassen keinen gesichtswahrenden Ausweg aus der totalen Konfrontation. Putin sieht nur noch den Weg nach vorn, koste es, was es wolle.

Selbst die nukleare Option scheint er als Ultima Ratio nicht mehr auszuschliessen, denn er sieht sein Land in genau der existenziellen Bedrohung, zu deren Abwendung es Atomwaffen besitzt. Die US-Alliierten Israel und Türkei versuchen zu vermitteln. Die Schweiz dankte mit ihrer Übernahme sämtlicher EU-Sanktionen und dem Abschied von ihrer über 500-jährigen Neutralität (wie u. a. die BBC und die *New York Times* feststellten) als Vermittlerin ab.

Wie 1914 schlittert Europa durch ständiges gegenseitiges Hochschaukeln in eine potenziell apokalyptische Konfrontation, die an sich niemand wollte, aus der es aber immer weniger einen Ausweg zu geben scheint, der beiden Seiten die Wahrung von Gesicht und minimalen Interessen erlaubte. Wie zu Beginn des Ersten Weltkrieges vermisst man die Erwachsenen im Kreise der pubertären Rambos, die aufeinander lospreschen. Anders als 1914 verfällt diesmal auch die Schweiz dem Rausch der totalen Konfrontation. Und in Fernost schaut der gelbe Drache dem selbstzerstörerischen Treiben seiner Beute genüsslich zu – genau wie vor 1400 Jahren die arabischen Beduinen demjenigen der Perser und Byzantiner.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Oh, wie schön ist Würzburg

Schon Kleist war von der Stadt am Main hingerissen. Bis heute hat sie ihren Zauber bewahrt. Wo einst katholische Geistliche gegen Luther kämpften, locken nun grandiose Kunstschatze.

Hans Ulrich Gumbrecht

Würzburg

Niemand hat je herausgefunden, warum Heinrich Kleist, aus Frankfurt am Main kommend, am 9. oder 10. September 1800 in Würzburg haltmachte und eineinhalb Monate dort blieb. Zuerst bedrängte eine spezifische Stimmung von Enge den jungen protestantischen Offizier aus Preussen: «Das Ganze hat ein ächt katholisches Ansehn. Neun u. dreissig Türme zeigen an, dass hier ein Bischoff wohne, wie ehemals die agyptischen Pyramiden, dass hier ein König begraben sei. Die ganze Stadt wimmelt von Heiligen, Aposteln u. Engeln, u. wenn man durch die Strassen geht, so glaubt man, man wandelt durch den Himmel der Christen.»

Vier Wochen später blickte Kleist eher begeistert auf die Stadt im Tal, aber vermochte sich den Umschwung seiner Reaktion kaum zu erklären: «Ich möchte fast sagen, dass ich Würzburg jetzt schön finde. In der Tiefe liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters. Die Terrassen der umschliessenden Berge dienen statt der Logen, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des grossen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden.»

Gegen die Orthodoxie

Mit welchem Inhalt das anstehende Würzburger «Nachtstück unter der Sonne» Kleist – und auch Gott – als Zuschauer faszinieren sollte, erfahren wir nicht. Könnte es sich um die «wie Klötze übereinanderliegenden Verrückten» gehandelt haben und unter ihnen besonders um den «noch vor Kurzem so blühend schönen Jüngling mit nackten, blassen, ausgedorrten Gliedern und eingesenkter Brust», den Kleist im Julius-Hospital sah? Oder hatte er dort die Behandlung des peinlichen Eehindernisses einer Phimose gesucht, wie manche Forscher vermuten?

Jenes heute noch existierende Krankenhaus trägt den Namen seines Gründers Ju-



Wellen der Unabhängigkeitssehnsucht.

lius Echter von Mespelbrunn, der Würzburg mehr als irgendein anderer Protagonist der Stadtgeschichte geprägt hat. Aus dem niederen Adel der Gegend aufsteigend, hatte er sich so eindrucksvoll bei der Verwaltung des Bistums bewährt, dass er 1573, mit 28 Jahren und noch vor der Priesterweihe, zum Fürstbischof ernannt wurde. Während der vier Jahrzehnte seiner Regierung von der wuchtig über dem Tal thronenden «Festung» machte Echter die ihm anvertraute Diözese zum Zentrum der Gegenreformation.

An die aus dem späten Mittelalter stammende, aber bis dahin eher dahinsiechende Universität berief er eine Zahl von Jesuiten, die gegen Luthers Lehren von einem persönlichen Verhältnis zu Gott ihre Version der alten Theologie und ihre Predigten als Bollwerke des Denkens stellten. Mehr als 300 Kirchen und Schulgebäude liess Echter renovieren oder neu

erbauen. Hier wurde der Glaube von 100 000 bis 1576 zur katholischen Konfession zurückgekehrten Untertanen gefestigt, denen der Fürstbischof für jede Distanznahme von der wieder erstarkten Orthodoxie strenge Strafen androhte.

Ekstase ästhetischer Effekte

All diese Massnahmen liefen in einer religiös geprägten Kultur zusammen, deren sinnlich machtvolle Auftritte keine Entspannung kannten. Hier wurde der deutsche Katholizismus seit der frühen Neuzeit – ganz anders als seine eher heiteren italienischen, spanischen und portugiesischen Varianten – zu einer Lebensform des strengen existenziellen und institutionellen Widerstands gegen jegliche reformatorischen Neuerungen. Zumal in Würzburg entfaltete sie eine zugleich blendende und einschneidende Gewalt, deren Ambivalenz Kleist spürte, ohne ihren Grund zu erfassen.

Vom Fuss der Festung führt die mit Heiligenskulpturen umrahmte Alte Mainbrücke zum ersten Dom aus dem zwölften Jahrhundert, wo der Bischof am

Sonntag das Hochamt liest. So gerade verläuft die Strecke der kontrollierenden Macht. Gegen sie sind immer wieder Wellen der Unabhängigkeitssehnsucht gebrandet, zuerst nach 1520 in den Bürgersympathien für die Haufen der Bauern, die den Freiheitsimpuls der Reformation als Angriff auf Aristokratie und Kirche verkörperten. Nahe bei Würzburg bezwangen die Truppen der Autorität in einer blutigen Schlacht die schlechtbewaffneten Rebellen, von denen mehr als 8000 ihr Leben verloren.

Zu den Ratsherren auf ihrer Seite hatte Tilman Riemenschneider gehört, der erste Bildhauer rechts des Rheins, der religiösen Figuren die individuellen Gesichter von Zeitgenossen seines Alltags gab und die Ureltern Eva und Adam als bezaubernd schöne nackte Körper aus Stein meisselte. Mit Kerkerhaft und Folter auf der Festung rächte sich der Bischof an ihm. Eine Grabplatte an der Aussenseite des Doms hat die

Vermutung ausgelöst, dass Riemenschneiders Hände gebrochen wurden; jedenfalls sind aus den verbleibenden sechs Jahren seines Lebens keine Werke bekannt.

Rebellion und Unterwerfung machten also nicht nur eine Atmosphäre katholischen Lebens in der deutschen Geschichte aus. Ihre Dynamik wirkte auch in monumentalen Werken weiter, nachdem aus den politischen Energien des Reformationsjahrhunderts stabile hierarchische Strukturen geworden waren. Als Fürstbischof von 1719 bis 1724 plante Johann Philipp Franz von Schönborn, seine isolierte Zwingburg der Festung mit einer Residenz am anderen Ende der Stadt zu ersetzen, die wie die prächtigen Paläste von Versailles oder Schön-

«Wenn man durch die Strassen geht, so glaubt man, man wandelt durch den Himmel der Christen.»

brunn seinen eigenen, dem König von Frankreich und dem Kaiser in Wien äquivalenten Status als absoluter Herrscher – eines freilich winzigen Reichs – manifestieren sollte.

Über fünf Jahrzehnte wuchs aus immer wieder unterbrochenen Bauarbeiten ein Schloss, dessen elegante architektonische Kohärenz tatsächlich die Vorbilder überbot, dessen ausufernde Gärten die englische und die französische Konzeption zu einer Synthese brachten und dessen Treppenhaus ein Deckengemälde von Giovanni Battista Tiepolo aus Venedig mit dem kühnen Maximalthema der damals bekannten vier Kontinente überwölbte. Durch schier unerträgliche Steuerlasten hatten die Bürger von Würzburg jene Ekstase ästhetischer Effekte ermöglicht, in denen sich unsere Imagination noch heute geniessend verlieren kann. Ähnlich war es schon mehreren bayerischen Königen gegangen, die nach der Aufhebung des Fürstbistums im Jahr 1802 die Residenz zu einem ihrer Vorzugs- und Lustorte erhoben. Ludwig I. von Bayern und seine Geliebte Lola Montez vor allem provozierten mit ihrem allen Ernst der Tradition vergessenen Lebenswandel frühe, demokratisch anmutende Momente von Empörung in der Stadt.

Neue Stimmung von Patriotismus

Dass die Kraft der katholischen Kultur in Deutschland weder auf Ekstase noch auf Strenge, weder auf Rebellion noch auf Kontrolle festzulegen war, hat auch die Geschichte der Würzburger Universität entscheidend beeinflusst. An keiner anderen Hochschule kam es unter der Herrschaft des französischen Kaisers Napoleon, der die Residenz als das «luxuriöseste aller Pfarrhäuser» lobte, zu mehr Gründungen von Burschenschaften und sogenannten schlagenden Studentenverbindungen, deren Mitglieder eine neue Stimmung von romantischem

Patriotismus ernst genug nahmen, um sich in Gefechten mit scharfen Waffen auf Situationen militärischen Widerstands vorzubereiten.

Über das 19. und frühe 20. Jahrhundert verkehrte sich ihr säkular-antiklerikaler Freiheitsimpuls in einen arroganten Elitismus privilegierter Akademikerschichten, der allerdings in der Zeit des Nationalsozialismus noch einmal zu der Zivilcourage zurückfand, gegen das Verbot der Regierung an eigenen Traditionen und Ritualen festzuhalten. Nie haben die Ambivalenzen des lokalen Geistes und ihrer katholischen Geschichte einen komplexeren – und verwirrenderen – Ausdruck gefunden als im Paradox jenes rechtsradikalen Widerstands gegen den Faschismus. Aber auch mit ihren intellektuellen Stärken hat die Universität Würzburg nie wirklich den gegenreformatorischen Denkauftrag erfüllt. Entgegen den Erwartungen an eine Stadt der Meisterwerke aus Kunst und Architektur sind Theologie oder gar Philosophie dort nie zu besonderem Ruhm gelangt.

Friedrich Schelling, der einzige Denker von historischem Rang, der je in Würzburg lehrte, verliess die Stadt nach drei Jahren voller Konflikte, ohne in seinem nächsten Wohnort München gleich eine akademische Anstellung zu finden. Der erste Nobelpreis für Physik hingegen ging 1901 an den Würzburger Professor Wilhelm Conrad Röntgen für die Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen, und ihm folgten im Heldenzeitalter der klassischen Naturwissenschaften zwei weitere Nobelpreisträger seines Fachs und zwei der Chemie. Sollte jene Stadt, die nie ihren Weg in die Moderne fand, einem damals neuen Stil des Forschens erst die notwendige Ruhe und Konzentration geboten haben, wie es Röntgen erlebte?

Partnerschaft mit Nagasaki

Am 16. März 1945 machte ein von der Royal Air Force im Auftrag der gegen Deutschland vereinten Alliierten durchgeführter Bombenangriff den Kern von Würzburg zu einem Trümmerfeld. Aus dem Rang, die nach Dresden am stärksten vom Zweiten Weltkrieg zerstörte Stadt Europas gewesen zu sein, hat sich eine Partnerschaft mit Nagasaki in Japan ergeben. Und an andere unheimliche Kapitel der Stadtgeschichte schloss ein in den 1950er Jahren einsetzender Wiederaufbau an, der störrisch fast die ganze Vergangenheit heraufbeschwor. Zu den Lieblingszielen des internationalen Tourismus hat Würzburg trotz seiner Schönheiten nie aufgeschlossen, dafür fallen die dort von Kleist erahnten «Nachtstücke» immer noch zu streng katholisch aus. Herb-trocken schmeckt ja auch der Weisswein, auf den man sich gerne schon zum Frühschoppen trifft.

Hans Ulrich Gumbrecht kam 1948 in Würzburg zur Welt. Seit 1989 lebt er in Kalifornien, seit 2000 ist er Bürger der Vereinigten Staaten.

Israel schafft, woran die Schweiz scheitert

Die Überraschung am Samstagabend war perfekt. Als erster westlicher Politiker seit Kriegsausbruch traf Naftali Bennett in Moskau Wladimir Putin. Drei Stunden dauerte das Gespräch. Washington, Berlin und Paris waren vorher in Bennetts Pläne eingeweiht worden und hatten dem Vermittlungsversuch ihren Segen gegeben. Nach dem Treffen telefonierte Bennett mit dem ukrainischen Staatschef Wolodymyr Selenskyj und mit Präsident Emmanuel Macron. Danach flog er nach Berlin zur Besprechung mit Kanzler Olaf Scholz.

Ob der israelisch-russisch-ukrainische Dialog zu einer Lösung des Konflikts beitragen kann, ist derzeit zwar mehr als fraglich. Aber allein die Tatsache, dass Israel seine Guten Dienste offeriert, ist hochwillkommen. Wenn die Moskau-Mission Bennetts zu einem Waffenstillstand führen und Leben retten kann, wäre schon viel gewonnen, selbst falls die Ruhe bloss zeitlich beschränkt sein sollte.

Dass ausgerechnet Israel als Vermittler akzeptiert wird, ist einerseits mit der Neutralität zu erklären, auf die Jerusalem in diesem Konflikt Wert legt. Bennett hat sich weder den Wirtschaftssanktionen angeschlossen noch Moskau lauthals verurteilt oder der Ukraine Waffen geliefert. Israel unterhält gleichzeitig gute Beziehungen zu den USA, zu Russland und zur Ukraine.

Israels Neutralität ist ein Seiltanz. Aber er könnte dem Frieden dienen. Bennett musste genau abwägen, wie er das Vorgehen Putins in der Ukraine kommentiert. Einerseits wollte er Israels wichtigsten Verbündeten, die USA, nicht verärgern, weil er auf eine Verurteilung der russischen Invasion verzichtet hat. Denn um Israels guten Draht zu Moskau nicht aufs Spiel zu setzen, hält er sich mit Kritik bewusst zurück. Russland kontrolliert den Luftraum über Syrien und erlaubt der israelischen Luftwaffe, ungehindert gegen iranische Aktivitäten in Syrien vorzugehen. Für Israel, das eine iranische Präsenz im Nachbarland verhindern will, ist das Einverständnis Russlands von entscheidender Bedeutung.

Für Israel, das sonst immer Positionen für die eine oder andere Seite ergreift, gehört Neutralität dieses Mal zur Überlebensstrategie, die auch anderen zugutekommen könnte, indem sie für den Frieden eingesetzt wird.

Pierre Heumann

Preisüberwacher gegen Sommaruga

Sie hat es vor Wochen angekündigt: Weil im Winter ab 2025 eine Stromlücke droht, hat Simonetta Sommaruga den Stromfirmen eine Pflichtlagerhaltung verordnet. Die Betreiber von Speicherseen sollen einen Teil des gestauten Wassers als Reserve zurückbehalten. Als zweite Absicherung sollen Gaskraftwerke gebaut werden.

Für diese Sicherheiten, die auch wegen der missratenen Stromwende notwendig werden, will Sommaruga die Stromkonsumenten zur Kasse bitten. Die Aufwendungen dafür werden ihnen auf die Stromrechnung geschlagen, zwischen 0,14 und 0,17 Rappen pro Kilowattstunde zusätzlich für die Gaskraftwerke, weitere 0,1 Rappen für die Wasserkraftreserven.

Nun steigt Preisüberwacher Stefan Meierhans auf die Barrikaden. Er kritisiert seit langem die viel zu hohen Netzkosten auf der Stromrechnung. Zudem findet er es nicht in Ordnung, dass die Haushalte jetzt auch für die Stromwinterlücke zahlen sollen. Merke: Nicht nur ist der geplante Zubau von erneuerbaren Energien als Ersatz für Atomstrom, Öl und Gas ein utopisches Planspiel. Die Leute sollen dafür auch noch geschröpft werden.

Hubert Mooser

Atomkrieg? Impf-Abo geht vor

Insgesamt 209 Bundestagsabgeordnete haben den Antrag zur allgemeinen Impfpflicht ab 18 unterschrieben. Gegen jede Vernunft, jede wissenschaftliche Evidenz und alle verfassungsrechtlichen Bedenken.

Obwohl Bürger und Politiker durch die schrecklichen Bilder aus der Ukraine Zeugen einer wahren humanitären Krise werden, setzen Teile der SPD, der Grünen und sogar der FDP andere Prioritäten. Im Schatten des Krieges wollen sie auf Biegen und Brechen den Impfwang durchpeitschen.

Da droht ein grosser Krieg, ein Atomkrieg gar mit zahllosen Toten – aber für Scholz, Baerbock und Habeck verblasst das angesichts von ein paar Ungeimpften im Herbst. Und jetzt muss es schnell gehen: Schon nächste Woche wird im Bundestag debattiert, im April wird abgestimmt. So lange muss sich Putin gedulden, sollte er Europa in Schutt und Asche legen wollen. Das Impf-Abo geht vor.

Beatrice Achterberg

Prophet Berlusconi

Italiens Ex-Premier warnte 2015 davor, Russland zu isolieren. Sein Weckruf ist eine Geschichtslektion.

Peter Hartmann



«Demonstration der Kurzsichtigkeit»: Putin, Berlusconi, Medvedev (v. l.).

Für ihn war er «l'amico Putin» und «die Nummer eins unter den Politikern dieser Welt». Und der Medienmogul und viermalige Regierungschef, der die Hälfte des italienischen TV-Geschäfts beherrscht, griff zu einem höchst ungewöhnlichen Mittel, das seine Ernsthaftigkeit unterstrich: Silvio Berlusconi schrieb einen Leserbrief, den der *Corriere della Sera* am 15. August 2015 publizierte.

Er warnte den Westen eindringlich, geradezu prophetisch davor, Putin zu isolieren. Berlusconis Geschichtslektion und Weckruf im Wortlaut, teilweise gekürzt:

«Die Abwesenheit der westlichen Leader an der Feier zum siebzigsten Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges ist die Demonstration der Kurzsichtigkeit des Westens, die jemanden wie mich verbittert, der ich als Ministerpräsident unablässig daran arbeitete, Russland nach Jahrzehnten des Kalten Krieges Teil des Westens werden zu lassen. Der Entscheid, in Moskau nicht präsent zu sein, ist vor allem ein Mangel an Respekt für den entscheidenden Anteil Russlands am Sieg über Hitler 1945. Natürlich war Stalins Herrschaft kriminell, aber das vergossene russische Blut (von 20 Millionen Toten) für eine Sache, die auch die unsere war, hätte eine ganz andere Beurteilung verdient. Diese Tribüne auf dem Roten Platz, auf der neben Putin der chinesische und der indische und andere asiatische Präsidenten sassen, bestätigt nicht die Isolation Russlands, sondern beweist das Scheitern des Westens.»

Glauben wir wirklich, dass es nach Jahrzehnten des Kalten Krieges eine kluge Strategie ist, Russland abzuschotten? Zu zwingen, auf Asien zu setzen und nicht auf Europa? Sollen wir glauben, dass das die Welt zu einem sichereren, freieren, prosperierenden Ort macht? Im aktuellen geopolitischen Szenario steht der Westen vor zwei Herausforderungen: der wirtschaftlichen durch die aufstrebenden asiatischen Mächte, der politischen und militärischen durch den integralistischen Islam. Um zu bestehen, ist entscheidend, dass wir Russland auf unserer Seite haben.»

Berlusconi schlägt dann einen «Kompromiss» in der «ukrainischen Krise» von 2014 vor, es sei aber «lächerlich», die Probleme «gegen oder ohne Moskau» zu lösen. Und wäre es um die Sicherheit der baltischen Staaten, die «unter dem Expansionismus der Sowjetunion» gelitten hatten, nicht besser bestellt mit einem westlich ausgerichteten als mit einem asiatischen, kriegerischen Russland?

Getreide und Gas

Italien bezieht heute 78,6 Prozent der Energie aus dem Ausland, über 40 Prozent des konsumierten Erdgases kommen aus Russland, aber auch enorme Mengen Getreide für die tägliche Pasta. Berlusconi hat als Europaparlamentarier dennoch für Sanktionen gegen Russland gestimmt.

Die Telefonverbindung mit Putin ist tot, er habe ihn nie erreicht in letzter Zeit, sagte er dem *Corriere della Sera*.

Ich glaube, die Ukraine wird gewinnen

Militärstrategen, die einen schnellen Sieg Russlands prophezeit hatten, lagen daneben. Die russische Armee ist vor allem auf dem Papier stark.

Kurt Pelda

Kiew

Die Ukraine wird zermalmt» zitierte die NZZ am Sonntag einen ehemaligen britischen General. Das Schwesterblatt NZZ titelte dagegen: «Der russische Vormarsch ist kaum zu stoppen». Das flache, nur wenig überbaute Gebiet sei ideales Panzergelände. Analysen vieler Medien stammen allerdings aus der Feder von «Experten», die noch nie im Krieg waren und mit den gegenwärtigen Verhältnissen in der Ukraine nicht vertraut sind.

Seit 38 Jahren bereise ich Konfliktgebiete, die Ukraine ist Schauplatz meines 23. Kriegs. Nach Afghanistan und Syrien ist dies bereits das dritte Mal, dass russische Kampfflugzeuge Bomben auf Ortschaften abwerfen, in denen ich mich aufhalte. Ich muss zugeben: Die militärischen Fähigkeiten der Russen haben mich noch nie schwer beeindruckt. In Afghanistan mussten sich die Sowjets zurückziehen, und in Syrien gewannen die Russen mit minimalem Einsatz nur dank der Zerstrittenheit und Unfähigkeit ihrer schlechtbewaffneten und kaum ausgebildeten Gegner.

«Ideales Panzergelände»

Wie sieht es nun aber mit dem «idealen Panzergelände» (NZZ) aus? Im Sommer, wenn der Boden trocken und nicht mehr so morastig ist wie jetzt, kann man hier tatsächlich einen Panzerkrieg führen. Der vielgepriesene Konvoi der Russen nördlich von Kiew kommt aber eben nicht vom Fleck, weil Panzer sich derzeit nur entlang befestigter Strassen und nicht im freien Feld bewegen können. Auf den Äckern bleiben sie nämlich einfach stecken.

Russische Kolonnen sind verwundbar, wenn Infanterie aus den Wäldern und Dörfern heraus überraschend mit Panzerabwehrwaffen angreift oder wenn Drohnen Lenkwaffen abfeuern. Die Ukrainer zielen dabei auf Schlüsselfahrzeuge wie Brückenpanzer, Flugabwehrpanzer oder Treibstofftanker, um die Russen festzunageln und vom Nachschub abzuschneiden.

Alles kein Problem für das grosse Russland, meinen die Militärstrategen dazu – 1500 Kilometer entfernt vor ihren Bildschirmen. Putin werde einfach noch mehr Panzer und Artillerie auffahren lassen. Was aber schon jetzt deutlich wird: Die Russen setzen schon viele zivile Lastwagen und Kleintransporter ein, weil sich ihre Militärlastwagen – oft wegen fehlender Wartung – in einem bemitleidenswerten Zustand befinden.

Russland habe eine Riesenarmee, Putin könne Reservisten mobilisieren und die Ukrainer rein zahlenmässig erdrücken, kommt



«Militärische Sonderoperation»: Zerstörter Panzer bei Luhansk.

prompt die Entgegnung der Defaitisten. Der Kreml könnte tatsächlich mobilisieren. Was macht er aber in der Realität? Er bittet neben Weissrussland das befreundete Kasachstan um Hilfe. Die Kasachen haben dankend abgelehnt, und auch die Weissrussen zeigen wenig Lust.

Vielleicht würde eine grossangelegte Mobilisierung die ohnehin durch Sanktionen angeschlagene russische Wirtschaft endgültig ruinieren. Ausserdem wäre es dann unmöglich, den Krieg der eigenen Bevölkerung weiterhin als «militärische Sonderoperation» zu verkaufen. Ein böses Erwachen wie damals in Afghanistan wäre die Folge für viele Russen, die jetzt noch begeistert klatschen. Afghanistan war der Anfang vom Ende der Sowjetunion.

Die bisher in die Ukraine geschickten Truppen – höchstens 200 000 Mann – reichen nie aus, um ein Land von der Grösse Frankreichs zu erobern, geschweige denn, es zu halten. Umgerechnet auf die ukrainische Bevölkerung, entspricht das etwa 4,5 Soldaten auf tausend Einwohner. Seth G. Jones von der amerikanischen Denkfabrik Center for Strategic and International Studies führt Vergleichszahlen an: Im Irak kamen die Amerikaner auf sieben Soldaten pro tausend Einwohner und mussten sich am Ende dennoch zurückziehen. Im Frankreichfeldzug setzte Hitler 3,3 Millionen Soldaten ein, was einem Vergleichswert von etwa achtzig Soldaten pro tausend Einwohner entsprach. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war Deutschland von mehr als hundert alliierten Soldaten pro tausend Einwohner besetzt.

Ruhig und gefasst

Putin werde Kiew umzingeln und aushungern, zetern nun die «Experten». Nun ja, niemand weiss, was Putin kann oder will. Die Umzingelung und Eroberung der syrischen Metropole Aleppo hat allerdings vier Jahre gedauert, dabei ist die Stadt nur halb so gross wie Kiew. Zudem waren die Verteidiger dort heillos zerstritten und hatten – anders als die Ukrainer – weder Flugabwehrwaffen

noch Flugzeuge oder Drohnen und auch keine nennenswerte Artillerie.

In keiner der von mir besuchten Konfliktzonen habe ich jemals einen dermassen organisierten Widerstand erlebt. Die Ukrainer bleiben ruhig und gefasst, ihr Kampfwillen steht ausser Zweifel. Selbst wenn die Russen einen grossen Teil des Landes erobern sollten, bleibt den Ukrainern eine mehr als 1300 Kilometer lange Grenze mit den Nato-Staaten Rumänien, Polen, Ungarn und Slowakei. Darüber können eine Armee und Partisanenverbände noch auf Jahre hinaus mit Waffen und Material versorgt werden. Ich halte es mit dem französischen Aussenminister Jean-Yves Le Drian, der am Sonntag in einem Interview sagte: «Ich glaube, die Ukraine wird gewinnen.»

Liebe ist alles, was wir brauchen

Tom Kummer

Tom Kummer: Kayla Barron, schön, dass Sie mit uns sprechen können. Wo halten Sie sich gerade auf?

Kayla Barron: In der «Cupola», einem kleinen Modul zur Beobachtung der Vorgänge ausserhalb der ISS [International Space Station].

Kummer: Sehen Sie die Erde?

Barron: Ja! Gerade liegt das Südchinesische Meer unter uns. Ohne diesen Blick wäre momentan der Alltag hier oben nicht zu ertragen.

Kummer: Sie überfliegen die Erde sechzehnmal pro Tag und fliegen mit rund 28 000 km/h. Haben Sie Ihre Bordteleskope auch schon bewusst auf die Ukraine gerichtet?

Barron: Dazu fehlte bisher die Zeit. Ich möchte mich emotional auch nicht weiter verstricken. Ich will einfach meine Arbeit machen!

Kummer: Können Sie offen mit uns sprechen? Oder werden wir abgehört?

Barron: Die Lage ist angespannt. Mehr möchte ich dazu nicht sagen.

Kummer: Wo halten sich die russischen Kosmonauten auf?

Barron: Etwa achtzig Meter von der Cupola entfernt. Im Wohnmodul Swesda am entgegengesetzten Ende der ISS, direkt neben Sarja (Morgenröte), dem ersten Modul der Station. Die Station ist gross, manchmal treffe ich den ganzen Tag kein anderes Crew-Mitglied.

Kummer: Haben Sie schon mal an das Schreckensszenario gedacht, Wladimir Putin könnte die ISS als Pfand gegen die US-Sanktionen nehmen?

Barron: Es fällt tatsächlich immer schwerer, solche Gedanken auszublenden. Wir sind ja alle auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen, unabhängig von der Situation auf der Erde. Das russische Segment kann nicht ohne die Stromversorgung von unserer Seite funktionieren und unsere Seite nicht ohne die Antriebssysteme der russischen Seite. Es kann also keine einvernehmliche Scheidung geben.



«Gerade herrscht Eiszeit»: Astronautin Barron.

Kummer: Könnte man auf der ISS trotzdem eine absichtliche Abkopplung der Module vornehmen?

Barron: Ja. Aber es wäre ein Kamikazeunternehmen

Kummer: Wie sieht es mit der Kommunikation aus?

Barron: Das ist das Beunruhigende! Ein Bodenkontrollzentrum liegt in Houston, Texas, ein anderes bei Moskau. Beide sind für ihren jeweiligen Anteil an der Station zuständig, und gewöhnlich stimmen sie sich bei Themen, die die gesamte Station betreffen, miteinander ab. Aber gerade herrscht Eiszeit.

Kummer: Die amerikanischen Trägerraketen «Atlas V» und «Antares» werden von russischen Raketenmotoren angetrieben, korrekt?

Barron: Ja. Die Erststufe der «Antares» wird in der Ukraine gebaut, und in sie werden dann

russische Raketentriebwerke eingebaut. Wir haben es also mit einer amerikanischen Rakete zu tun, mit ukrainischer Erststufe, in der ein russisches Triebwerk steckt.

Kummer: Klingt sehr solidarisch. Bisher hat Ihre Raumstation ja auch jedes Auf und Ab der amerikanisch-russischen Beziehungen überlebt – ob die Vergiftung eines russischen Regimekritikers, die Einmischung des Kreml in die US-Präsidentenwahlen oder die Annexion der Krim. Astronauten und Kosmonauten schwebten wie im «Peace Mobile» stets über den Dingen. Nichts konnte die Stimmung in der Weltraum-WG stören. Und jetzt?

Barron: Ich war immer überzeugt, die Raumfahrt sei unpolitisch, könne irdische Konflikte überwinden. Aber all das wird nun von uns allen hinterfragt. Ich kann es deutlich spüren. Letzten November, als ich hier angekommen bin, da haben wir abends auch mal einen Wodka mit den Russen getrunken. Diese Zeiten sind vorbei.

Kummer: Wissen die anderen, dass Sie mit mir sprechen?

Barron: Nein, wissen sie nicht. Aber es muss sein. So kann es nicht weitergehen, ich fühle mich bedroht.

Kummer: Weil der Chef der russischen Weltraumagentur, Dmitri Rogosin, auf Twitter Drohungen in Richtung USA versandte? Dass die Sanktionen Ihrem Land im wahrsten Sinne des Wortes auf den Kopf fallen könnten? Was meinte er damit?

Barron: Er drohte, unsere Station zum Absturz auf die USA zu lenken. Weil wir von russischen Triebwerken in der Umlaufbahn gehalten werden.

Kummer: Das kann nur ein schlechter Witz sein, oder?

Barron: Vermutlich nicht. Das absolut drastischste Szenario wäre wirklich die Abkopplung der russischen Module vom Rest der Station. Denn die beiden ersten Bauteile der

ISS, die russischen Module Sarja und Swesda, sind es, die mit ihren Triebwerken die Umlaufbahn der ISS von Zeit zu Zeit anheben, da die oberen Schichten der Atmosphäre die Station allmählich abbremsen.

Kummer: Die ISS könnte also nur noch kurze Zeit überleben?

Barron: Nach ein paar Monaten wäre ihre Umlaufbahn so instabil, dass sie in die Erdatmosphäre einträte. Die Trennung der russischen Module von den westlichen wäre wie ein Selbstmordkommando.

Kummer: Könnten denn die russischen Module Sarja und Swesda unabhängig vom Rest der Station funktionieren?

Barron: Nein. Sie haben nur kleine, eigene Solarpaneele, die keine komplette Stromversorgung für einen unabhängigen Betrieb aufrechterhalten könnten. Auch die beiden russischen Module beziehen den Grossteil ihrer Energie über unsere Solarzellenausleger.

Kummer: Die Trennung der Module würde also höchstwahrscheinlich auf die Zerstörung der gesamten Raumstation hinauslaufen.

Barron: Ja!

Kummer: Mrs Barron, wie können Sie unter solchen Bedingungen überhaupt noch entspannt arbeiten? Was tun Sie, um den Kopf freizubekommen?

Barron: Zehn Stunden am Stück arbeiten hilft. (Lacht) Fitnessstraining. Yoga. Computerspiele.

Kummer: Schaut man sich eigentlich im Weltraum auch Weltraumfilme an?

Barron: Ja. Kürzlich habe ich mir wieder «2001: A Space Odyssey» und «Gravity» angesehen. Zur Ablenkung von der momentanen Lage. Es war wunderbar.

Kummer: Sie hängen schwerelos in einem Schlafsack, wissen nicht, was oben und unten ist, korrekt? Und dazu schauen Sie sich philosophisch-psychedelische Space-Opern auf dem Computer an. Verrückt! Haben Sie eigentlich den Film «Interstellar» gesehen?

Barron: Ja. Wieso fragen Sie?

Kummer: Darin werden grosse philosophische Fragen gestellt, denen Astronauten ja gewöhnlich nicht auf den Grund gehen. Weil

sie ja als Wissenschaftler unterwegs sind, nicht als Existenzialisten.

Barron: Von was sprechen Sie?

Kummer: Was macht einen Menschen aus, was treibt ihn an? Gibt es eine höhere Macht, die uns lenkt und beschützt?

Barron: Ja, ich stelle mir tatsächlich solche Fragen. Ganz privat. Die Lage ist angespannt. Eigentlich sollte ich ja nicht mit Ihnen sprechen ...

Kummer: Im Film «Interstellar» wird erzählt, das Weltraumprogramm der Nasa sei ein Popanz gewesen, um die Sowjetunion in den finanziellen Ruin zu treiben. Jetzt sind Sie aber abhängig von den Russen! Einer von Ihnen, Nasa-Astronaut Mark Thomas Vande Hei, soll Ende März 2022 mit einer russischen Sojus-Kapsel zurück zur Erde fliegen. Es gibt dazu keine Alternative.

Barron: Und damit drücken Sie den Finger auf die Wunde.

Kummer: Wie reagieren Sie auf dieses ziemlich verrückte Szenario?

Barron: Ich schaue immer öfter einfach aus dem Bordfenster.

Kummer: Der Blick aus 400 Kilometern Entfernung auf die Erde relativiert alle irdischen Probleme?

Barron: Es ist ein grandioser Ausblick, in den ich mich verlieben könnte.

Kummer: Haben Sie sich dabei nicht auch schon gefragt, wohin der Mensch geht, wenn die Erde stirbt?

Barron: Klar. Sehr oft sogar. Und vor ein paar Wochen hätte ich Ihnen vielleicht noch mit quantenphysikalischen Überlegungen

«Letzten November haben wir abends einen Wodka mit den Russen getrunken. Diese Zeiten sind vorbei.»

zu existenziellen Fragen der Menschheit geantwortet ...

Kummer: ... bitte tun Sie es!

Barron: Die Zeiten haben sich aber geändert. Früher schienen ja auch dank Apollo-Kapseln und Mondlandung die Sterne zum Greifen nah. Die Bereitschaft einer ganzen Generation war beflügelt, die Grenzen des Bewusstseins und der Vorstellung zu erweitern – auch dank Filmkunst wie «2001: A Space Odyssey».

Kummer: Das ist vorbei?

Barron: Heute sollten wir vielleicht besser zu Boden gucken und über unseren Platz auf der Erde nachdenken.

Kummer: Gibt es keine Hoffnung?

Barron: Doch. Und das sage ich jetzt natürlich nicht als Astronautin oder Wissenschaftlerin, sondern als Existenzialistin: Es gibt die Liebe! Die Liebe ist die einzige Kraft, die Dimensionen und Zeit und Raum überbrücken kann.



THIEL Mitleid

Hinz: Grausam, wie die Russen einfach so die Ukraine überfallen.

Kunz: Opfer ist wieder einmal die ukrainische Zivilbevölkerung.

Hinz: Ein Massaker ist das.

Kunz: Wir müssen sofort Sanktionen gegen Russland verhängen.

Hinz: Ja, nur dass es dann wieder die Falschen trifft, nämlich die russische Zivilbevölkerung.

Kunz: Das stimmt. Die armen Russen können ja auch nichts für den Krieg. Die Russen sind selber Opfer von Putins Propaganda.

Hinz: Wobei der Westen ja auch nicht ganz unschuldig ist am Krieg. Der Westen hat Russland zu lange provoziert.

Kunz: Ja, man kann das schon verstehen, dass Putin eine russisch kontrollierte Pufferzone gegenüber der Nato schaffen will.

Hinz: Man hat im Westen zu lange russische Interessen missachtet. Da ist es verständlich, dass die Russen sich gegen die Ausdehnung der Nato wehren.

Kunz: Eigentlich handelt es sich bei diesem Krieg um einen Verteidigungskrieg.

Hinz: Die Ukrainer sind nämlich, genau genommen, selber Russen.

Kunz: Die Einzigen, die behaupten, die Ukraine sei eine eigenständige Nation, sind ukrainische Nationalsozialisten.

Hinz: Und die haben es auch noch fertiggebracht, einen Fernsehkomiker zum Präsidenten zu wählen.

Kunz: Ein Volk, das so einen Präsidenten wählt, handelt verantwortungslos.

Hinz: Mit dieser Wahl verletzt die Ukraine russische Interessen.

Kunz: Da müssen sich die Russen doch verteidigen.

Hinz: Wir sollten sofort Sanktionen gegen die Ukraine verhängen.

Andreas Thiel



Deutschlands neue Russophobie

Wie auf Kommando hat das gesunde Volksempfinden umgeschaltet auf einen neuen Feind: vom Querdenker über den Impfgegner zum Russen und zum Russenverstehrer.

Wolfgang Koydl

Vom Rathaus weht seit Tagen das Blau-Gelb der Ukraine, in der Altstadt sammelt die Feuerwehr Geld für Kriegsoffer, und die gastierende Pianistin widmet ihr Konzert den Verteidigern von Kiew. Die Kleinstadt Stade westlich von Hamburg ist in diesen Tagen typisch für den Rest des Landes: Eine emotionale Welle der Solidarität überrollt das Land, wie man sie seit dem Teddybär-Willkommen von 2015 nicht erlebt hat.

Im Stadtteil Wippenkathen indes herrscht ein anderes Gefühl: die Sorge vor Übergriffen auf Bewohner und Geschäfte. Hier haben sich seit Ende des letzten Jahrhunderts viele Spätaussiedler aus Russland niedergelassen. Ein Supermarkt spezialisiert sich auf russische Spezialitäten, die Kunden werden von einem Moskauer Radiosender berieselt.

Von den Medien angestachelt

Es gibt erste Berichte von Beschimpfungen. «Geht doch zurück zu eurem Verbrecher Putin» ist eine der harmloseren Varianten. Nachbarn, mit denen man in Frieden lebte, entdecken plötzlich den «bösen Russen» von nebenan. Auch im Lebensmittelladen sorgt man sich vor Übergriffen. Anderswo in Deutschland wurden russische Läden schon beschmiert.

Denn neben der Solidarität überzieht noch eine andere, eine hässliche Welle das Land: die Russophobie. Alles, was russisch aussieht, tönt oder spricht, wird in Sippenhaft genommen. Wie auf Kommando hat das gesunde Volksempfinden umgeschaltet auf einen neuen Feind: vom Querdenker über den Impfgegner zum Russen und zum Russenverstehrer.

Angestachelt wird dieser Hass von den Medien, allen voran der *Bild*-Zeitung, deren Führungspersonal allem Anschein nach höchstpersönlich den Atomknopf zu drücken wünscht. Keine Forderung der ukrainischen Führung ist zu abwegig, um nicht vorbehaltlos unterstützt zu werden. Keine Tatarenmeldung zu abstrus, um nicht gross aufgemacht zu werden.

Chefredaktor Johannes Boie, im Kollegenkreis wegen seines jugendhaften Aussehens als «Kinderüberraschung» verspottet, lässt seine

martialischen Kommentare ins Russische übersetzen. Axel-Springer-Vorstandschef Mathias Döpfner meint, dass Frankreich, Grossbritannien, Deutschland und die USA «Putins mörderisches Treiben mit ihren Truppen und Waffen in Kiew» beenden sollten – «JETZT». Das ist nicht weniger als die Aufforderung zu einem dritten Weltkrieg, wie er selber einräumt. Aber das sei halt ein «Dilemma».

An der Kampagne beteiligen sich – wenngleich weniger krass – so gut wie alle Medien. Dass sie auf fruchtbaren Boden fällt, beweisen Berichte aus allen Teilen Deutschlands. Da ist das Restaurant im Badischen, das keine Russen mehr bedienen mag. Da ist die Bäckereikette, die den beliebten Russischen Zupfkuchen zum einfachen Zupfkuchen zurückstuft. Da ist der Supermarkt, der Wodka und Soljanka aus dem Sortiment nimmt. Da ist das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karls-

Alles, was russisch aussieht, tönt oder spricht, wird in Sippenhaft genommen.

horst, das sich nur noch Museum nennt und nur die ukrainische Flagge hisst. Da sind die Eltern mit Kindern auf der russischen Lomonossow-Schule in Berlin, die Angst haben, auf der Strasse ihre Muttersprache zu sprechen.

«Kleine Kristallnächte»

Das sind Alltagsgeschichten, die ein Beobachter als «kleine Kristallnächte» beschrieben hat: Angriffe auf Mitbürger allein wegen ihrer Nationalität. Doch manches schafft es in die

Schlagzeilen, wie etwa der Fall der Münchner Ärztin Ortrud Steinlein, die die Behandlung russischer Patienten «ab sofort grundsätzlich» ablehnte – «aufgrund der schweren Völkerrechtsverletzungen durch den offenbar geistesgestörten Autokraten» (ein Arzt an der Zürcher Hirsländchen-Klinik tut es ihr gleich).

Und da sind die Fälle des Münchner Chefdirigenten Valery Gergiev und der Primadonna Anna Netrebko. Dass Dieter Reiter, Bürgermeister der Bayern-Metropole, dem Maestro ultimativ ein politisches Bekenntnis abverlangte, erfüllt übrigens den Tatbestand der Nötigung und müsste von der Staatsanwaltschaft von Amts wegen verfolgt werden. Immerhin hat die Universität

München, anders als die in Mailand, Dostojewski noch im Lehrplan.

Noch sind es Einzelfälle

Die Stimmung erinnert beängstigend an den August 1914, als Deutschland und Europa mit geifernder Hetze gegen den Gegner in den Krieg stürzten («Jeder Tritt ein Britt, jeder Stoss ein Franzos, jeder Schuss ein Russ»). Noch sind es Einzelfälle, aber es werden täglich mehr. In Deutschland leben nicht nur 260 000 russische Staatsbürger, sondern auch gut vier Millionen Menschen russischer Herkunft – meist Deutschrussen mit Verwandten in der alten Heimat. Sie können sie nicht mehr besuchen, ihnen keine Pakete schicken, ihnen kein Geld überweisen.

Wie heisst es doch von der Bundesregierung? Auch wir müssen für die Sanktionen einen Preis bezahlen. «Wir» bedeutet erst einmal die Deutschrussen.



Geifernde Hetze wie 1914.

Lizenz für schlechtes Benehmen

Ohne schlechtes Gewissen die Sau rauslassen: Forscher haben eine Erklärung dafür.



Wissenschaftler der Stanford University haben herausgefunden, dass Menschen, die ihre guten Taten in Sachen Antirassismus öffentlich verkünden, sich eher rassistisch verhalten als solche, die das nicht tun. Ein Forscher erklärt es laut der *Times* so: «Das ist das psychologische Pendant dazu, wenn Menschen in einer gewöhnlichen Unterhaltung Dinge sagen wie <Viele meiner besten Freunde sind schwarz>. Sie sagen das, weil sie demnächst etwas sagen werden, von dem sie befürchten, dass es als Vorurteil ausgelegt werden könnte.» Psychologen nennen das Phänomen «moral licensing», moralischer Freifahrtschein. Es beschreibt den Sachverhalt, wenn Menschen glauben, sie könnten schlechtes Verhalten ausbalancieren, weil sie in der Vergangenheit etwas Gutes getan haben.

Diese Lizenz funktioniert also wie ein Tauschhandel mit sich selbst. Ich habe keine Ahnung, wie oft ich schon Leute beobachtet habe, hauptsächlich in den sozialen Medien, die exakt jene Dinge tun, die sie in der Vergangenheit aggressiv verurteilt haben. Sie informieren die Welt im einen Moment über ihren Kampf gegen Intoleranz und Diskriminierung, um dann irgendwann später ohne schlechtes Gewissen selbst hochgradig unethisches Verhalten an den Tag zu legen; Vorverurteilung, Verleumdung, Hass, Rassismus, das ganze Repertoire.

Natürlich richtet es sich nicht gegen ihnen nahestehende Personen oder Gruppen, sondern gegen jene, die sie – die sich zweifellos als die «Guten» sehen – gerade als «Böse» identifizieren und gegen die schlechtes Benehmen gesellschaftlich akzeptiert ist, wie alte, weisse Männer oder Reiche. «Moral licensing» erklärt ja eigentlich, warum unter den Wokesten häufig die Dreiesten sind: Sie haben das Gefühl, sie können es sich leisten. Gefährlich scheint mir

diese Psychologie, weil es einen davon abhält, sich je zu hinterfragen. Man hält sich für unangreifbar, und das, würde ich sagen, öffnet dem Missbrauch Tür und Tor.

Laut *Business Insider* fanden Wissenschaftler in einem Experiment mit Studienteilnehmern heraus, dass jene, die zuvor die Gelegenheit bekommen hatten, sich gegen sexistische Kommentare auszusprechen, eher bereit waren, einen Mann für einen stereotypen Männerjob auszuwählen. Eine andere Untersuchung, die die amerikanische Tech-Industrie vergangenes Jahr durchgeführt hatte, ergab, dass Unternehmen, die nach der Ermordung von George Floyd öffentlich ihre Solidarität für die «Black Lives Matter»-Bewegung bekundeten, im Durchschnitt 20 Prozent weniger schwarze Mitarbeiter eingestellt haben als jene, die es nicht taten.

Man könnte die publikumswirksamen, solidarischen Gesten als taktvolle Vertuschung sehen; man wird den eigenen Massstäben nicht gerecht, fühlt sich aber auch nicht wirklich dazu verpflichtet. Und noch viel weniger, wenn es für Applaus schon ausreicht, irgendwo ein «Wir sind gegen Diskriminierung!» zu trompeten. Als moralisch lizenziertes Ablenkungsmanöver stelle ich es mir auch bei Institutionen wie der Fifa vor, so à la: Wir treten mit Regenbogenfahnen und Antirassismuskampagnen in die Öffentlichkeit und tun wirklich alles, was gerade en vogue ist – dann ist es schon okay, wenn wir das Fussballturnier in Katar ausrichten, auch wenn das Land gegen Menschenrechte verstösst.

So manche Unternehmen geben sich alle Mühe, es einem leichtzumachen, ihrem Aktionismus die Ehrlichkeit abzusprechen und sie für ein schlüpfriges Windfähnchen zu halten. Dass öffentliche Positionierung und

tatsächliches Verhalten sich teils schamlos widersprechen, ist eigentlich umso bemerkenswerter, als es ja jeder mitbekommt, der das Gebaren etwas verfolgt.

Natürlich ist es nicht falsch, wenn bedeutende Institutionen auf Missstände hinweisen. Es ist ja auch nicht alles schlecht an der Wokeness. Die Grundidee ist schon mal gut, ein Bewusstsein für mangelnde soziale Gerechtigkeit zu schaffen. Aber die meisten Menschen sind heute sensibilisiert, ihnen ist auch klar, dass, wenn wir uns besser um die Probleme von Minderheiten kümmern, das nicht nur dem Individuum selbst, sondern letztlich der Gesamtgesellschaft zugutekommt.

Sensibilisiert sind sie aber auch für Scheinheiligkeit und Doppelmoral, die das Konzept «Bewusstmachen» paradoxerweise völlig untergraben. «Ich komme nicht umhin zu denken», schreibt der Autor des *Times*-Artikels, «dass das Projekt überdreht wurde, nicht wegen der schwindenden Zahl von Hardcore-Rassisten, sondern wegen der Oberflächlichkeit von zu vielen Progressiven.» Ob das stimmt, kann ich nicht beurteilen. Indiskutabel ist jedoch, dass viele Menschen von der Selbstgefälligkeitsmoral der Eliten, der mächtigen Konzerne, Wirtschaftsführer und Politiker, diplomatisch gesagt, die Schnauze voll haben.

Wir alle feilschen hie und da mit unserem Ego. Niemand ist vollkommen, vielleicht ist der Schlüssel einfach mehr Ehrlichkeit gegenüber sich selbst. Und noch ein Vorschlag zur Güte: Du willst dich für mehr Gerechtigkeit einsetzen? Sehr gut. Aber dann tu's einfach und sei nicht so selbstsüchtig, ständig darüber zu sprechen. Oder ist dann der Beifall nicht so ergiebig?

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Der seltsame Tod der Realpolitik

Solange die Führer der Supermächte auf ideologischen Absolutismus setzen, ist es um die globale Stabilität schlecht bestellt.

Francis Pike

Angesichts des geopolitischen Chaos, das Präsident Putin mit seinem brutalen Krieg in der Ukraine ausgelöst hat, stellt sich die Frage, warum die Welt offenbar in einen zweiten kalten Krieg eingetreten ist, obwohl Russland und China sich den westlichen Kapitalismus zu eigen gemacht haben. Wie kam das Tauwetter beim ersten Mal zustande?

1971 bemerkte der US-Sinologe John King Fairbank, dass Washington in den Jahrzehnten nach 1950 mehr Männer auf den Mond geschickt habe als nach China. Nach der Machtergreifung der chinesischen Kommunisten gab es lange Zeit keine Gespräche mehr zwischen amerikanischen und chinesischen Diplomaten.

Als der US-Botschafter in Polen, Walter J. Stoessel, 1969 seinen chinesischen Kollegen bei einer jugoslawischen Modenschau in Warschau beiseitennahm und ihn um direkte Gespräche bat, suchte der Diplomat erschrocken das Weite. Mit diesem unerwarteten Schritt begann das erstaunlichste diplomatische Manöver des 20. Jahrhunderts. Henry Kissinger flog unter grösster Geheimhaltung von Islamabad nach Peking, um mit Zhou Enlai, Premierminister und Stellvertreter des Vorsitzenden Mao, über eine Annäherung zu verhandeln. Und 1972 besuchte Präsident Nixon schliesslich die Volksrepublik China. Ermöglicht wurde dieses historische Rapprochement durch die Übereinkunft, laut der China und Taiwan «ein China» seien – eine Formel, die seitdem für Frieden in Asien gesorgt hat. Es war die Hochwassermarke der Realpolitik der Nachkriegsjahre. Für Kissinger waren die chinesischen Kommunisten «kühle Machtpolitiker» – genau wie er selbst.

«Mir gefällt Herr Gorbatschow»

Nixon und Kissinger ignorierten die westliche Abscheu vor der Politik Maos, der den Grossen Sprung nach vorn ausgerufen hatte, jene grausame Kampagne in den 1950ern, bei der dreissig Millionen Chinesen verhungert waren. In den 1970ern und 1980ern verfolgten westliche Politiker einen geopolitischen Pragmatismus und stellten moralische Überlegungen hintan.

London

Für sie ging es in erster Linie um Frieden und Stabilität in der Welt.

Nixon, Kissinger, Zhou Enlai und Mao waren nicht die einzigen Realpolitiker in der Nachkriegszeit. Auch in Europa gab es sie. In den 1960ern und 1970ern betrieben Persönlichkeiten wie der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt und Papst Paul VI. die sogenannte Ostpolitik, deren Ziel eine friedliche Koexistenz mit der Sowjetunion war. Und Präsident de Gaulle empfahl, die Chinesen «nicht in ihrem Zorn zu

Thatchers politischer Realismus fand Ausdruck in ihrer These, dass «es sich lohnt, den Feind zu kennen».

isolieren». Das deckte sich mit Präsident Nixons Hinweis von 1967, formuliert in der Zeitschrift *Foreign Affairs*, dass «wir es uns schlicht nicht leisten können, China für immer aus der Familie der Nationen zu verbannen».

Realpolitiker war auch Leonid Breschnew, der Generalsekretär der KPdSU. Während Kissinger eine Einigung mit den Chinesen erzielte, führte er mit der Sowjetunion Gespräche über die Begrenzung von strategischen Waffen (Salt), die 1972 mit dem ABM-Vertrag endeten.

In den 1980ern bewiesen Präsident Ronald Reagan und Premierministerin Margaret Thatcher, dass Realpolitik keine abstrakte Philosophie war. Beide traten dafür ein, konstruktives diplomatisches Engagement mit entschlossener militärischer Stärke zu verbinden. Als Reagan das Raketenabwehrprogramm «Star Wars» bekanntgab, versetzte er den Sowjets einen gehörigen Schrecken.

Reagan und Thatcher waren bereit, Gespräche mit ideologischen Kontrahenten zu führen. Thatchers politischer Realismus fand Ausdruck in ihrer These, dass «es sich lohnt, den Feind zu kennen – nicht zuletzt, weil sich irgendwann vielleicht die Gelegenheit bietet, einen Freund aus ihm zu machen». In einem BBC-Interview von 1984 erklärte sie: «Mir gefällt Herr Gorbatschow. Wir können miteinander ins Geschäft kommen.» Der andere kommunistische Führer

jener Zeit, Deng Xiaoping, war ebenfalls ein erklärter Pragmatiker.

Doch in den letzten zwei Jahrzehnten haben sich Russland und China wieder ideologisch eingeeigelt. Der Konflikt mit den liberalen Demokratien des Westens bezieht sich nicht mehr auf Ökonomie und Regierungspraxis, sondern nur noch auf Regierungspraxis. Das Wirtschaftswachstum, in Russland und China viel stärker als im Westen, hat den beiden Staaten ein neues Vertrauen in ihre autokratische Führung beschert. Zugleich beobachten sie, dass der demokratische Westen seit der Finanzkrise 2008 mit massiven wirtschaftlichen und sozialen Problemen zu kämpfen hat. Für Wladimir Putin und Xi Jinping besteht keine Notwendigkeit mehr, Kompromisse mit dem Westen zu schliessen.

Fukuyamas Ende der Geschichte

Aber nicht nur Russland und China, auch Europa und Amerika haben sich in den letzten zwanzig Jahren von Realpolitik verabschiedet. Der Untergang der Sowjetunion verleitete viele Beobachter im Westen zu der überheblichen Annahme, dass der Triumph des liberalen Kapitalismus zu einer liberalen Demokratie führen werde. Immerhin hatten Südkorea und Taiwan, einstmals totalitäre Regime, diese Entwicklung beispielhaft demonstriert. Der westliche Triumphalismus zeigte sich in Francis Fukuyamas Buch «Das Ende der Geschichte» (1992), in dem die westliche Demokratie als Endpunkt der historischen Entwicklung dargestellt wurde.

Präsident Bill Clinton stand nach dem Ende des Kalten Krieges gewissermassen vor einem geopolitisch leeren Blatt. Seine Aussenpolitik atmete einen aggressiven Moralismus, der die Überlegenheit amerikanischer Kultur und Wirtschaft weltweit durchsetzen wollte. Darin wurde er von seinem Nationalen Sicherheitsberater Anthony Lake bestärkt, dem Autor von «Confronting Backlash States» (1994), der für eine moralbasierte Aussenpolitik eintrat, deren Ziel es war, «diese Schurkenregime zu neutralisieren, einzudämmen und letztlich zu transformieren».



«Achse des Bösen»: Politiker Obama, Clinton, Bush (v. l.).

Clintons moralische Aussenpolitik fand ihre Fortsetzung in George W. Bushs «Achse des Bösen» und wurde von Barack Obama noch weiter vorangetrieben. 2014 warnte Henry Kissinger in einem höchstwahrscheinlich an Obama gerichteten Artikel, dass «die Vereinigten Staaten vermeiden sollten, Russland als Irrläufer zu behandeln, dem man geduldig die von Washington aufgestellten Verhaltensregeln beibringen müsse».

Der Sieg von Moralismus über Realismus in der Aussenpolitik des Westens offenbarte sich vor allem in der Nato-Osterweiterung. Nach dem Zerfall der Sowjetunion gaben Kanzler Helmut Kohl, US-Aussenminister James Baker und der britische Premierminister John Major mündliche Zusagen ab, dass die Nato nicht erweitert werde. Nachdem russische Politiker wie Gorbatschow, Jelzin und Putin Interesse an einem Nato-Beitritt bekundet hatten, musste der Umstand, dass Europa darauf nicht reagierte und Russland auch nicht in eine stabile post-sowjetische Sicherheitsstruktur einbezogen wurde, zwangsläufig zu der Auffassung führen, dass man nach wie vor ein Feind des Westens sei.

Unbekümmertheit der Expansionisten

Die ausgeprägte Siegermentalität im Westen zeigte sich darin, dass Präsident Clinton Polen, Ungarn und die Tschechische Republik 1999 in die Nato holte. In den nächsten zwanzig Jahren schlossen sich weitere elf Staaten der Allianz an. Besonders schlimm war aus russischer Sicht, dass in der Bukarester Erklärung von 2008 die Ukraine (das Brudervolk) und Georgien eingeladen wurden, sich um eine Aufnahme in die Nato zu bewerben.

Barack Obama, der unverbesserliche Moralist, hoffte, dass sein Nachfolger Donald Trump im Verhältnis zu Russland «nicht einfach einen realpolitischen Ansatz verfolgen» werde. Trump war ein Pragmatiker – instinktiv, nicht aus intellektueller Einsicht. Das zeigte sich in seinem Versuch, auf den nordkoreanischen Machthaber Kim Jong Un zuzugehen. Jede mögliche Verständigung mit Putin wurde jedoch von der Demokratischen Partei und dem unzutreffenden Narrativ ihrer Medienlakaien zunichtegemacht, Trump habe während des Wahlkampfs mit den Russen kooperiert.

Die Unbekümmertheit der westlichen Expansionisten und deren Verzicht auf Realpolitik, mit der sie Russland eine eigene geopolitische «Sphäre» und eine Würde zugestanden hätten, verschärfte die ohnehin vorhandene

Für Putin und Xi besteht keine Notwendigkeit mehr, Kompromisse mit dem Westen zu schliessen.

Kompromisslosigkeit der ukrainischen Politik. Statt zu Kompromissbereitschaft anzuhalten, unterstützte der Westen die Maidan-Revolution, die zum Sturz der prorussischen Regierung von Präsident Wiktor Janukowitsch führte.

Törichterweise rächte sich die neue prowestliche ukrainische Regierung an Russland, indem sie zwei Tage später das neue Sprachengesetz aufhob, das die Verwendung von Russisch als regionaler Amtssprache vorsah, und ein Handelsabkommen mit der Europäischen Union schloss. Für Putin war das ein Schlag ins Gesicht. Die ukrainische Regierung, die sich nicht um Minderheitenrechte scherte, sah sich im Recht. Aber

recht haben ist das eine, vernünftiges Handeln ist etwas ganz anderes. In Ländern, die einen Elefanten zum Nachbarn haben, sollten Politiker besonders umsichtig sein. Die Ukraine bezahlt jetzt den Preis für ihre Unbekümmertheit.

Der Handelsvertrag mit der Ukraine war ein klarer Fall von Übergriffigkeit der EU, zumal Deutschland unter Kanzlerin Merkel es sträflich versäumt hatte, die Streitkräfte angemessen auszustatten und für Energiesicherheit zu sorgen. Die Erweiterung der Nato ging einher mit einer schwachen Militär- und Energiepolitik – das genaue Gegenteil von geopolitischer Realpolitik.

Furcht vor den nächsten Hiobsbotschaft

Der Überfall auf die Ukraine dürfte auf absehbare Zeit einen mehr oder weniger dauerhaften Kriegszustand garantieren. Dieser globale Konflikt wird sich noch verschärfen, wenn die nächste Hiobsbotschaft eintrifft – nämlich die Eroberung von Taiwan durch China innerhalb der nächsten zehn Jahre. Staatspräsident Xi hat dies für spätestens 2032 in Aussicht gestellt. Eine Lehre aus der letzten Woche ist die, dass Diktatoren beim Wort genommen werden sollten.

Solange die Führer der Supermächte, im Osten und im Westen, nicht zugunsten einer pragmatischen Realpolitik auf ideologischen und moralischen Absolutismus verzichten, dürfte es um die globale Stabilität schlecht bestellt sein. Wir werden Instabilität haben, bis neue Führer erkennen, dass beide Seiten im Interesse erfolgreicher diplomatischer Verhandlungen zurückstecken müssen. Das nennt man Kompromiss. Bedauerlicherweise zeichnet sich der gegenwärtige Zeitgeist nicht durch Kompromissfähigkeit aus.

Fatale Konstellation

Nr. 9 – «Welt am Abgrund»
Editorial von Roger Köppel

Der im Westen bewunderte, beklatschte Widerstand der Ukraine, ein professionell selbstdarstellender Selenskyj, bereits als heldenhafter Kämpfer verehrt und bejubelt: Beides droht in ein Desaster, ja Inferno auszuarten. Einmal durch zunehmende Zertrümmerung sowohl der direkt Betroffenen wie auch, am Rand, weiterer Staaten und Wirtschaften. Brandgefährlich ist die pauschale Quarantäne von allem und jedem mit russischer Provenienz. Wenn nicht durch eine Palastrevolution entmachtet, droht ein Diktator mit allumfassendem, atomarem Selbstmord, so er sich in eine ausweglose, dauerhafte Paria-Ecke gestellt sieht. Ein möglicher Ausstieg wäre die Neutralisierung der Ukraine nach Schweizer Modell. Der Westen ist jedenfalls gut beraten, die derzeitige fatale Konstellation nicht zu eigenem, vermeintlichem Nutzen auszubeuten.

Hans-Martin Wildi, Binningen

Die Wiederherstellung des russischen Nationalgefühls als Grossmacht erringt man nicht durch kriegerische Handlungen, sondern durch den Appell an den Stolz eines jeden Bürgers und durch vertrauensbildende Massnahmen. Putin verteidigt nicht die Seele Russlands, sondern rächt sich persönlich an den Westmächten, die ihn in den letzten Jahren wegen der Annexion der Krim von wichtigen Versammlungen (G-7 und G-20) ausgeschlossen haben. Und auch die Behauptung, dass Putin weder ein Hitler noch ein Napoleon sei, ist seit dem 24. Februar klar widerlegt, da Putin mit praktisch den gleichen Argumenten den Einmarsch in die Ukrai-

ne gerechtfertigt hat wie damals Hitler den Einmarsch in Polen. *Ronald Wild, Zollikon*

Psychologie der Massen

Nr. 9 – «Friedensinsel Schweiz»
Christoph Mörgeli über die schweizerische Neutralität

Unsere Regierung muss daran erinnert werden, dass wir kein Vasall der EU sind. Die Sanktionen sind mit unserer Neutralität unvereinbar und entsprechen einem Wirtschaftskrieg. Die Notleidenden sind die Bürger. Es steht uns nicht zu, Stellung für oder gegen Russland oder die Ukraine zu nehmen. Der Bundesrat hat einmal mehr die Verfassung gebrochen, ist dem Willen Brüssels gefolgt und hat das Volk belogen. Statt mit Sanktionen könnte die Schweiz mit Vermittlungsdiensten für beide Parteien von Nutzen sein. *Armin Weber, Grünenmatt*

Wie schnell die Mainstream-Gesellschaft von Corona auf Ukraine umschaltet und sich gemeinschaftlich in ihrer Empörung neu ausrichtet, zeigt, wie Massenpsychologie funktioniert. *Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel*

Ausgewogene Stimme

Nr. 9 – «Russland & die Ukraine»
Leader über die Hintergründe des Ukraine-Konfliktes

Mit diesen Zeilen möchte ich Ihnen danken für Ihre klaren und weisen Stellungnahmen. Machen Sie weiter so, trotz flammender Kritik von (allzu) vielen Seiten. Sie scheinen mir die bald einzige vernünftige und ausgewogene Stimme im Medien-Wirrwarr zu sein. Dass Sie den «gegnerischen» (linken) Stimmen ebenfalls Platz einräumen für deren Statements, spricht nicht nur für Ihre Toleranz, sie gestattet auch,

deren vielfach absurde Theorien ans Tageslicht zu bringen. Ich werde in meinem Freundeskreis noch vermehrt neue Abonnenten rekrutieren und ermuntere andere Leser, dasselbe zu tun. *Kurt Bühlmann, Marin-Epagnier*

Schurkenstaat

Nr. 9 – «Putin wird nervös»
Pierre Heumann: Analyse von Martin van Creveld

Die russische Führung verursacht in Europa grösstes Elend, Millionen von Flüchtlingen, traumatisierte Menschen, Invalide, Witwen und Waisen. Wer kann die russischen Kriegsgurgeln stoppen? Raus mit all den Oligarchen, welche Russland jahrelang – auch aus der Schweiz – in die Hände spielten! Diese hüllen sich ja offenbar in Schweigen. Stoppt endlich sämtliche Rüstungs- und Technologieexporte nach Russland, auch die indirekten via Schattenfirmen. Was für Katastrophen braucht es noch, um die Zusammenhänge mit einem Schurkenstaat zu erkennen? *Ueli Krasser, Hagendorn*

Bedenkt:

Putin ist gekränkt!

Es ist nicht zum Lachen:

Es gilt nur noch mitzumachen!

Putins Gesicht

ist ein Eintopfgericht:

Kann man ihm überhaupt trauen?

Er schaut ja niemandem in die Augen.

Er geht eben keinem auf den Leim.

Selbst seine Blicke sind geheim!

Bruno Dinner, St. Gallen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Mark Lanegan (1964–2022)
John Stahl (1953–2022)



Ästhet der Verzweiflung: Mark Lanegan.

Wer kennt ihn noch, hat ihn wirklich gekannt, diesen verzweifelt begabten Sänger, Musiker, Lyriker und Autor? Wer weiss von den Aberhunderten von Songs, die er auf so hohem lyrischen Niveau geschrieben hat – und gesungen mit seiner präzise zügellosen Stimme, die den Nihilismus des Punk mit der Schwere des Blues und der rüttelnden Grunge-Musik zu kombinieren wusste? Wer kennt seine zahllosen Platten, alleine oder mit verschiedenen Bands wie The Screaming Trees, Queens of the Stone Age oder The Gutter Twins?

Wer hat seine autobiografischen Chroniken der Selbstvernichtung gelesen? Das letztjährige «Devil in a Coma» etwa über seine Covid-Erkrankung, die ihn ertauben liess, lähmte und in komaartige Zustände stürzte. Oder, noch dunkler, noch eindrücklicher und noch brillanter die Autobiografie «Sing Backwards and Weep» von 2000, das erschütterndste, ehrlichste und auf dunkle Weise auch humorvollste Buch über das Süchtigsein, das ich je gelesen habe. Es passierte immer nur das Schlimmste, und man liest immer weiter.

Betäubung war bei einem wie Lanegan nicht ein Kollateralschaden des Trinkens oder der Fixerei, sondern ein Zustand, den er in seinen Songs mit derselben Unerbittlichkeit sezierte wie in seinen Büchern. Wer nur die Geduld und die Neugierde für drei Alben von ihm hat, muss «Gargoyle» hören von 2017, «Bubblegum» von 2004 und «Blues Funeral» von 2012. Die Stü-

cke darauf werden ihn so ergreifen, dass er sie immer wieder hören will. Und dann immer mehr von dem Ästhet der Verzweiflung, dem Hiob der Musik.

Lanegan wuchs als Kind eines Lehrerpaares in einer Kleinstadt in der Nähe von Seattle auf wie Kurt Cobain, mit dem er befreundet war. Er sei schon als Zwölfjähriger alkoholkrank gewesen, sagte er einmal. Ab achtzehn nahm er harte Drogen. Im Grunde spritzte, schnupfte, inhalierte und schluckte Lanegan alles, was er bekommen konnte. Er lebte oft bei seinen Dealern oder verdämmerte seine Nächte auf der Strasse, musste wegen Beschaffungskriminalität immer wieder ins Gefängnis und war oft so schwer verladen, dass er während der Konzerte von der Bühne fiel.

Bei all dieser Hoffnungslosigkeit sind seine Stücke und klingt seine Stimme auf bewegende Weise geborgen, als könne er nur besingen, wonach er sich sehnte, ohne es als Lebensgefühl je zu erreichen. Um zu zeigen, wie wichtig Mark Lanegan als Musiker und Inspiration war, genügt es, Künstler zu nennen, die er beeinflusste oder denen er sich verwandt fühlte: John Cale, Iggy Pop, Kurt Cobain, Nick Cave, Jeffrey Lee Pierce, PJ Harvey, The Eels, David Bowie, Ian Curtis, Tim Buckley, Jim Morrison, Bono Vox. Am 22. Februar ist Mark Lanegan in seinem Haus im irischen Killarney gestorben. Er war die letzten zehn Jahre über clean gewesen.

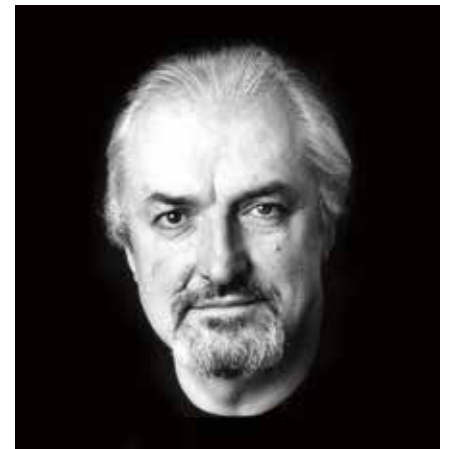
Jean-Martin Büttner

Mit wilder Krausfrisur dringt er als Rickard Karstark in die Zelle, in der Willem und Martyn Lannister nächtigen, und ermordet mit schnellen Schwerthieben beide. Aus Rache, wie er später mit seinem wallenden Bart betont. Eine brutale, rigorose Szene aus dem Serien-Hit «Game of Thrones», jenem wüsten Haudrauf-Spektakel, dem ziemlich blutigen Intrigen-Grausamkeitstheater verfeindeter und zugleich verknüpfter Clans.

In immerhin fünf Episoden war John Stahl als kerniger, einsiedlerhafter Kämpfer präsent. Er war immer ein *sidekick*, fiel aber als solcher auf durch sein durch und durch schottisches Image. Der Zaushaar-Mime stand gerne zur Verfügung, wenn ein «echter» Schotte gefragt war. Geboren in Sauchie, Clackmannanshire, arbeitete sich John Stahl zum begnadeten Shakespeare-Mimen hoch. Sowohl bei der Royal Shakespeare Company als auch beim Gielgud und National Theatre reüssierte er in zahlreichen Shakespeare-Stücken.

Populär, wie viele Kollegen der Shakespeare-Truppen, wurde er allerdings durch Auftritte in Soaps wie «Doctors», «Being Human» oder «Take the High Road», in der er zwischen 1983 und 2003 in 114 Folgen (!) als Tom «Inverdarroch» Kerr auftrat. Im fiktiven schottischen Kaff Inverdarroch war er das Original, das für den einen oder anderen Running Gag sorgte. Seine letzte Filmrolle hatte er im vergangenen Jahr neben Brooke Shields im romantischen Weihnachtsfilm «A Castle for Christmas». Seine wahre schauspielerische Leidenschaft aber galt immer der Bühne.

Wolfram Knorr



Echter Schotte: John Stahl.

Brüsseler Aussenstelle Bern

Die Bundesverwaltung kopiert den Sanktionenkatalog der EU und vergisst Schweizer Regeln.



Die Schweiz hat sich bei den Sanktionen gegen Russland der EU angeschlossen, praktisch mit Haut und Haar oder mit Buchstabe und Denkweise. Die Brüsseler Massnahmen werden von der Schweiz kopiert und synchron umgesetzt. Die entsprechenden Vorschriften sind in der auf den 4. März angepassten «Verordnung über Massnahmen im Zusammenhang mit der Situation in der Ukraine» in Schweizer Recht überführt worden.

Autor der Verordnung ist das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Konkret hat das Seco die entsprechende EU-Verordnung eins zu eins übernommen.

Im Handel gilt «Russland ausschliessen» von allem, was doppelt verwendbar ist (zivil und militärisch), letztlich unabhängig vom Verwendungszweck oder Anwender. Blockiert wird auch die Ausfuhr von Gütern, die zur «militärischen und technologischen Stärkung Russlands oder zur Entwicklung des Verteidigungs- und Sicherheitssektors beitragen» könnten. Gleiches gilt für technische Hilfe, Vermittlung oder Bereitstellung von Finanzmitteln.

Bei den Finanzbeschränkungen gilt im Prinzip «Bankschalter zu», um sogenannte Umgehungsgeschäfte zu verhindern. Artikel 20 der Verordnung verbietet Banken und Personen die Entgegennahme von Einlagen über 100 000 Franken von russischen Staatsangehörigen oder in Russland ansässigen Personen, Firmen und Organisationen. Vorgesehen sind Ausnahmeregelungen, die bei Bedarf Einzelfallbeurteilungen erlauben sollen, unter anderem zur Wahrung schweizerischer Interessen.

Daneben ist es aber nicht weit her mit Schweizer Interessen. Artikel 16 verlangt, dass Institutionen und Personen, die Gelder von Personen halten oder verwalten, die auch nur annahmeweise Sanktionsziele sind, dies dem Seco melden müssen. Eine Liste der Sünder mit Namen sowie Art und Wert der Gelder und Ressourcen; Meldepflicht auch dann, wenn offenbar nicht volle Gewissheit besteht. Muss man da nicht auch das Bankkundengeheimnis beachten?

Das Bankengesetz stellt in Artikel 47 die Offenlegung eines im Zusammenhang mit der Banktätigkeit anvertrauten Geheimnisses unter Freiheits- oder Geldstrafe. Das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) verweist darauf, dass bei internationalen Sanktionen das Embargogesetz Vorrang habe, und zwar seit Jahren, nach dem Motto: Spezialgesetz kommt vor allgemeinem Gesetz. In diesem Fall: Sanktionen kopieren vor Schweizer Regeln.

Wie ein Blitz schlägt dann Artikel 21 der Verordnung ein: Banken und entsprechend tätige Personen werden verpflichtet, dem Seco bis zum 3. Juni eine Liste aller Einlagen von russischen Staatsangehörigen oder in Russland ansässigen Personen, Firmen und Banken zu übermitteln, die 100 000 Franken übersteigen. Alle zwölf Monate müssten die Informationen aktualisiert werden. Also: Bankbücher aufmachen und der Verwaltung zeigen, in diesem Fall dem Seco. Das schockierte die Branche, die sich damit plötzlich auf Konfrontationskurs mit dem Bankkundengeheimnis sah.

Oder doch nicht? Das Seco gab zuerst an, dass die Namen der Kunden zu nennen seien, dann

relativierte das SIF, dass, bezogen auf Artikel 21, die Namen nicht zu melden seien, sondern aggregierte Zahlen. Staatliche Verwirrung.

Aber selbst dann: Bankkundendaten sollen nun an eine Verwaltungsstelle ausserhalb der Finanzüberwachung Finma geleitet und da gelagert werden. Wie passt das zum Grundsatz, dass die Überwachung der Banken der Finanzaufsicht Finma obliegt? Wie kommt das aussenstehende Seco jetzt in die Rolle des Kontrolleurs? Juristen aus der Finanzbranche verweisen auf eine Klausel im Bankengesetz, nach der Banken durchaus zur Auskunft an Behörden verpflichtet werden könnten.

Zudem betonen sie: Das Seco stütze seine Ukraine-Verordnung auf Artikel 184 der Bundesverfassung (gemäss dem der Bundesrat zur Wahrung der Landesinteressen Verordnungen erlassen kann) sowie auf Artikel 2 des Embargogesetzes; dieser erlaubt dem Bundesrat den Erlass von Zwangsmassnahmen zur Durchsetzung internationaler Sanktionen. So weit sei das rechtlich einwandfrei.

Aber viele Fragen bleiben offen: Wie sicher sind die Informationen bei diesem Amt, auch vom Datenschutz her? Weshalb will das Seco überhaupt die Daten sammeln, für welche Zwecke? Was passiert mit der Liste? Die naheliegende Antwort ist ziemlich klar: weil der Bundesrat in blinder Nachahmung das kopiert hat, was die EU macht. Mit Verweis auf das Embargogesetz hat er die EU-Politik nachgeahmt und die Verordnung abgeschrieben, ohne zu beachten, dass die Rechtsordnungen nicht gleich sind – dass die Schweiz etwa ein Bankkundengeheimnis hat und die EU nicht.

FRANÇOIS MITTÉRAND



Ein Mann wie eine russische Puppe: Frankreichs Präsident Mitterrand, 1981.

*«Er war ein Zaubermeister,
der aus einem bürgerlichen
Zylinderhut ein sozialistisches
Kaninchen hervorzauberte.»*

*«Die linke Lyrik scheiterte
an der prosaischen Wirklichkeit.
Nach zwei Jahren wurde
die Party endgültig abgeblasen.»*

*«Seine grösste Performance war
sein Leben: vom Pétain-Bewunderer
zum Widerstandskämpfer zum
Herold des geknechteten Volks.»*

Sie nannten ihn «Gott»

François Mitterrand (1916–1996) führte Frankreichs Linke in höchste Höhen. Der Erfolg erwies sich als Fluch. Indem er die Sozialisten gross machte, zerstörte er sie.

Christophe Büchi

Eine Epidemie hält Frankreich fest in ihrer Faust und wird wohl andauern, wenn Covid nur noch Erinnerung sein wird. Die neue französische Krankheit namens *nostalgia acuta* zeichnet sich durch Zukunftsangst, eine depressiv-pessimistische Einschätzung der Gegenwart und ein obsessives Stochern in der Vergangenheit aus. Optimismus war gestern. *Bonjour tristesse!*

Nun ist der Jammer über die bestehenden Verhältnisse keine französische Spezialität; nur wird die Dekadenz hier mit besonderer Hingabe gepflegt. Dies hängt wohl damit zusammen, dass die Franzosen ihre Vergangenheit als besonders ruhmvoll einstufen. Die Fallhöhe ist umso grösser: Wer sich einst als Leuchtturm Europas verstand, hat grosse Chancen, sich beim Sturz auf den harten Boden der Realität besonders weh zu tun.

Die französische Retrowelle äussert sich beispielsweise in der Tatsache, dass ein Eric Zemmour, Autor von Bestsellern wie «*Mélancolie française*» – oder noch schöner: «*Le suicide français*» –, zum Star der anlaufenden Präsidentschaftskampagne werden konnte. Ein anderes Symptom der französischen Krankheit könnte man als Commemoritis bezeichnen: Es besteht in der Anhäufung von Jubiläen und Erinnerungsriten, bei denen mit Vorliebe den französischen Königen, Kaisern und Präsidenten gehuldigt wird. Im ökumenischen Kult der grossen Figuren der Vergangenheit versucht eine notorisch zerrissene Nation sich zu einen.

Liebesaffäre in Romanform

Nachdem 2020 zum De-Gaulle-Jahr (50. Todestag) ausgerufen worden war, kam letztes Jahr François Mitterrand zu Ehren. Vor gut vierzig Jahren, im Mai 1981, war der Sozialist zum französischen Staatspräsidenten gewählt worden. Zum ersten Mal in der Geschichte der Fünften Republik kam die Linke an die Macht – ein Ereignis von beträchtlicher internationaler Resonanz.

Viel Neues kam in diesem Mitterrand-Jahr nicht zum Vorschein, mit einer gewichtigen



Ergebene Freunde, schöne Frauen: Mitterrand mit Gattin Danielle, 1967.

Ausnahme: Ende 2021 erschien ein Buch («*Le dernier secret*», Grasset), das eigentlich ein Renner hätte sein können, aber erstaunlich gleichgültig aufgenommen wurde. Es stammt von der *Le Monde*-Journalistin Solenn de Royer und schildert in Romanform die letzte Liebesaffäre des sozialistischen Monarchen. Erzählt wird, wie der 72-jährige Mitterrand 1988 eine Romanze mit einer exakt fünfzig Jahre jüngeren Studentin einging. Daraus wurde eine richtige Liebesbeziehung, die erst wenige Wochen vor Mitterrands Tod im Januar 1996 endete.

Das Bemerkenswerteste an dieser bemerkenswerten Geschichte: Niemand war überrascht. Dass ein Präsident zwischen zwei Begegnungen auf höchster Staatsebene unter Polizeieskorte

eine hübsche Studentin in ihrer einfachen Wohnung aufsucht und dies geheim halten konnte, ist doch einigermaßen erstaunlich. Aber bei Mitterrand war niemand erstaunt.

Man wusste ja, dass er ein multipler Erotiker gewesen war. Man wusste, dass er neben seiner Frau Danielle und den zwei Söhnen eine zweite klandestine Familie gehabt hatte, die jahrelang auf Staatskosten unterhalten und geschützt wurde. Man wusste, dass aus der wilden Ehe mit einer wesentlich jüngeren Frau namens Anne Pinget eine Tochter namens Mazarine hervorgegangen war.

Mitterrand führte, wie alle wussten, ein Doppelleben; nun zeigte es sich, dass es zumindest ein Dreifachleben war. *Et alors...*

Mitterrand war ein Mann wie eine russische Puppe: Jedes Mal, wenn eine Matrioschka ausgepackt wird, zeigt es sich, dass eine andere darin versteckt ist. Er war ein Mann, dessen Lebensweg aus Umwegen und geheimen Abkürzungen bestand, ein Fürst der Mehrdeutigkeit, ein Virtuose der Macht, ein Florettfechter, der aus seinem Leben einen Abenteuerroman machte.

Und vor allem war François der Grosse ein grandioser Verwandlungskünstler, der, wie Zeus in Ovids «Metamorphosen», in immer wieder neuer Gestalt auftauchte, um an sein Ziel zu gelangen. Und er war es nicht nur in seinem privaten Leben, sondern auch in seiner politischen Karriere. Mitterrand begann auf dem ideologischen Parkett weit rechts, glitt langsam nach links und verwandelte sich allmählich in den *Líder máximo* der französischen Linken, um als Präsident umzukehren und sein Leben irgendwo in der undefinierbaren Mitte zu beenden.

Er war ein Zauberer, der aus einem bürgerlichen Zylinderhut ein sozialistisches Kaninchen hervorzauberte – und dies wieder verschwinden liess. Nicht umsonst lauteten seine Übernamen: «Sphinx», «Florentiner» (Anspielung auf Machiavelli), «Tonton» (Onkel) und schliesslich sogar «Dieu» (Gott), nichts Geringeres.

Doch so sehr man dem politischen Seiltänzer, der immer wieder schwankte und nie fiel, applaudieren kann, so wenig vermag sein politisches Vermächtnis zu überzeugen. Gerade seine Doppelbödigkeit ist ein wesentlicher Grund dafür, dass die französische Linke als Trä-

Er konnte seine Herkunft nicht ganz verbergen. Das sozialistische Du war ihm bis zuletzt zuwider.

rin eines politischen Ideals radikal abgewirtschaftet hat. Und wenn die Linke in dieser Präsidentschaftswahl zu einer erbärmlichen Statistenrolle verurteilt scheint, so ist dies auch Mitterrand zuzuschreiben, der den Franzosen eine neue Ära versprochen hatte und die bestehenden Verhältnisse fortschrieb. Er hat die Linke gross gemacht – und letzten Endes zugrunde gerichtet.

François Maurice Adrien Marie Mitterrand wurde im Oktober 1916 in Jarnac im Südwesten Frankreichs geboren. Der Ort, nordöstlich von Bordeaux gelegen, ist tiefes ländliches Frankreich. Die Mitterrands gehörten zur bürgerlichen Mittelschicht und waren sehr katholisch (deshalb das «Marie» im Vornamen).

François' Vater, einer Familie von Bahnangestellten entstammend und vormals Stationsvorsteher von Angoulême, hatte die Tochter eines Essigfabrikanten geheiratet und schliesslich dessen Fabrik übernommen. Die



Sympathie und ernsthaftes Interesse: mit Bundesrat Pierre Aubert (r.), 1983.

hiesige Oberschicht wurde von den Cognacfabrikanten repräsentiert, die auf die *vinaigriers* hinabschauten. Vielleicht nahm hier Mitterrands Abneigung gegen «die Reichen» ihren Anfang.

Linker Chic

Mitterrands Abstammung aus einer begüterten Familie im provinziellen Aquitanien prägte seinen Habitus: Er war ein kultivierter Bourgeois mit breiter literarischer Bildung, der gern las, ass (besonders die von den einheimischen Vogeljägern geschossenen Ortolane), sich mit wertvollen Büchern, ergebenen Freunden und schönen Frauen umgab; der in freien Minuten mit Hund und Stock durch die Natur schlenderte oder an der Seine flanierte.

Als er die Sozialistische Partei übernommen hatte, gab er sich in seinem Who's-who-Eintrag als Sohn eines *cheminot* (Bähnlers) aus: Fabrikdirektor hätte dem linken Chic nicht entsprochen. Aber Mitterrand konnte seine Herkunft nicht ganz verbergen. Das sozialistische Du war ihm bis zuletzt zuwider.

Der junge François genoss eine durch und durch bürgerliche Erziehung. Nach der katholischen Primarschule wurde er in eine von der Diözese betriebene Mittelschule nach Angoulême geschickt. Mit achtzehn Jahren ging er nach Paris, um Recht zu studieren. Er fand Aufnahme in einem katholischen Internat, in dem bereits der Schriftsteller François Mauriac gewohnt hatte. Es war eine politisch bewegte Zeit: Im Februar 1934 versuchten französische Rechtsaktivisten, das Parlament zu stürmen. Ein Teil der studentischen Jugend demonstrierte gegen Demokratie, Parlamentarismus, Juden und Fremde. Offenbar liess sich zu Beginn auch der junge Provinzler aus Jarnac mitreissen.

Später wurde Mitterrand beschuldigt, damals sogar einer terroristischen Rechts-

bewegung (Cagoule) angehört zu haben. Dieser Vorwurf wurde nie belegt und ist wahrscheinlich haltlos. Tatsache ist aber, dass ein Teil der Familie Mitterrand gewissen Rechtsaktivisten nahestand. Mitterrand sagte von sich später, er sei damals auf der Suche gewesen; er war ja auch sehr jung. Unglaublich ist dagegen Mitterrands spätere Aussage, er habe beim Sieg des linken *Front populaire* (Volksfront) 1936 mitgefeiert. Wenn man ihm etwas vorwerfen kann, so ist es weniger sein damaliges Verhalten als sein lockerer Umgang mit der Wahrheit danach.

Krieg und Gefangenschaft

Nach Abschluss seines Studiums absolvierte Mitterrand seinen Militärdienst, ziemlich lustlos; weiter als zum Rang eines *sergent-chef* (Stabsunteroffiziers) brachte er es nicht. Als im September 1939 der Krieg ausbrach, wurde seine Einheit an die deutsch-französische Grenze verlegt, wo er sich während der *drôle de guerre* langweilte und sich über seine unfähigen Vorgesetzten aufregte.

Doch am 10. Mai 1940 griffen die Deutschen überraschend Frankreich und Belgien bei Sedan an; Mitterrands Einheit wurde an der Maas in die Kriegshandlungen verwickelt. Vier Tage später wurde *sergent* Mitterrand durch einen Granatsplitter am Oberkörper verwundet. Kurz darauf war er in deutscher Kriegsgefangenschaft – wie insgesamt 1,8 Millionen französische Soldaten.

Nun begann auch für Mitterrand eine deutsche Reise. Er kam zuerst in ein Gefangenenlager in Hessen und später nach Thüringen, wo die Kriegsgefangenen unter anderem für Strassenarbeiten eingesetzt wurden. Das Leben im Lager war entbehrungsreich, wurde aber für den Spross einer bürgerlichen Familie aus der französischen Provinz zur Lebensschule.

Er lernte Leute aus allen Schichten kennen, schuf sich Freunde fürs Leben. Mitterrand hatte Autorität und eine geheimnisvolle Aura; er galt als gescheit, distanziert, charismatisch. Zusammen mit einigen Kameraden sorgte er dafür, dass im Lager Ordnung und Solidarität herrschten und nicht einfach das Recht des Stärkeren.

Im Dezember 1941 gelang Mitterrand die Flucht aus dem Lager. Er gelangte mit gefälschten Papieren nach Metz und schliesslich nach Vichy, wo sich die mit den Deutschen kollaborierende Pétain-Regierung installiert hatte. Dank guten Beziehungen bekam der 25-Jährige eine Stelle zuerst in einer Dokumentationsstelle, hiernach im Amt für die Kriegsgefangenen. Der junge François war ein bekennender Pétain-Bewunderer, und im Oktober 1942 wurde er mit zwei Kollegen vom Marschall empfangen. Das entsprechende Foto tauchte in den 1990er Jahren auf und sorgte für einen erheblichen Wirbel.

Verstörender noch: Anfang 1943 bekam Mitterrand die «Francisque», eine von Pétain gestiftete Auszeichnung. Der Orden an der Brust wurde für den späteren Sozialistenchef zu einem Klotz am Bein. Er verteidigte sich mit dem Argument, dass die Francisque keineswegs nur an fanatische Kollaborateure verteilt worden sei. Er sei damals bereits mit der Résistance in Kontakt gestanden; der Pétain-Orden sei als Tarnung nützlich gewesen.

Mitterrands Feinde haben während Jahrzehnten immer wieder versucht, ihn mit Hinweis auf seine Vichy-Vergangenheit zum ehemaligen Rechtsextremen oder gar Faschisten zu stempeln. Die Behauptung, dass Mitterrand damals ein Verfechter der vom Vichy-Regime initiierten antidemokratischen und antisemitischen «Révolution nationale» gewesen sei, trifft kaum zu. Tatsache ist aber, dass er Marschall Pétain verehrte und wie viele Franzosen eine abgrundtiefe Abneigung gegen die soeben zugrundegegangene Dritte Republik hegte.

In der fünften Reihe

Nach der Besetzung von ganz Frankreich durch die Wehrmacht Ende 1942 verlor das Vichy-Regime einen Grossteil seines Rückhalts. Unter einem Decknamen begann Mitterrand, ein Kriegsgefangenen-Netzwerk aufzubauen, das für die Résistance tätig war. Das gefährliche Doppelleben endete, als die Gestapo ihm auf die Spur kam. Mitterrand musste Frankreich Hals über Kopf verlassen und flog unter abenteuerlichen Umständen nach Grossbritannien und darauf nach Algier, wo das freie Frankreich unter General de Gaulle Quartier genommen hatte.

Die erste Begegnung zwischen de Gaulle und Mitterrand verlief unangenehm. Der General wollte, dass Mitterrands Bewegung mit anderen Kriegsgefangenen-Organisationen fusionierte. Mitterrand widersetzte sich zuerst, musste aber nachgeben. Es gelang ihm jedoch

nach und nach, zum Chef der neuen Organisation zu werden.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie wurde Paris im August 1944 befreit. Beim Triumphmarsch durch die Champs-Élysées marschierte Mitterrand in der fünften Reihe hinter de Gaulle: nicht schlecht für einen jungen Mann, der zwei Jahre zuvor noch ein kleiner Vichy-Beamter gewesen war.

Nun galt es aber, sich eine Existenz aufzubauen, denn inzwischen hatte Mitterrand die Widerstandskämpferin Danielle Gouze geheiratet, mit der er bald zwei Kinder bekam. Über einen Freund kam ein Kontakt mit dem Patron der L'Oréal-Gruppe, Eugène Schueller, zustande. Dieser machte ihn zum Chefredaktor einer Frauenzeitschrift namens *Votre Beauté*. Auch diese Episode der Mitterrand-Biografie wurde von seinen Gegnern immer wieder genüsslich hervorgezogen, weil Schueller ein notorischer Vichy-Sympathisant gewesen war. Bald gab Mitterrand den Posten wieder ab. Ohnehin drängt es ihn in die Politik. Als im November



Versöhnung: mit Deutschlands Kanzler Helmut Kohl, 1982.

1946 eine neue Nationalversammlung gewählt wurde, kandidierte Mitterrand im burgundischen Département Nièvre. Dank der Unterstützung des Platzhirsches, eines einheimischen Fabrikanten von Wurstwaren, wurde der von auswärts kommende Jungspund gewählt. Mit erst dreissig Jahren zog Mitterrand als *député* ins Palais Bourbon in Paris ein.

Schöner noch: Im Januar 1947 wurde der Sozialist Vincent Auriol zum Staatspräsidenten gewählt. Er beauftragte seinen Parteikollegen Paul Ramadier mit der Regierungsbildung – und siehe da: Mitterrand wurde Minister für die Kriegsgefangenen. Mit 31 Jahren war er einer der jüngsten Minister der französischen Geschichte.

Jetzt ging es auf der politischen Leiter rasch aufwärts. In den Kabinetten, die sich im von

Regierungskrisen gekennzeichneten Nachkriegsfrankreich in kurzer Folge ablösten, war Mitterrand meist dabei, obwohl er eine Mittel-links-Splitterpartei vertrat. Weil parlamentarische Mehrheiten schwer herzustellen waren, konnte seine Minipartei oft das Zünglein an der Waage spielen.

Anfang der fünfziger Jahre war Mitterrand Mitglied der Regierung von Pierre Mendès France, der versuchte, den französischen Kolonien wie auch den Protektoraten Tunesien und Marokko mehr Autonomie einzuräumen und vor allem den Indochinakrieg zu beenden, was auch gelang. Im Fahrwasser von Mendès erwarb sich Mitterrand den Ruf eines fortschrittlichen Reformpolitikers.

Explosiver als die «Entkolonialisierung» von Tunesien, Marokko und Schwarzafrika gestaltete sich die Situation im französischen Algerien, das nicht als Kolonie, sondern als Bestandteil von Frankreich galt. Selbst der mutige Mendès France getraute sich nicht, daran zu rütteln. An Allerheiligen 1954 löste die Unabhängigkeitsbewegung FLN (Front de libération nationale) mit einer Serie von Attentaten den bewaffneten Aufstand aus. Die französische Regierung reagierte mit einer Mischung von Repression und Reformversuchen – ohne Erfolg. Mendès France warf schliesslich den Bettel hin.

Unter seinen Nachfolgern begann sich die Spirale von Terror und staatlichem Gegenterror erst recht zu drehen. 1956 wurde der Sozialist Guy Mollet Regierungschef. Er schickte eine halbe Million französische Soldaten in den algerischen Morast. Auch die Guillotine begann zu arbeiten: Dutzende von algerischen Aufständischen wurden unter das Fallbein gebunden. Mitterrand als Justizminister wurde zu den Begnadigungsgesuchen konsultiert. In den meisten Fällen befürwortete er eine Vollstreckung der Todesstrafe.

Achtungserfolg gegen den General

Als der Algerienkrieg im Mai 1958 immer mehr in einen französischen Bürgerkrieg ausartete, wurde Charles de Gaulle, Retter Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, zu Hilfe gerufen. Er liess sich Vollmachten geben und eine neue Verfassung ausarbeiten. Ein Grossteil des politischen Personals, zu dem Mitterrand gehörte, wurde in die Wüste geschickt. Für Mitterrand begann jetzt eine Durststrecke. Er war zwar Parlamentarier und Maire des Städtchens Château-Chinon, aber auf der politischen Leiter viele Stufen hinuntergepurzelt.

Doch machte er sich jetzt einen Ruf als Mann, der dem grossen de Gaulle Widerstand leistet. Bei der Präsidentschaftswahl 1965 trat er gegen den General an und konnte ihn in einen zweiten Wahlgang zwingen – ein Achtungserfolg. Mitterrand näherte sich jetzt den Kommunisten an und trat für eine Einigung der Linksparteien ein.

Die gesellschaftliche Entwicklung war günstig. Ein wachsender Teil der französischen Be-



Fürst der Mehrdeutigkeit: mit US-Präsident George Bush, 1989, und mit Queen Elizabeth II., 1994.

völkerung, besonders die Jungen, hoffte auf eine grosse Wende; der gestrenge General an der Staatsspitze wirkte in den hedonistischen sechziger Jahren wie aus der Zeit gefallen. Bei den Parlamentswahlen 1967 verfehlte die Linke die Mehrheit nur ganz knapp.

Doch die Unruhen von Mai 1968 wirbelten die Pläne der linken Nomenklatura nochmals durcheinander. Die rebellierenden Studenten und Arbeiter wollten von der alten Garde nichts mehr wissen: Die Sozialisten hatten sich im Algerienkrieg kompromittiert, und die Kommunistische Partei war der Sowjetunion hörig. Als sich Mitterrand mitten in den Mai-Unruhen, für den Fall, dass de Gaulle zurücktrete, als Präsidentschaftskandidat outete, wurde dies fast schon als geschmacklos belächelt.

Zudem trat de Gaulle nicht zurück. Mehr als das: Bei den vorgezogenen Parlamentswahlen im Juni 1968 eroberten die Gaullisten eine grosse Mehrheit, der Backlash war in vollem Gang. Zwar konnte Mitterrand seinen Sitz knapp retten, aber er war jetzt weit weg von den Schaltstellen der Macht.

Phönix aus der Asche

1969 trat de Gaulle nach einem verlorenen Referendum dann doch ab, worauf sein vormaliger Vertrauter Georges Pompidou zum neuen Staatspräsidenten gewählt wurde. Ein Jahr später trat Mitterrand dem neugegründeten Parti socialiste bei und wurde gleich zu deren Generalsekretär gewählt. Mitterrand schmiedete hierauf eine Allianz mit den Kommunisten und den linken Radicaux. Ein radikal linkes «Programme commun» wurde ausgehandelt, das den «Bruch mit dem Kapitalismus» vollziehen sollte. Die Macht schien in Griffnähe.

Im April 1974 starb Pompidou im Amt, ein neuer Präsident musste gewählt werden. Mit-

terrand wurde plangemäss zum Präsidentschaftskandidaten der linken Allianz gekürt. Doch bekam er es mit dem brillanten und um einiges jüngeren Reformbürgerlichen Valéry Giscard d'Estaing zu tun, der ihn geschickt als Mann der Vergangenheit und als kommunistischen Steigbügelhalter hinstellte. Mitterrand wurde knapp geschlagen.

So musste Mitterrand einmal mehr von vorne beginnen. Doch jetzt zeigten sich seine ausserordentliche Resilienz und Beharrlichkeit. Er wurde zum Phönix aus der Asche. Die Beziehung zu den Kommunisten war zwar mühsam, die Ausarbeitung eines neuen «Programme commun» scheiterte, aber die Genossen drängten an die Macht, und Mitterrand konnte sie an der Leine halten.

Bei der Präsidentschaftswahl 1981 war er erneut Kandidat der Linken, wiederum gegen Giscard d'Estaing. Dieser hatte in den sieben vergangenen Jahren einen Teil seines Kredits

Mitterrand hatte seinen TV-Auftritt verbessert und sogar seine spitzen Eckzähne abschleifen lassen.

verspielt. Die wirtschaftliche Situation war schlecht, die Inflation hoch. Zudem hatte Mitterrand seinen TV-Auftritt verbessert und sogar seine spitzen Eckzähne abschleifen lassen. Am 10. Mai 1981 fand der zweite Wahlgang statt. Und diesmal wurde Mitterrand mit 51,8 Prozent der Stimmen zum Staatspräsidenten gewählt.

Nach einer pompösen Zeremonie im Panthéon zog Mitterrand in den Elysée-Palast ein. Er setzte eine linkslastige Regierung unter dem Sozialisten Pierre Mauroy ein; die Kommunistische Partei bekam vier Ministerposten, obwohl die amerikanische Reagan-Administration energisch davor gewarnt hatte. Die Regierung mach-

te sich entschlossen an die Arbeit. Sie setzte ein radikales Nationalisierungsprogramm durch, erhöhte Mindestlohn und Sozialleistungen. Die Todesstrafe wurde abgeschafft. Frankreich schwebte auf einer rosaroten Wolke einer lichtvollen Zukunft entgegen: «La vie en rose» ...

Symbol der neuen Zeit

«Mais il est bien court / le temps des cerises», heisst es in einem hinreissenden Chanson aus der Zeit des Front populaire. Auch diesmal dauerte die Euphorie nur so lange wie die Kirschblüte – oder wie die Rose, die Mitterrand zum Symbol der neuen Zeit gemacht hatte. Der Franc kam noch am Tag der Regierungsbildung unter Druck; Mitterrand widersetzte sich zuerst einer Abwertung, aber schliesslich musste Frankreich in der Folge dreimal abwerten.

Gleichzeitig stieg die Arbeitslosigkeit rasant an. Der wirtschaftliche Aufschwung via Kaufkrafthöhung blieb aus: Die linken Vulgär-Keynesianer mussten feststellen, dass die französischen Konsumenten vor allem die Fabriken im Ausland auf Touren hielten.

Die linke Lyrik scheiterte an der prosaischen Wirklichkeit. Nach zwei Jahren wurde die Party endgültig abgeblasen. *Rigueur* und *austerité* waren die neuen Parolen. Bei den Parlamentswahlen 1986 wurde der Mitterrand-Mehrheit die Rechnung präsentiert: Die Rechte gewann haushoch. Der Gaullistenchef Jacques Chirac wurde Premierminister. Mitterrand musste mit seinem besten Feind «kohabitieren».

Der schlaue Fuchs entdeckte aber schnell, dass diese Cohabitation ihm durchaus auch gute Chancen bot. Er liess den Premierminister die heissen innenpolitischen Kartoffeln anpacken. Wenn es gutging, buchte Mitterrand den Erfolg für sich. Sonst ging er auf Distanz und tadelte manchmal auch öffentlich die Regierung.



Doppelleben, Dreifachleben: mit Gattin Danielle, 1979; uneheliche Tochter Mazarine mit ihrer Mutter Anne Pinget an Mitterrands Beerdigung, 1996.

Bei Staatsbesuchen musste der lange und schlanke Chirac immer brav einige Meter hinter dem rundlichen und um einen Kopf kürzeren Präsidenten mit dem römischen Senatorenkopf und dem ironischen Lächeln einhergehen – wie ein Tanzbär, der von einem Dompteur vorgeführt wird. Demütigender geht nicht.

Eine Maske nach der anderen fällt

Bei der Präsidentschaftswahl 1988 versuchte Chirac, Mitterrand herauszufordern: Der Amtsinhaber wurde locker wiedergewählt. Er machte seinen sozialistischen Rivalen Michel Rocard zum Premierminister und konzentrierte sich nun vor allem auf die Aussen- und Europapolitik. Mit dem EU-Kommissions-Präsidenten Jacques Delors, seinem ehemaligen Minister, war er massgeblich an der Ausarbeitung des Maastricht-Vertrags beteiligt. Er pokerte hoch und liess diesen seinen Stimmbürgern in einer Referendumsabstimmung unterbreiten.

Im September 1992 wurde «Maastricht» von den Franzosen knapp angenommen. Auch der Schweizer Bundesrat liess sich von Mitterrand europapolitisch beraten; das Nein der Schweizer Stimmbürger zum EWR-Vertrag im Dezember 1992 setzte aber den europapolitischen Träumen der Bundesratsmehrheit ein jähes Ende. Immerhin ist Mitterrand der einzige französische Präsident der Neuzeit, der der Schweiz Sympathie und ernsthaftes Interesse entgegenbrachte.

Bei den Parlamentswahlen im März 1993 gewann die Rechte erneut. Es kam zu einer neuen Cohabitation. Mitterrand spielte jetzt immer mehr den Monarchen, der über dem Alltagsgeschäft steht. Er war 77 Jahre alt. Seine gesundheitlichen Probleme waren unübersehbar. Im Elysée-Palast machte sich *Fin de règne*-Stimmung breit. Unschöne Finanzaffären kamen an den Tag. Im Frühjahr schoss sich ein Mitterrand-Intimus in seinem Elysée-Büro eine Kugel in den Kopf. Am 1. Mai 1993

erschoss sich sein früherer Premierminister Pierre Bérégovoy. Im Herbst kam Mitterrands Vichy-Vergangenheit ans Tageslicht. Kurz darauf präsentierte *Paris Match* auf dem Titelbild Mitterrands Tochter Mazarine einer verutzten Öffentlichkeit.

Eine Maske nach der anderen fällt. Der Zauberünstler steht immer noch auf der Bühne, aber seine Zaubertricks vermögen nicht mehr zu entzücken. Immerhin hält der vom Tod gezeichnete Mitterrand bis zum Ende seiner Amtszeit im Mai 1995 mit eisernem Willen durch (er ist bis heute der einzige Präsident, der zwei volle Amtszeiten von sieben Jahren schaffte).

Im Januar 1996 verstirbt der Magier in seiner Pariser Wohnung. Kurz darauf veröffentlicht sein früherer Leibarzt ein Buch, in dem man

Der Glaube, dass die Linke die Gesellschaft verändern kann und will, platzte wie eine Luftblase.

erfährt, dass Mitterrand schon bei seiner Wahl 1981 an einem Prostatakrebs gelitten hatte, der geheim gehalten wurde. *Le roi est mort, vive le roi!*

Mitterrands Bild ist ein Vexierbild, und die Enthüllung seiner letzten Liebschaft macht dieses Bild nur noch etwas verwirrender. Mitterrands Existenz erscheint letztlich als Labyrinth, in dem nur er sich zurechtfindet. Das Gleiche gilt für seine politische Karriere. Seine grösste Leistung bestand wohl darin, Entwicklungen, die sich ohnehin durchgesetzt hätten, zu begleiten und manchmal zu beschleunigen.

Beispiel: Die Todesstrafe wäre in Frankreich wohl auch ohne Mitterrand in den achtziger Jahren aufgehoben worden – was nichts daran ändert, dass es einigen Mut erforderte, sie 1981 wohl gegen den Willen einer Mehrheit der Bevölkerung abzuschaffen.

Durchzogen fällt auch seine aussenpolitische Bilanz aus. Sein afrikapolitisches Versprechen, mit den Machenschaften der «Françafrique» aufzuräumen, wurde nicht eingelöst. Ambivalent war auch seine Deutschland-Politik. Einerseits führte Mitterrand die gaullistische Politik der Versöhnung mit Deutschland weiter; sein Handschlag mit Helmut Kohl in Verdun im September 1984 entwickelte eine grosse symbolische Wirkung.

Andererseits widersetzte sich der französische Präsident in der Wendezeit 1989/1990 einer deutschen Wiedervereinigung so lange, bis der Widerstand nutzlos wurde. Danach machte er gute Miene zum ungewollten Spiel und versuchte

erfolgreich, die französische Einwilligung in die Wiedervereinigung in ein deutsches Ja zur europäischen Einheitswährung umzumünzen.

Wesentliche soziale Errungenschaften kamen in seiner Amtszeit nicht zustande, und die Lebensbedingungen der einfachen Leute wurden kaum verbessert. Vielmehr stieg die Arbeitslosigkeit in unerreichte Höhe und trieb einen Teil der linken Wählerschaft in die Arme des Front national von Vater und Tochter Le Pen.

Spuren im Pariser Stadtbild

Alles in allem war die Ära Mitterrand für die Sozialisten ein Rückschlag. Der Glaube, dass die Linke die Gesellschaft wirklich verändern kann und will, platzte wie eine Luftblase. Von dieser ernüchternden Erfahrung hat sich die französische Linke bis heute nicht erholt. Und die schwache Präsidentschaft des glücklosen Sozialisten François Hollande zwischen 2007 und 2012 machte die Sache nur noch schlimmer.

Grosse Spuren hat Mitterrand dagegen im Pariser Stadtbild hinterlassen. Grand Louvre, Parc de la Villette, Institut du monde arabe, Opéra Bastille, Bibliothèque nationale: Die Liste der grossen Bauprojekte, die unter seiner Ägide abgeschlossen wurden, ist lang. Als Präsident war er in seinem Element.

Fazit: Mitterrands grösste Performance war sein Leben. Die wundersame Wandlung des Pétaïn-Bewunderers zum Widerstandskämpfer und schliesslich zum Herold des geknechteten linken Volks: Das muss ihm erst noch jemand nachmachen.

Zu Mitterrand gibt es eine uferlose Literatur und mehrere lesenswerte Biografien. Die massgebliche: **Éric Roussel:** François Mitterrand. Paris 2015 und 2021.

Aus Schweizer Perspektive interessant: **Bastien Nançoz:** François Mitterrand et la Suisse. Slatkine, Genf 2021.

LITERATUR UND KUNST

Brückenbauerin Kultur?
Russische Künstler
sind im Westen nicht
länger willkommen.
Manuel Brug, Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber

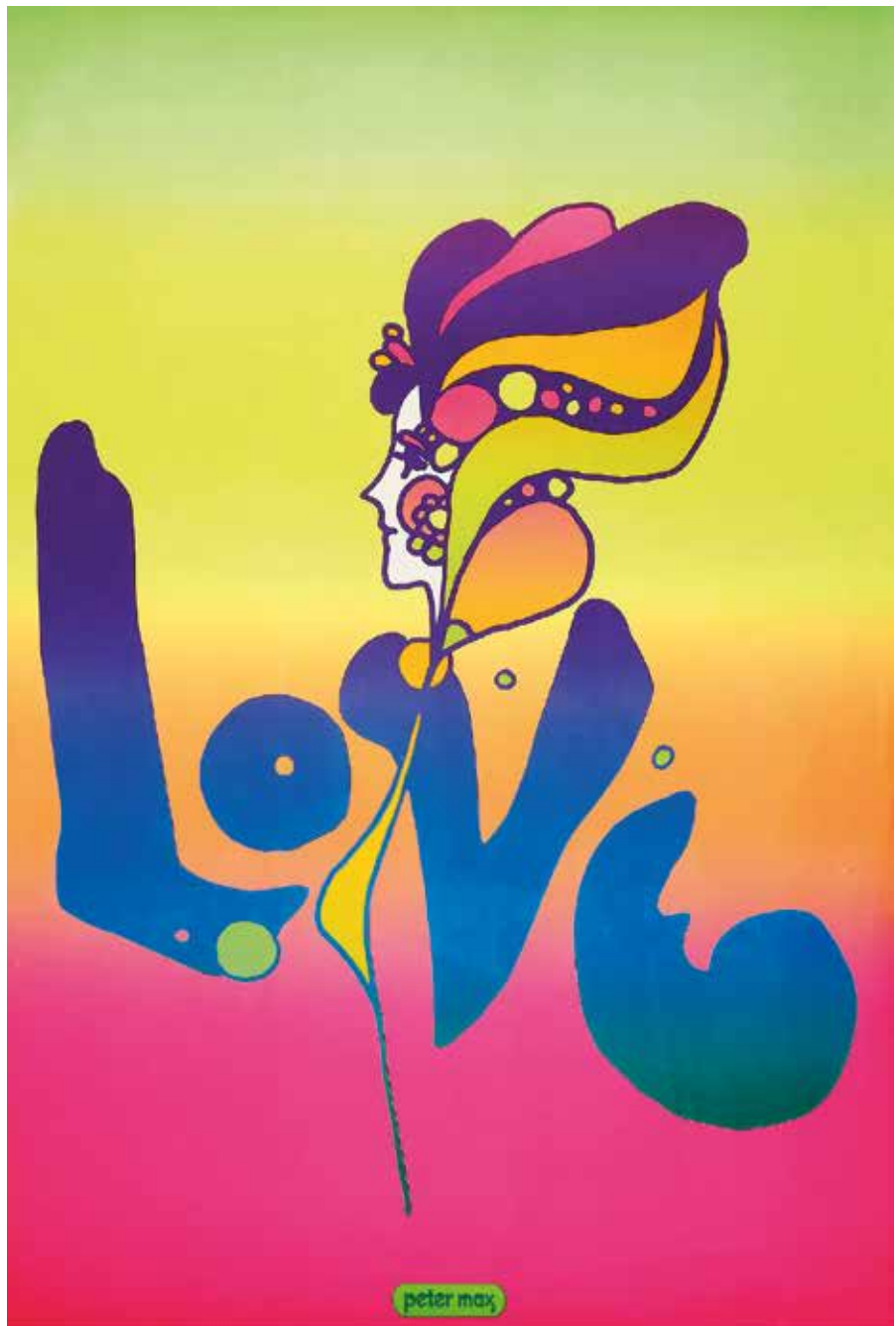
Peter Max, Love, 1969 – Der «Summer of Love» war 1969 schon zum Herbst geworden, und die Blumenkinder verloren ihre Blüten. Da war Woodstock und in Vietnam immer noch Krieg, die Hippies gingen in ihr letztes Jahr, erschöpft von sich selbst, dem Suchen der Liebe und dem Leben des Gefundenen, und der Aufruf «Make love, not war» ging immer mehr im Weltenlärm unter. Die Welt sah nach oben, zum Mond, und träumte schon vom Mars. Nixon zog die ersten Soldaten aus Vietnam ab, und Kissinger dachte über den Einsatz einer Atombombe dort nach.

Die einst kosmische Liebe war längst verstrahlt vom Acid in den Köpfen, dem letzten Transportmittel in Richtung des verheissungsvollen Lichts am Ende des Tunnels, dieser Hoffnung auf ewige Erlösung von den Fesseln des Bösen. Jetzt, zum Ende von Love, Peace and Happiness, sickerte durch den rosaroten Nebel in den Hirnwindungen langsam ins Bewusstsein, dass es auf dieser Welt kein solches Licht gibt und dass in unserem Kosmos die Kraft von Blumen zu schwach ist, um gegen Bomben zu bestehen.

Nach dem grössten Feldversuch des Menschen mit der Liebe war klar, dass sie Kriege nicht verhindern oder gar beenden kann, sie aber durchaus in der Lage ist, einen Krieg anzuzetteln; die kleinen in den eigenen vier Wänden sowieso, und manchmal einen grossen wie den Trojanischen. Schwach scheint sie, diese Kraft, die der Mensch gerne als seine stärkste sieht, die erschaffen kann und zerstören, manchmal im gleichen Atemzug.

Es ist nur eine weitere Unstimmigkeit des Menschseins, dass die Liebe in Zeiten des Krieges Blüten zu tragen scheint, zurückfindet zu explodierender Farbenpracht, wie im Bild von Peter Max (geb. 1937), der als kleiner Junge mit seinen Eltern vor dem Krieg flüchten musste und die Liebe fortan vielmehr im Malen als im Menschen fand. Der Mensch, dieses seltsame Wesen, das in der Liebe auch Krieg findet und im Krieg auch die Liebe.

Michael Bahnerth



Der Mensch, dieses seltsame Wesen.

Grosser Tanz

Mit seinem Roman «On the Road» (1957) feierte Jack Kerouac das Leben mit all seinen Entgrenzungen und inspirierte damit die Beat-Generation.

Matthias Matussek

Jack Kerouac: On the Road. Die Urfassung. Aus dem Amerikanischen von Ulrich Blumenbach und Michael Kellner. Rowohlt TB. 576 S., Fr. 15.90

Man muss mitrennen, um auf diesen Zug aufspringen zu können, also nichts wie los: In der obszöneren und drogenbefeuernten Urfassung von «On the Road» ist es der Tod seines Vaters, der Jack Kerouac umhaut, die schliesslich veröffentlichte und entschärfte Version dagegen – immer noch einer der wildesten Romane der amerikanischen Literatur – beginnt mit einer knappen Bemerkung über die «unendlich ermüdende Scheidung» von seiner Frau Edie, die ihn ernsthaft erkranken liess und ihm das Gefühl gab, «alles sei tot».

Doch der nächste Satz blieb gleich: «Erst mit Deans Auftauchen begann so richtig der Teil meines Lebens, den man mein Leben auf der Strasse nennen kann.» Der grosse Tanz des Lebens, das Abenteuer der Seele – Neal Cassady und Jack Kerouac, unterwegs in den Nachkriegsjahren 1947 bis 1950.

Schreiben wie Jazz

Zur Mythologie des Romans gehört diese endlos lange Papierbahn, die sich aus der Schreibmaschine direkt in den Highway verwandelt, ratatatataaa..., auf dem eine neue Ära der amerikanischen Literatur begann: Lautmalereien, verrückte Zeichensetzungen, Punkte, Gedankenstriche, die diesen Bewusstseinsstrom zu Wellenbergen auftürmen, das Leben als Strasse. Kerouac schrieb auf einer Rolle aneinandergeklebter Zeichenblätter, rund vierzig Meter lang, um sich das Einspannen neuer Seiten zu ersparen und seinen Schreibfluss nicht unterbrechen zu müssen. Das Ziel war: das spontane Schreiben, die «ununterbrochene Verzückung», Schreiben wie Jazz, der damals Bebop hiess. Drei Wochen lang «ratatata». Jack Kerouac war für die Literatur, was Jackson Pollock für die Malerei bedeutete und Charlie Parker für den Jazz.

Kerouacs Reisegefährte ist Neal Cassady, in dem er seinen früh verstorbenen, älteren Bruder wiederentdeckt. «Wir haben eine Menge

Spass zusammen, und unser beider Leben sind im Eimer, so ist es.» Gemeint sind ihre Leben nach bürgerlichen Standards. Neal kommt aus einem Jugendgefängnis in New Mexico nach New York, er schickt Briefe und will Schreiben lernen. Und das Wunder ist, dass er es ist, der Jack unterrichtet und ihm unter die Haut geht in seiner Exaltiertheit.

Neal Cassady also. Vier Jahre jünger. Weisses T-Shirt, Frauenheld, ungebildet und wissbegierig, halbkriminell und lebenssüchtig. Neal löchert Kerouac und Allen Ginsberg. Kerouac schreibt über die beiden: «Nichts blieb unentschieden und undiskutiert. Auf dem Highway, zwischen den Felsen am Raton Pass im windzerzausten Panhandle-Gras bei Amarillo, im buschigen Herzen von Texas redeten und redeten sie, und bei ihrer Ankunft in Waverly, Texas, unten in der Nähe von Houston, wo Bill Burroughs lebte, war soviel entschieden worden, dass sie auf der dunklen Strasse hinknieten, einander ansahen und sich ewige Liebe & Freundschaft schworen.»

Allen Ginsberg kommt in Kerouacs Roman als Carlo Marx vor, ständig in absurde poetische Kaskaden ausbrechend, ständig bohrend und nagend an dem, was sich als Wirklichkeitsprosa vor der Gang ausrollte, und natürlich in erster Linie interessiert an Neal Cassidy, diesem gutaussehenden *all-American male* und Hipster. William Burroughs ist der geheimnisvolle Old Bull Lee in New Orleans. Sich selbst nannte Kerouac Sal Paradise, ausgerechnet das: Paradies.



Meistens waren das für ihn die Arme einer Frau oder eine wirklich gute Bar oder ein interessanter Spinner auf der Reise, und da er gläubiger Katholik war: der göttliche Sehnsuchtsort. Nach nichts anderem suchten sie auf ihren Fahrten, in offenen Waggons voller Hobos oder im 49er Hudson Commodore von Cassady, der im Roman Dean Moriarty heisst.

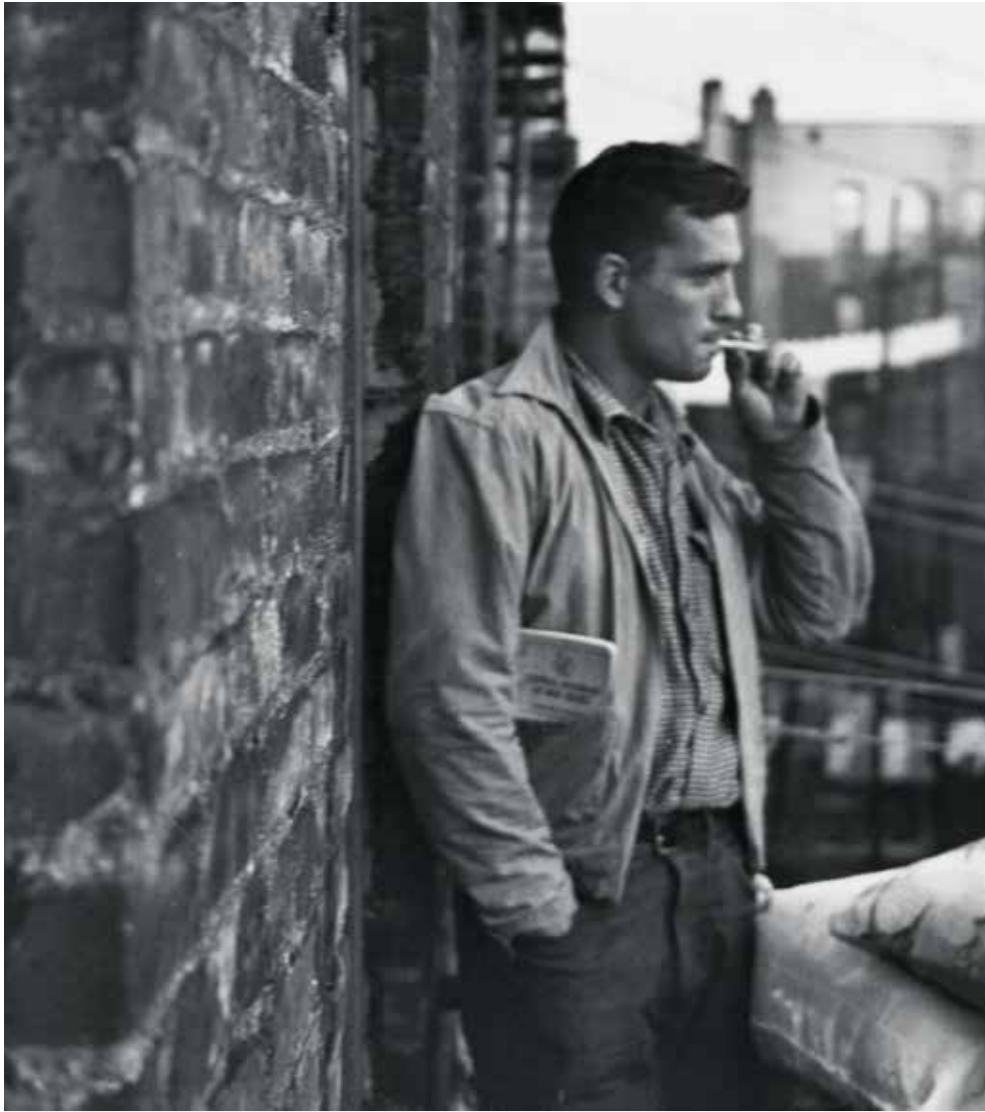
«On the Road» ist eine Feier des unermesslichen amerikanischen Kontinents, der von Ost nach West unterworfen und urbanisiert wurde; die Stahlgebiete von Michigan, die Kornfelder von Indiana, die Grassteppen von Nebraska, die verlorenen Greyhound-Busstationen dazwischen, der riesige blaue Kathedralenhimmel von Wyoming, all die Naturwunder, die hundert Jahre vor Kerouac Walt Whitman in seinem Buch «Leaves of Grass» besang.

«Jeder Moment ist kostbar»

Vor allem aber ist es die brennende Suche nach dem geheimnisvollen Es, diesem undefinierbaren Zustand der Erkenntnis, der Liebe, der Erlösung, und der ist in der Wachsamkeit für den Augenblick zu finden. Motto der Reisen: «Das Leben ist heilig, und jeder Moment ist kostbar.»

Ich las Kerouac, bevor ich mich auf den Weg nach Indien machte, jede Generation liest ihn neu, zumindest diejenigen, die aufbrechen wollen in unbekannte Territorien, ausserhalb und innerhalb. Und dieser Trip liest sich frisch. Immer noch. Jack Kerouac feierte das Leben mit all seinen Entgrenzungen. Er starb 1969, ein Jahr nach Cassady, Bob Dylan erschien zu seiner Beerdigung, und die Beatles brachten ihr «White Album» heraus, und Paul McCartneys «Blackbird», der schliesslich aufsteigt und losfliegt, war, sagt er, inspiriert von «On the Road».

Kerouac, der sie alle inspiriert hatte, starb mit 47. Er hatte sich zu Tode gesoffen, Leberzirrhose, ein qualvolles Ende nach einem verrückten Leben, wie es ihm, diesem merkwürdigen Heiligen, in einer Vision in frühester Kindheit prophezeit worden war. Nächste Woche wäre er hundert geworden. Ihn hätte



Aus der Schreibmaschine direkt in den Highway: Autor Kerouac.

die heutige, die siegreiche, die politisch korrekte *counterculture* angewidert. Mit Ginsberg hatte er kurz vor seinem Tod gebrochen. Ihm gingen seine zunehmend engen linken Agitationen und Selbstherrlichkeiten auf die Nerven. Die *beats* und die *counterculture* waren Mode geworden, Kerouac weigerte sich, ihr Sprecher zu sein, und er sah grimmig eine Zukunft voraus, in der es einen *beat*-Aussenminister geben würde. Er sah seinen Platz am Rand. Da ist die Übersicht besser.

Ich hatte sie kennengelernt, die *beats* und ihre Adepten, 1987, bei einer Ballerei, die William Burroughs hinter der Scheune seines Hauses in Lawrence, Kansas, veranstaltete, die *beats* und die Hippies und die Punks, und die gegenseitige Liebe und Anerkennung, die *good vibrations*, sie reichten bruchlos über diese drei Generationen, und mir wurde klar, dass da eine grosse Tradition der amerikanischen Literatur vertreten war, eine mächtige Unterströmung, die bis in die Gegenwart andauert. Die meisten sind inzwischen tot, gestorben an Aids oder einer Überdosis oder an Altersschwäche. Sie wurden, so hätte es der Ekstati-

ker Kerouac gesehen, erlöst, denn das Geheimnis des Lebens ist der Tod. Auf fast jede Seite seiner unzähligen Notizbücher hatte er ein Kreuz gezeichnet.

Die Joints und die Weinflaschen kreisten an jenem Nachmittag, als Burroughs zu seinem 45er Colt griff. «Gute Kanone», nusichelte er, als er mir den Waffengriff in die Hand drückte. «Begrenzte Reichweite, aber sie funktioniert immer.» Die Sonne hatte das Büffelgras rund um die Scheune längst braun gebrannt. Burroughs, der Aussenseiter, den Kollegen wie Norman Mailer oder John Updike bewunderten, hatte gerade sein Spätwerk «The Western Lands» beendet, einen Maskenball aus Revolverhelden, morphiumsüchtigen SS-Offizieren und korrupten Politikern.

Zwischen den Zielscheiben hockte eine rostige Kutschendeichsel wie ein urgeschichtliches Insekt. Die Waffe hing kühl und schwer zwischen meinen Händen, eine hässliche Kröte aus Eisen, die sich aufbäumte, als ich abdrückte. Eine schlappe Sechse am äussersten Scheibenring und zweimal «pling» an der Deichsel. Der Rest ging in die Prärie. Ganz fern am Horizont frass

sich ein Mähdrescher durch Weizenfelder und erinnerte daran, dass der Wilde Westen auch hier draussen vorbei war. An diesem Tag waren mehr Besucher gekommen als sonst. Dichter, Rockmusiker, Künstler, ihre Frauen und Kinder. Die Schiesserei war der Abschluss einer Party, die zwei Wochen gedauert hatte.

Familientreffen der Gegenkultur

Burroughs griff zu seinem 45er Colt und drückte ab. John Giorno, einer der San-Francisco-*beats*, rannte zur Zielscheibe und brüllte: «Bull's-eye!» William S. Burroughs, Mitglied der amerikanischen Akademie für Dichtung, klappte die Trommel aus seinem Colt, schob neue Munition hinein und murmelte grimmig: «Mit Doc Holliday könnte ich es allemal noch aufnehmen.» Und nach einer Pause: «Bei Wild Bill Hickok würde ich es nicht drauf ankommen lassen. War ein verdammt guter Schütze.»

Wie merkwürdig harmonisch das Zusammenspiel, die Westernmythologie, die schliesslich auch eine der Outcasts war und der Gesetzlosen,

Die Joints und die Weinflaschen kreisten an jenem Nachmittag, als Burroughs zu seinem 45er Colt griff.

und dieses «River City Reunion»-Festival. Es war ein Familientreffen der Gegenkultur, ziemlich genau zwanzig Jahre nach jenem legendären «Summer of Love» 1967 in San Francisco, als Poeten und Musiker zu Schamanen wurden, denen eine ganze Generation folgte.

Noch einmal brüllte in der Liberty Hall von Lawrence der Poet John Giorno seine dunklen Hymnen aus Blut und Dreck. Timothy Leary sprach über Bewusstseinsveränderung durch LSD, und er sah fantastisch aus mit seinem schlohweissen Cäsarenkopf mit den strahlend blauen Augen. Michael McClure rezitierte Shelley-Gedichte, und Ed Sanders spielte mit der Underground-Band The Fugs. Jello Biafra von den Polit-Punks Dead Kennedys agitierte gegen Zensur und Amerikas neue Prüderie, und Marianne Faithfull sang «As Tears Go By».

Und Allen Ginsberg versammelte die *beats* und die alten Blumenkinder und die neuen zu einer Meditation auf einer Grasnarbe im Stadtpark. Später intonierte er zum Andenken an Kerouac noch einmal seine *beat*-Hymne «Howl», die etwa zur gleichen Zeit wie «On the Road» entstand, eine Eruption ekstatischer Zeilen.

Man hatte eine gute Vorstellung davon, wie es gewesen sein musste, damals in San Franciscos Six Gallery, als Ginsberg sein Gedicht herausgerufen hatte, klagend und ergreifend wie ein jüdisches Kaddisch, und Kerouac sass im Publikum, und er schrieb in seinem Buch «Dharma Bums» darüber, ja, er war tief eingetaucht in die Welt des Buddhismus und erklärte sie Edie, seiner ersten Frau. Aus diesen Briefen las

sie nun vor, Edie Parker, und Kerouac erstand vor unseren Augen, und ich verstand, wie er eine ganze Generation beeinflussen und elektrisieren konnte. Diese Briefe glühten, sie sprachen von Liebe, von Wundern, von Plänen, er schreibt von Ginsberg, der ihn nie in Ruhe lässt, während William Burroughs zwar auch herumschwult («is queening around»), aber sich beträgt wie ein Gentleman und tiefsinnige Gespräche führt.

Und so ist eines der auffälligsten Elemente des Romans dasjenige, das fehlt: Neal Cassady jongliert ständig mit mehreren Frauen gleichzeitig und mit seinem homosexuellen Freund Ginsberg, auch bei Jack sind die sexuellen Grenzen fließend – aber niemand bläst die Backen auf, um irgendetwas Fantasieloses wie die heutigen LGBTQ-Regimenter hinauszutrompeten.

Stattdessen erklärte Kerouac seiner Edie in diesen Briefen die beseelende Idee der Stunde, das grosse Nichts, den Buddhismus, wie er ihn verstand, nämlich, dass alles ein grosser Tanz aus Täuschungen und Ekstase sei und gleichzeitig nie irgendetwas geschehe.

Ständig auf der Kippe

Es dauerte sechs Jahre, bis «On the Road» veröffentlicht wurde, doch den Kern bildete jene Schriftrolle, die Kerouac innerhalb von drei Wochen heruntergerattert hatte. Als er sie dem Lektor des Viking-Verlags auf den Tisch knallte, sagte er: «Da wird kein Wort verändert!» – «Warum?» – «Weil mir das der Heilige Geist diktiert hat.» Natürlich gab es Änderungen, um das Buch gegen Verleumdungsklagen und eine Indizierung wegen Obszönität abzusichern, also gegen die Cancel-Culture jener Tage. 1959 konnte das Buch schliesslich erscheinen. Jim Irsay, Besitzer des Footballteams der Indianapolis Colts, ersteigerte im Jahr 2001 die Rolle, «das Kronjuwel der Beat-Bewegung», für 2 426 000 Dollar.

Jack Kerouac wuchs in einem katholischen Elternhaus auf, im französischen Teil von Massachusetts. Es dauerte, bis sein Englisch akzentfrei war. Während des Zweiten Weltkriegs war er bei der Marine, wurde aber als paranoid-schizoid entlassen. Als athletischer Running Back im Football errang er ein Stipendium an der Columbia University, wo er auf Ginsberg und Burroughs traf, und er veröffentlichte bald seinen ersten Roman, «The Town and the City», gut besprochen, aber ohne durchschlagenden wirtschaftlichen Erfolg. Dann begannen die irren Jahre, voller Wein und Drogen und Notizen und Experimente, mit Reisen durch Amerika, Europa, nach Mexiko, arm und prekär aus Prinzip, ständig auf der Kippe. Doch ständig offen für die Schönheit des Moments, und so wird sein Buch zum Gesang, zu einem wuchernden Gedicht, und als ich es nun erneut las, staunte ich über seine Makellosigkeit.

Warum makellos? Es ist ein Buch ohne Ideologie. Ein unschuldiges Buch.

Schweizer Klassiker Südamerikanische Abenteuer

Christoph Mörgeli

Max Schreck: Hans und Fritz in Argentinien.

Eine Erzählung für die Jugend.

Neu hrsg. von Dieter Meier und Roland Aegerter. Schweizer Spiegel. 263 S., Fr. 36.90

1937, im Jahr ihres Erscheinens, bedeuteten die Erlebnisse zweier Zürcher Buben im fernen Argentinien für die schweizerische Jugend ein einziges atemberaubendes Abenteuer. Bald schon sollten die weltgeschichtlichen Ereignisse solche Sehnsuchtsreisen ins europäische Ausland oder gar in andere Kontinente verunmöglichen. Der Autor Max Schreck (1892–1960) wuchs mit acht Brüdern als Sohn des



Am Tisch des Kapitäns:
Weltreise der Brüder Hans und Fritz.

Direktors der Sihltalbahn auf. Er konnte nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Argentinien schriftstellerisch aus dem Vollen seiner eigenen Erfahrungen schöpfen. Schreck hatte dort bis 1928 ein Landgut verwaltet und schrieb, heimgekehrt, für die Familien-Illustrierte *In freien Stunden*. Sein Roman über Hans und Fritz in Argentinien erschien im Schweizer-Spiegel-Verlag und erlebte zwölf Auflagen.

Fahrt auf den Zuckerhut

Im Jahr 2015 bereiste der Historiker Roland Aegerter mit seiner Familie Südamerika auf den Spuren der zwei Buchhelden. Dabei entstand die Idee, Schrecks Werk neu herauszubringen. Dafür konnte Aegerter den Künstler und Unternehmer Dieter Meier (Yello) als Mitherausgeber gewinnen. Dieser kennt Argentinien ebenfalls bestens, betreibt er doch dort Rinderzucht, Weinbau und Nussplantagen.

In Witikon, dem Wohnort von Autor Max Schreck, startet denn auch die Weltreise der Brüder Hans und Fritz. Die sind erst vierzehn- und zehnjährig, erhalten aber für ein Jahr Urlaub von der Schule. Welcher Zürcher Bub hätte sich nicht schon durch diese ebenso paradisische wie unwirkliche Entscheidung in Begeisterung versetzen lassen?

Natürlich geht's nicht ohne Begleitung erwachsener Verwandter, aber schon bei der Überfahrt von Genua nach Rio de Janeiro auf einem deutschen Dampfer muss die erste Bewährungsprobe bestanden werden: Fritz tötet eigenhändig eine ausgebrochene Viper und kommentiert diese Heldentat anschliessend höchst bescheiden: «Ach, es steht im Pfadibuch.»

Zum Dank gibt's ein Essen am Tisch des Kapitäns und einen Besuch auf der Kommandobrücke. In Rio zeigt sich bei der Fahrt auf den Zuckerhut, dass die Maschinen der Schwebebahn von den Gebrüdern Sulzer aus Winterthur stammen und natürlich von einem Schweizer bedient werden. Sicher ist sicher! Die Riesenstadt Buenos Aires verleidet den Buben bald, sodass sie sich enorm freuen, zu Onkel und Tante auf die riesige Kuhfarm zu kommen.

Welcher Zürcher Bub hätte sich da nicht in Begeisterung versetzen lassen?

Dort lernen sie ohne Sattel reiten und dürfen einen Freund ihres Vaters auf einer Geschäftsreise begleiten.

Mit der 1910 eingeweihten (und 1984 eingestellten) Transandenbahn geht's nach Valparaíso. Die Schneemassen behindern zwischen durch die Weiterfahrt, sodass die Passagiere teilweise auf Maultiere umsteigen müssen. Zurück in Argentinien, bestehen die Brüder allerhand Abenteuer auf Paddel- und Motorbooten, auf dem Rücken von Pferden, mit einem Stier, einem Stinkmarder oder mit wilden Laufvögeln, den Nandus.

Bei einer nächtlichen Wache überraschen die Brüder sogar Viehdiebe und halten sie mit einem Revolver in Schach. Sie bekommen dafür etwas Geld und beschliessen sofort, Land zu kaufen und dereinst nach Argentinien zurückzukehren. Eine weitere gute Tat besteht darin, dass Hans und Fritz für eine alte Mutter den verloren geglaubten Sohn wiederfinden.

Als die Stunde der Abreise kommt, fällt es den beiden Zürichern schwer, «das schöne Argentinien und so viele liebe Menschen zu verlassen». Und der jugendliche Leser wird vom Autor entlassen mit dem Gefühl, dass diese Fahrt nach Südamerika nicht die letzte war. Dafür sorgt schon das beigefügte kleine Wörterbuch mit der Übersetzung der wichtigsten spanischen Begriffe.

«Pass auf, was ich dir sage»

Daniel Weber

Wolf Haas: Müll. Hoffmann und Campe.
288 S., Fr. 34.90

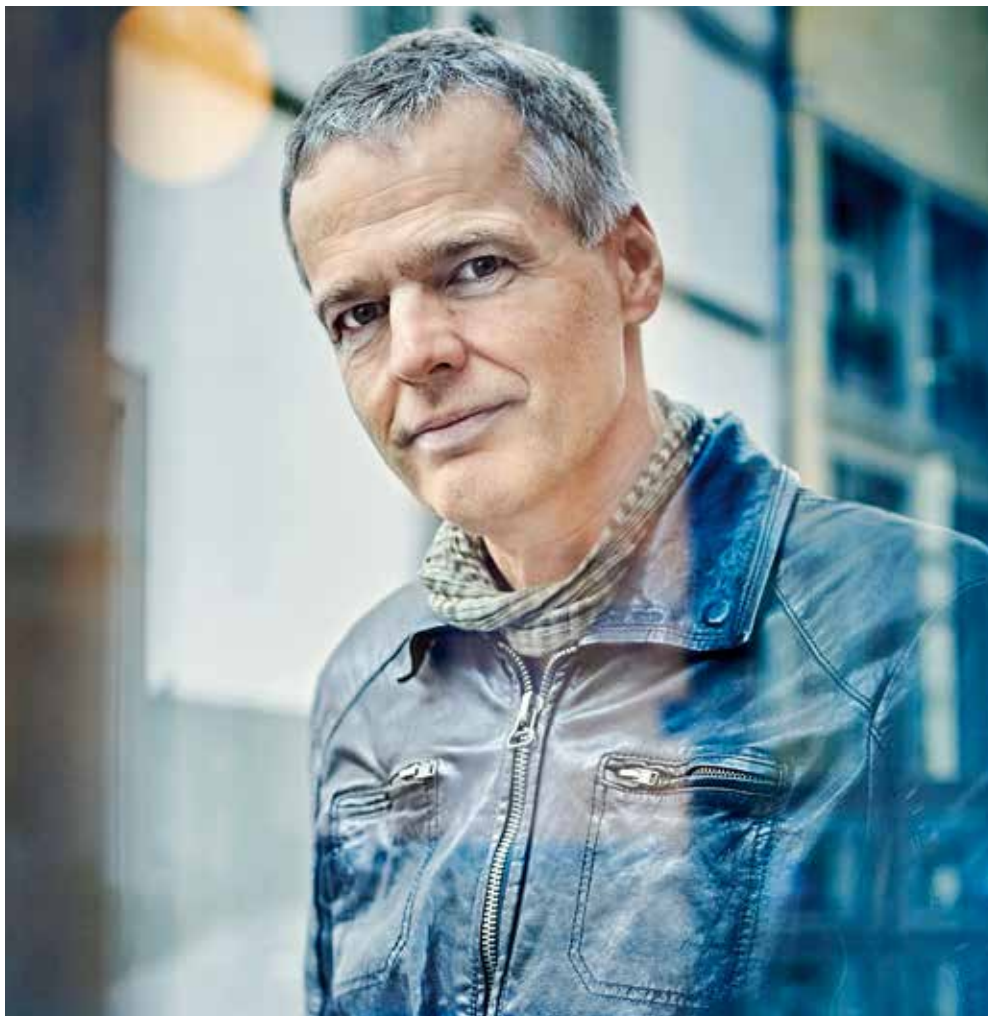
Acht Jahre haben sich die Brenner-Fans seit seinem letzten Fall gedulden müssen, jetzt ist der starrköpfige Ermittler endlich zurück. Und ein paar Sätze genügen, schon hat man den unverwechselbaren Haas-Sound im Ohr: «Schön eins nach dem anderen. Man kann nicht alles gleichzeitig verstehen. Es braucht immer ein Hintereinander bei den Gedanken. Ein Hintereinander und ein Nebeneinander. Aber kein Durcheinander. Und am allerwichtigsten, eine klare gedankliche Unterscheidung. Das ist mir gerade am Mistplatz so aufgegangen. Beim Müll geht es ja immer um das Trennen. Darum sage ich, Müll beste Schule für das Denken. Weil du hast die Kategorien, sprich Wannen.»

«Müll» ist der neunte Brenner-Krimi, mehrere wurden schon verfilmt (mit dem brillanten Josef Hader in der Hauptrolle), mehrmals hat Wolf Haas den Deutschen Krimipreis erhalten. Nun ist Brenner, ehemaliger Kriminalkommissar, Ambulanzfahrer, Privatdetektiv, «am Mistplatz» gelandet; er ist Arbeiter bei einer Wiener Abfallentsorgungsanlage, ein «Mistler». Als einer seiner Kollegen in Wanne 4 (Sperrmüll) etwas entdeckt, was dort nicht hingehört, nämlich ein menschliches Knie, und nach und nach weitere Leichenteile auftauchen, bricht das unvermeidliche Durcheinander aus.

Was bedeutet es, dass alle Körperteile des Toten gefunden wurden, ausser das Herz? Ist die verschwundene Ehefrau die Mörderin, oder mischt da die ominöse «Organmafia» mit? Welche Rolle spielt der Transportunternehmer, in dessen Umzugskartons die Leichenteile angeliefert wurden? Was steckt hinter dem schwächtigen Praktikanten, der auf dem Mistplatz bei den «Problemstoffen» arbeitet, nebenher beim Transportunternehmer IT-Support leistet – und in den sich obendrein die Tochter des Toten verliebt? Und von wem wird Brenner im Schlaf bewusstlos geschlagen und in Handschellen ans Bett gefesselt?

«Sprich Bettleralarm»

Zumindest die letzte Frage klärt sich schnell: Brenner ist, nachdem ihn seine Freundin aus der Wohnung geworfen hat, zum «Bettgeher» geworden, zum heimlichen Mitbewohner von Leuten, deren Wohnung eine Weile leer steht. «Und er tut keinem weh, weil er geht nur dorthin, wo gerade keiner ist, so wie man sich auf eine Parkbank setzt, wenn kein anderer dort sitzt, das ist auch kein Verbrechen.» Pech für



Wie immer haarsträubend konstruiert: Autor Haas.

Brenner, dass die Bewohnerin des Luxusapartments vorzeitig aus den Ferien zurückkehrt und mit einem schweren Koffer in der Hand den fremden Mann in ihrem Bett entdeckt.

Wie immer bei Wolf Haas ist der Fall haarsträubend konstruiert (wobei am Schluss doch immer alles seine Erklärung findet); das (Kleinbürger-)Milieu und die überspitzt gezeichneten

Was bedeutet es, dass alle Körperteile des Toten gefunden wurden, ausser das Herz?

Figuren sind wichtiger als die Krimihandlung. Dass man den Roman dennoch in einem Zug liest, liegt daran, dass man sich dem Sog des Erzählens nicht entziehen kann.

Haas hat für seine Brenner-Romane eine eigene Sprache geschaffen, die «authentisch» und «natürlich» wirkt, die aber in Wahrheit eine hochgradig stilisierte Kunstsprache ist. Sie ist wienerisch gefärbt und durchsetzt von formalen Elementen, die den typischen, ausgeprägt rhythmischen Haas-Stil prägen: Sätze mit fehlendem Verb («Heutzutage weiss jedes Kind, Müll verantwortungsvolle Tätigkeit.») oder Floskeln wie «quasi» und «sprich»

(«Zweimal hat er versucht, wen nach der Zeit zu fragen, aber die haben schon beim ersten «Entschuldigung» einen weiten Bogen um ihn gemacht, sprich Bettleralarm.»)

Darum ist die heimliche Hauptfigur der Haas-Krimis nicht der grantige Brenner, der alles andere als souverän durch seine Fälle stolpert, sondern der Erzähler. Er spricht den Leser ständig direkt an («Pass auf, was ich dir sage»), er weiss alles, und er weiss alles besser. Er schwadroniert, schweift ab, macht sich wichtig – denn er allein bestimmt ja, was er dem Leser verrät und wo es langgeht in der Geschichte. Er stiehlt den Romanfiguren die Schau mit seinem Sarkasmus, seinem Hang zur skurrilen Alltagsphilosophie und seinen Pointen: «Du musst wissen, die beiden haben im Urlaub gestritten, und das ist natürlich nichts Besonderes, weil Urlaub ursprünglich sogar von den Scheidungsanwälten erfunden, quasi Geschäftsidee.»

Darüber, dass sich schon Dissertationen mit ihm beschäftigt haben, lacht sich der Erzähler bestimmt ins Fäustchen, quasi Ritter Schlag. Wir hoffen, dass er uns auch die nächste Geschichte «vom Brenner» so umwerfend komisch und brühwarm erzählen wird wie diese. Für Maulhelden seines Schlags haben wir immer ein offenes Ohr.

Rückblick als Vorschau

Wolfgang Koydl

Christian Bommarius: Im Rausch des Aufruhrs. Deutschland 1923. DTV. 352 S., Fr. 37.90

Seit einiger Zeit gibt es in der populärwissenschaftlichen Geschichtsschreibung ein Sub-Genre, das nicht mehr eine Nation, eine Epoche oder eine Persönlichkeit zum Inhalt hat, sondern nur ein einziges Jahr. Florian Illies ist dies mit «1913» hervorragend gelungen – an und für sich ereignisarme zwölf Monate, die aber das letzte Jahr der alten Welt waren. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 ging sie unwiederbringlich unter.

Als ereignisarm lässt sich das Jahr 1923 in Deutschland nicht charakterisieren, das der Journalist Christian Bommarius beschreibt. Nur ein Jahrzehnt liegt zwischen den beiden Daten, doch es ist eine ganz andere Welt: Der Krieg ist verloren, der Kaiser ist weg, die ungeliebte Republik taumelt, und die Frauen haben ein neues Selbstbewusstsein entdeckt.

Es ist das Jahr, in dem die Inflation das bis heute im deutschen Volk anhaltende Trauma der Geldentwertung gewissermaßen genetisch verankert. Es ist das Jahr, in dem Frankreich das Ruhrgebiet besetzt, Adolf Hitler die Republik mit einem dilettantischen Putsch zu stürzen versucht, Kommunisten nach der Macht greifen und erstmals der öffentliche Rundfunk auf Sendung geht. Es ist ein Jahr bitterer Armut und ausschweifenden Luxus, es markiert aber auch den Beginn der Goldenen Zwanziger.

Brotpreis als Indikator

Monat für Monat schildert Bommarius den Jahreslauf mit kleinen Vignetten teilweise bekannter, öfter aber weniger bekannter Ereignisse. Gleichsam als roter Faden zieht sich die Entwicklung des Brotpreises durch das Buch – von «nur» 250 Mark im Januar 1923 auf 399 000 000 000 Mark im Dezember. Die Inflation befeuert die politische Unsicherheit und die zunehmende Radikalisierung. Sie ist die Ursache für flächendeckende Arbeitskämpfe, für steigende Krimi-

nalisation und für den Zulauf zu extremen politischen Gruppen – den Kommunisten und den Nationalsozialisten.

Wohl unfreiwillig liefert Bommarius einen aktuellen Bezug. Denn er schildert, was geschieht, wenn eine Gesellschaft an den Rand ihrer Leidens- und Leistungsfähigkeit stösst. Insofern ist «1923» nicht nur eine Rückschau, sondern vielleicht sogar eine Vorschau auf kommende Jahre. Sicher, es wird in Westeuropa kein Krieg geführt und es herrschen – noch nicht? – weder Armut noch Hunger. Aber Co-

Man taucht ein in eine Welt, die gleichermassen fremd und fern ist und doch bis in unsere Tage nachhallt.

rona und die von den Regierungen ergriffenen Massnahmen haben die Beziehungen der Menschen untereinander und der Bürger gegenüber dem Staat ähnlich bis zum Zerreißen gespannt.

Für 1923 gilt, was für jedes Jahr gilt: Es ist ein Brückenpfeiler zwischen Vergangenheit und Gegenwart und zwischen Gegenwart und Zu-

kunft. So schreibt Bommarius etwa über Raoul Villain, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges den französischen Sozialistenführer Jean Jaurès ermordet hatte, freigesprochen wurde und nun als Croupier in Danzig arbeitet. Er erwähnt Hugo Hayn, der 1875 mit der «Bibliotheca Germanorum Erotica» das erste Nachschlagewerk der Erotik herausgegeben hatte und nun hungert: Pornofilme, erotische Postkarten und Prostitution haben sein Buch überflüssig gemacht.

Häftling Hitler

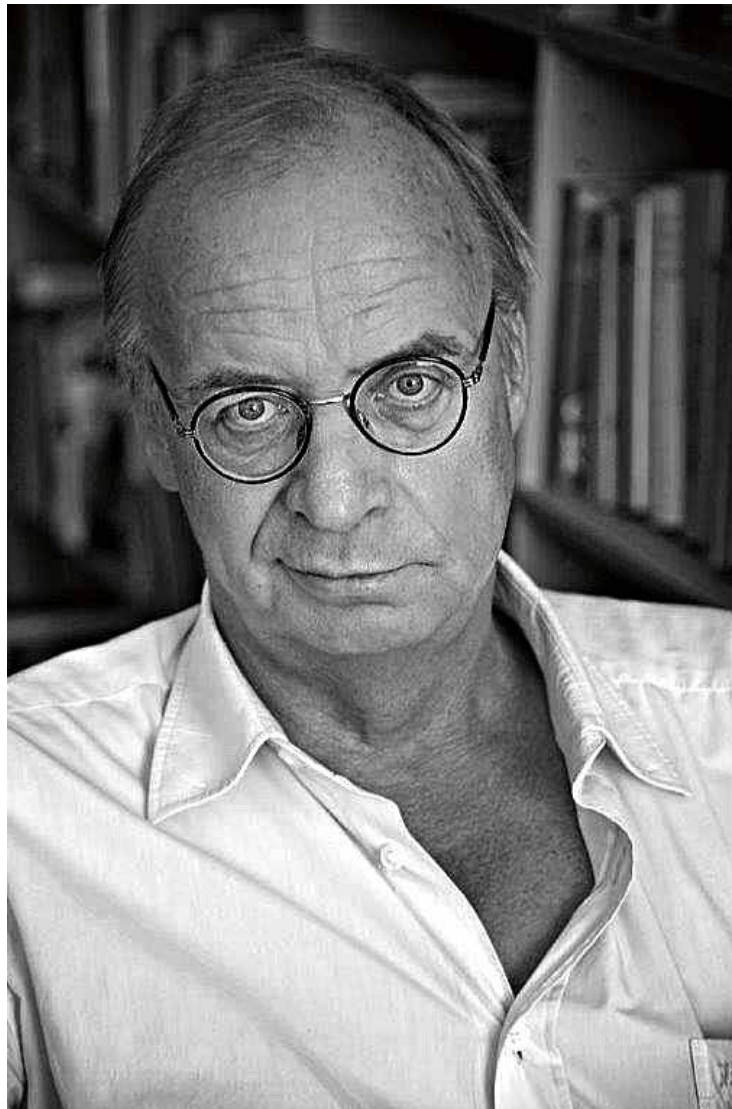
Anderenorts hat sich alte Prüderie erhalten. Als Maxim Gorki mit seiner Geliebten in Berlin einen Zug besteigt, dürfen sie als Unverheiratete nicht im selben Abteil reisen.

Die Brücke zur Zukunft schlagen nicht nur die 1923 Geborenen: Rudolf, das zweitjüngste von sieben Kindern der Familie Augstein, und der kleine Vicco von Bülow, der später als Loriot ein ganz anderes Deutschland unterhalten würde. 1923 wies auch Edwin Hubble nach, dass das Universum grösser ist als die Milchstrasse, und der Student Hermann Oberth entwickelte auf

dem Papier die erste funktionsfähige Rakete. Beim Fussballspiel zwischen dem VfR Mannheim und dem SV Waldhof (Eintritt: 500 Millionen Mark) fungierte ein 26 Jahre alter Spieler als Geldzähler: Sepp Herberger, mit dem Deutschland 1954 in Bern seine erste WM gewann. Der passionierte Jäger Felix Salten schrieb die Geschichte eines Rehkitzes namens Bambi, und Edward Bernays formulierte das Prinzip der Public Relations.

Aktiv war auch Adolf Hitler. Als Geburtstagsgeschenk erhielt er im April die erste Nummer der Hetzpostille *Stürmer*. Im August bereiste er die Schweiz und kehrte mit Zehntausenden Franken an Barspenden wieder heim. Zu Weihnachten erhielt der Häftling Hitler in der Festung Landsberg ein Päckchen seiner Verehrerin Winifred Wagner: Neben Leckereien enthielt es mehrere Bogen Papier und Tinte.

Nun konnte er beginnen, «Mein Kampf» niederzuschreiben. Noch einmal zehn Jahre später hatte er die Macht ergriffen, und Deutschland hatte sich erneut von Grund auf gewandelt – zum zweiten Mal in zwanzig Jahren. Der wandelbare Proteus unter den Nationen hatte sich ein weiteres Mal gehäutet – nicht das letzte Mal.



Brücke zur Zukunft: Autor Bommarius.



Finstere Komik: Autorin Strout.

Mit dem Ex-Mann auf Spurensuche

Thomas Bodmer

Elizabeth Strout: Oh William!
Aus dem Amerikanischen von Sabine Roth.
Luchterhand. 224 S., Fr. 31.90

«Ich muss noch etwas über meinen ersten Mann sagen, William.»

So beginnt der neue Roman der Amerikanerin Elizabeth Strout, und gleich ist klar: Da spricht jemand mit uns. Und die da spricht, ist die Schriftstellerin Lucy Barton. Sie ist aufgewachsen in einem Kaff im Staat Illinois ... Ach was, sie vegetierte mit ihren zwei älteren Geschwistern und den Eltern zunächst in einer Garage, die zu einem winzigen Häuschen draussen auf dem Land gehörte, und danach in dem Häuschen.

Doch auch darin war es so kalt, dass sie nach dem Unterricht ihre Hausaufgaben immer in der Schule machte, weil es da warm war, und so wurden die Aufgaben eben gründlich erledigt, und auf der Highschool erfuhr Lucy, dass sie ein Stipendium für ein College nahe Chicago gewonnen habe, und dort lernte sie William kennen, der als Doktorand den Biologiekurs betreute, den sie belegt hatte, und sie zogen nach New York, heirateten, hatten zwei Töchter, und als diese aufs College gingen, verliess Lucy William und schrieb ihren zweiten Roman.

Immer ein Rest Geheimnis

«Oh William!» ist das achte Buch der 1956 im Staat Iowa geborenen, ebenfalls auf dem Land aufgewachsenen Elizabeth Strout, deren Debüt, die Mutter-Tochter-Geschichte «Amy & Isabelle», 1998 erschien. Sie hatte daran sechs, sieben Jahre gearbeitet. Mit zur Vorarbeit gehörte, dass Strout einen Kurs in Stand-up-Comedy belegte und in einem New Yorker Klub auftrat. «Ich starb fast vor Angst, machte mich auf der Bühne

über mich selbst als verklemmte weisse Frau aus New England lustig, und das Verrückte ist: Das hat funktioniert», erzählte sie in einem Interview mit dem *New Yorker*.

Finstere Komik ist ein Element von Strouts Art zu schreiben, Sparsamkeit ein anderes. Im Gegensatz zu Kollegen wie Philip Roth überschüttet sie ihre Leser nie mit Details, die man eigentlich gar nicht wissen möchte, sondern erzählt jeweils nur das Nötigste. Dadurch wollen wir immer mehr wissen über ihre Figuren, und zum Glück kommt uns Strout da entgegen: Lucy Barton trat erstmals im Roman «My Name Is Lucy Barton» (2016) auf, dessen deutscher Titel sonderbarerweise «Die Unvollkommenheit der Liebe» lautet, war dann sehr präsent in der Geschichtensammlung «Alles ist möglich» (2020), und jetzt erzählt sie uns in «Oh William!», wie es mit ihrem Exmann war und ist.

Der ist nämlich gerade von seiner dritten Frau verlassen worden und hat auf einer Ahnenforschungs-Website entdeckt, dass seine Mutter offenbar eine Tochter geboren hatte, bevor sie ihren ersten Mann für einen deutschen Kriegsgefangenen verliess, der Williams Vater werden sollte. Nie hatte Williams Mutter ihm etwas von dieser Erstgeborenen erzählt, und nun fragt er ausgerechnet Lucy, ob sie mit ihm nach Maine fahren würde, wo diese Halbschwester offenbar noch lebt, denn Williams Mutter ist unterdessen gestorben. Und erstaunlicherweise sagt Lucy: Ja.

So erfahren wir also einiges über Williams und Lucys Reise nach Maine, über seine und ihre Vergangenheit, und immer haben wir das Gefühl, als würde uns eine entfernte Verwandte oder

Strout ist überzeugt, dass Menschen selbst für ihre Nächsten im Kern unbegreiflich sind.

Freundin aus früheren Zeiten von Leuten erzählen, die wir beide kennen. Man kann «Oh William!» sehr gut als Einzelbuch lesen, aber noch viel grösser wird der Genuss, wenn man auch Strouts sonstige Bücher kennt. Denn die hängen alle zusammen. So wird in «Oh William!» beiläufig eine Figur erwähnt, die ein Protagonist von «The Burgess Boys» (2013) ist, das auf Deutsch «Das Leben, natürlich» heisst, und man fragt sich, warum der Luchterhand-Verlag so gern Titel wählt, die gar nichts mit den ursprünglichen zu tun haben. An der Übersetzerin Sabine Roth liegt es wohl nicht, denn die bringt die Eigenheiten des Originals fast immer sehr gut herüber.

Doch so genau Strout ihre Figuren beschreibt – und sie ist eine hervorragende Beobachterin –, so tief ist sie auch überzeugt, dass Menschen selbst für ihre Nächsten im Kern unbegreiflich sind. Und weil bei Strouts Büchern immer ein Rest Geheimnis übrigbleibt, kann man sie auch mit Hochgenuss wieder und wieder lesen.



Die Bibel Raubtierart

Aus seinem Gestrüpp ist ein Löwe aufgesprungen, einer, der Nationen vernichtet, ist aufgebrochen, ist von seiner Stätte gekommen, um dein Land zu verwüsten (Jeremia 4, 7). – Das alte Israel lebte über Jahrhunderte vor den Drohkulissen eroberungswilliger Grossmächte. Hier ist es die babylonische Militärmaschine, die der Prophet Jeremia mit einem gefrässigen Löwen vergleicht. Frühere «Löwen» waren Ägypten und Assur, später Persien. Der Vergleich mit dem Raubtier enthält eine wichtige Enthüllung: Fleischfresser können von der Jagd absehen, wenn sie satt oder erschöpft sind. Aber sie können nicht zu Pflanzenfressern werden. Ihr Verdauungstrakt lässt das einfach nicht zu.

Das Fürstentum Moskau dehnt sich seit 700 Jahren nahezu pausenlos aus. Zu den erfolgreichsten Sammlern «russischer Erde» gehörte Iwan III., der im Jahr 1480 auch die tatarische Oberherrschaft abschüttelte. Die mongolisch sprechenden Tataren drückten dennoch dem moskowitzischen Staat ihren Stempel auf: Er war seit den Anfängen bis heute eine raubtierartige Despotie und ahmte den straff organisierten Mongolenstaat nach.

Dagegen muss sich seine Umgebung seit Jahrhunderten wappnen. Die pazifistische Politik der vergangenen dreissig Jahre gleicht dem Vorstoss eines Schafes, das dem Löwen einen gegenseitigen Nichtangriffspakt zur Unterschrift vorlegt. Der Löwe unterschreibt in guter Absicht, aber eines Tages melden sich sein Magen und sein Verdauungstrakt zurück. Raubtier bleibt Raubtier, egal, ob «provoziert» oder nicht.

Diese Lektion muss auch die Schweiz erneut lernen und ihre Verteidigung aufrüsten. Die Mittel dazu lassen sich schmerzlos durch die Beseitigung bürokratischer Überbeine und durch Sozialabbau freimachen. Es geht immerhin um den Schutz der christlich-humanitären Werte Freiheit und Menschenwürde.

Peter Ruch

Krieg und Klassik

Musik überwindet alle Grenzen? Von wegen!

Seit dem 24. Februar hat der fadenscheinige Spruch ausgedient.

Manuel Brug

Brücken bauen. Dafür wurde die Kunst, insbesondere die meist wortlose Klassik wie das Ballett, immer wieder gelobt. Kultur als Kitt, wo die Politik nicht mehr weiterhalf. So wie damals, 1959, als Nikita Chruschtschow bei seinem Hollywoodbesuch nicht nur unbedingt Marilyn Monroe kennenlernen wollte. Er liess – gegen dringend nötige Devisen – auch unermüdlich den «Schwanensee» des Kirow- und des Bolschoi-Balletts gastieren. Dessen Ästhetik versteht und liebt man überall. Der texanische Pianist Van Cliburn wurde nach seinem Gewinn des Moskauer Tschaikowsky-Wettbewerbs 1958 zu einem Helden jenseits der Weltanschauungsgräben in den USA wie in der UdSSR.

Ein Klavierheld als humanistischer Brückenbauer. Jetzt aber werden in der Ukraine Brücken und Verkehrswege von den Russen mit Bomben zerstört. Und der Rest der Welt wacht auf. Auch in der Kunst, und gerade in der Klassik, wo sich in den letzten drei Jahrzehnten des endlich freien Austausches so vieles bewegt hatte, so Schönes möglich geworden war. Als echte Bereicherung der Kulturen hüben wie drüben. Aber natürlich auch als plumpes Politschranzen-Bekanntnis.

Benefiz-Business

Musik überwindet alle Grenzen. Dieser immer schon fadenscheinige Spruch des Wegschauens, der vor allem in der Klassik so manches politisch oder wirtschaftlich schmutzige Geschäft schöngestig verbrämte, hat spätestens seit dem 24. Februar, dem Einmarsch der russischen Armee in der Ukraine, ausgedient. Jetzt muss man sich plötzlich wieder positionieren: Ist man nicht nur ein guter Künstler, sondern auch ein guter Mensch? Und wenn nicht, was hat das für Konsequenzen? Sicher härtere als das wohlfeile Benefiz-Business à la «Alle Menschen werden Brüder», wie es unter Abspielen der ukrainische Hymne von Barenboim bis Mutter im Dienst der Musik als heilige wie heilende Kunst gerade abgespult wird.

Längst haben wir herausragende russische Künstler, die überall arbeiten. Verhältnismässig

leicht war es für im Westen naturalisierte Dirigenten wie den Deutschen Ingo Metzmacher, die in Berlin lebenden Russen Wladimir Jurowski und Kirill Petrenko, den in Grossbritannien residierenden Russen Wassili Petrenko oder die in Düsseldorf lebende Ukrainerin Oksana Lyniv, alle Russlandkontakte zu kappen.

Lyniv, die erste Frau, die letztes Jahr in Bayreuth debütierte und jetzt als Generalmusikdirektorin in Bologna dem Opernhaus vorsteht, sorgt sich natürlich nicht nur um ihre Verwandten in Lemberg, sondern auch um die Mitarbeiter ihres dortigen Mozart-Festivals wie auch des Jugendsymphonieorchesters der Ukraine, mit dem Anfang Mai, beim geplanten Europakonzert der Berliner Philharmoniker im traditionsreichen Opernhaus von Odessa, gemeinsame Aktivitäten vereinbart waren.

Schwerer ist es aber für Musiker, die, auch wenn sie keine explizite Nähe zur Nomenklatura gepflegt haben, in Russland offizielle Positionen bekleiden. Tugan Sochijew konnte sich nicht entscheiden zwischen seinen beiden musikalischen Familien. Deshalb hat der international gefragte Chefdirigent des Moskauer Bolschoi-Theaters seit 2014 und des Orchestre

Jetzt muss man sich positionieren: Ist man nicht nur ein guter Künstler, sondern auch ein guter Mensch?

national du Capitole de Toulouse mitgeteilt, dass er bei beiden Institutionen mit sofortiger Wirkung aufhören werde. Der nunmehr beruflich heimatlose Sochijew, Nordossete wie Valery Gergiev, war vom Bürgermeister von Toulouse bis zum 18. März zu einer Erklärung gegen Putin gedrängt worden. Er hat sich jetzt einzig für Frieden ausgesprochen, dem er als Musiker Ausdruck verleihen will.

So bleibt ihm, der zwar in London wohnt, aber seine Familie in Russland hat, das Hintertürchen offen, sich zwar symbolisch gegen Putin zu stellen, es aber nicht aussprechen zu müssen. Was im inzwischen noch repressiveren Polizeistaat Russland sonst jetzt sicherlich geahndet



Nicht mehr willkommen:

worden wäre. Der Deutsche Thomas Sanderling, Sohn des grossen Kurt Sanderling, der als Jude mit seiner Familie 1936 nach Moskau emigrierte und später für die DDR das Berliner Sinfonie-Orchester, das heutige Konzerthausorchester, aufbaute, hat es da etwas einfacher. Eben trat er von seinem Chefdirigentenposten der Nowosibirsker Philharmonie zurück – beheimatet in der Stadt, in der er geboren wurde, als sein Vater samt der Leningrader Philharmonie vor den herannahenden Deutschen dorthin evakuiert worden war.

So verwoben sind gegenwärtig die Schicksale und Entscheidungen. Da betont der in Fort Worth im Namen des Klavierhelden Van Cliburn abgehaltene Wettbewerb, dass man aufgrund von dessen Geschichte fünfzehn Russen dazu einlade, sich gerade jetzt doch bitte zu bewerben. Während man beim Dublin Piano Competition alle Russen auslädt. Auch das Bolschoi-Ballett mit seinen unpolitischen Tanzklassikern ist in London wie Madrid nicht länger willkommen. Dafür distanzieren sich der in Prag lebende russische Klavierstar Evgeny Kissin oder der in Italien wohnende russische



London und Paris laden das legendäre Moskauer Bolschoi-Ballett aus.

Dirigent Semyon Bychkov genauso harsch von Putin wie Geigendiva Lisa Batiashvili und Mezzo-Primadonna Anita Rachvelishvili, beide aus Georgien, wo 2008 die Russen einfielen.

Für Anna Netrebko, mit der sie oft auftritt, hat Rachvelishvili freilich nur Instagram-Herzen bereit, obwohl die, nachdem sie entnervt die nächsten Auftritte von New York (wo eine Ukrainerin für sie übernimmt) bis München und Mailand abgesagt hatte, ihre Westkritiker als «human shit» abkanzelte. Aber was will man von jemandem wie ihr erwarten, die 2011 in *Newsweek* von Putin als Liebhaber fantasiert hatte, weil der so «männlich und stark» sei?

Fall Schostakowitsch

Undeutlich bleibt das Verhalten mancher Kulturinstitute. Die Mailänder Scala hat zwar Valery Gergiev aus allen weiteren Dirigaten der aktuellen «Pique Dame»-Serie gestrichen und auch den kriegstreibenden Kinderchor entfernt. Aber Netrebkos aserbaidjanischer Ehemann Yusif Eyvazov, der immer wieder in Instagram-Posts seinen nationalistisch-korrupten Staatspräsidenten unterstützt und sich wei-

gerte, mit einer armenischen Sängerin aufzutreten, bekommt zusätzliche Vorstellungen: weil ein Tenorkollege an Corona erkrankt ist.

Gar nichts lässt die Scala über ihre in der Ukraine geborene russische Primaballerina Svetlana Sacharowa verlauten, die ab 2008 für die Putin-Partei in der Staatsduma sass, die Annektierung der Krim 2014 offiziell guthieß und sich auch jetzt wieder als Putin-Genossin in den sozialen Medien positioniert hat. Deren Gatte, der Geiger Vadim Repin, wurde allerdings gerade in Maryland hinauskomplimentiert, weil er ebenfalls eine gewisse Putin-Nähe pflegt und als Chef des Trans-Siberian Art Festival in Nowosibirsk Staats- wie Sponsorengelder kassiert.

Fragen werden auch laut nach einer Erklärung des in Russland lebenden Griechen Teodor Currentzis mit seinem Ensemble Music Aeterna in St. Petersburg, der von der sanktionierten Staatsbank VTB gesponsert wird. Currentzis ist nicht nur Chefdirigent des SWR-Sinfonieorchesters in Stuttgart, er wird auch als einer der zurzeit meistgefragten *classic acts* mit Auftritten beim Lucerne Festival, den Wiener Festwochen wie den Salzburger Festspielen angekündigt.

An der Bayerischen Staatsoper musste man sich dieser Tage mit der Tatsache auseinandersetzen, dass der russische Ballettdirektor Igor Zelensky wohl auch in einer Putin-Stiftung zur Verbreitung und Stärkung der russischen Kultur mitmischte. Während gleichzeitig der in Kiew geborene Ex-Bolschoi-Ballettchef Alexei Ratmansky, der vehement in der Ballettwelt Anti-Putin-Statements via Facebook einsammelt, im Haus probt. Freund und Feind – im freien Kunstwesten keine klaren Linien mehr.

Dafür wird jetzt die russische Kunst gecancelled. Die Staatsoper in Warschau setzt die Premiere von «Boris Godunow» ab, obwohl gerade dieses Mussorgski-Werk über einen irren, sich an die Macht putschenden Zaren viel über

Warschau setzt «Boris Godunow» ab, obwohl dieses Werk viel über russische Machtverhältnisse erzählt.

russische Machtverhältnisse und die Unterdrückung des nichtwissenden Volks erzählt – in den letzten Jahren immer gern auch mit Putin-Anspielungen garniert und aktualisiert.

In Essen mag die Aalto-Theaterleitung kein neues Ballett nach Tschechows «Drei Schwestern» mehr sehen, weil darin in einer Provinzgarnison ein paar melancholische Offiziere herumstaksen. In Düsseldorf musste gar der Italo-Schmactfetzen «Andrea Chénier» dran glauben – weil die Deutsche Oper am Rhein dafür mit der Moskauer Helikon-Oper und ihrem regieführenden Intendanten Dmitri Bertman kooperieren wollte. Und am Theater Augsburg verzichtet man auf Aufführungen von Dmitri Schostakowitschs Plattenbau-Operette «Moskau, Tscherjomuschki».

Dabei lehrt gerade der Fall Schostakowitsch, wie schwierig es für den UdSSR-Künstler war, sich auf dem schmalen Grad des politischen Wohlwollens zu bewegen, wie ambivalent er im Westen mal als Opportunist, mal als innerer Emigrant galt, während er in Russland als «Formalist» um sein Leben fürchten musste. Wollen wir jetzt Künstler ähnlich mit Bekenntnissen unter Druck setzen?

Valery Gergiev hat sich entschieden. Über den enthüllte eben der *Corriere della Sera*, er habe aufgrund der Erbschaft von einer japanischen Gönnerin allein in Italien Liegenschaften im Wert von 140 Millionen Euro, darunter in Venedig das «Caffè Quadri» am Markusplatz plus einen Palazzo. Sowie diverse Häuser an der Amalfiküste, wo das privat finanzierte Ravello Festival mit seiner Konzerteinladung an ihm und dem Mariinski-Orchester festhält. Mitte März wird der nun von den russischen Staatsmedien gefeierte «Held» ebenfalls neu terminierte Konzerte in Moskau dirigieren – an deren Ende Mussorgskis «Grosses Tor von Kiew» aus den «Bildern einer Ausstellung» steht.

TV-Kritik

Stimme der Vernunft

Wolfgang Koydl

Korrespondenten: Welt-TV/SRF

Grosse Krisen bringen in den Medien sowohl das Beste als auch das Schlechteste hervor. Vorzugsweise Letzteres, wie der Krieg in der Ukraine erneut zeigt.

Gerade im TV tummeln sich Sprecher, Moderatoren und Reporter, die noch vor einer Woche Lodz nicht von Lwiw unterscheiden konnten. Was ihnen an Wissen und Fakten mangelt, ersetzen sie durch Gefühle und moralische Entrüstung. Eine lobenswerte Ausnahme ist Christoph Wanner, der für den Nachrichtensender Welt und für SRF aus Moskau berichtet. Er ist ein altes Schlachtross der Kriegs- und Krisenberichterstattung mit Erfahrungen in Syrien, im Kaukasus und in Fukushima.

Beide Seiten im Blick

Mit der Kremlmauer im Hintergrund erzählt Wanner, was ist beziehungsweise was er erfahren und für plausibel eingeschätzt hat. Er hat beide Seiten des Konflikts im Blick, ohne zu verkennen, wer Aggressor und wer Verteidiger ist.

Wanner erliegt nicht dem Herdentrieb vieler Medienvertreter. Vor allem verliert er nie aus dem Blick, was der Konflikt für die Bevölkerung bedeutet – aber eben auch in Russland, wo Millionen Menschen der Absturz in die Armut droht. Und er erklärt, warum der Kreml dies als existenzielle Bedrohung sieht, einem Angriff mit Atomwaffen vergleichbar.

Das zeichnet Wanner aus: Der studierte Slawist weiss, wovon er spricht. Er kennt Zusammenhänge und Hintergründe, Mentalitäten und Geschichte. Er ordnet ein, und er erklärt – immer ruhig, auch im Angesicht ungeheurer Entwicklungen. Eigentlich so, wie es sein muss. Pardon, sein müsste.



Bleiches Exerzitium: Christine (Lilith Stangenberg) in der neusten Gotthelf-Verfilmung.

Film

Böses in der Hüpfburg

Wolfram Knorr

Die schwarze Spinne (Schweiz, 2022).

Von Markus Fischer. Mit Lilith Stangenberg, Marcus Signer, Ronald Zehrfeld, Anatole Taubman

Heugabel-Bauern, Kopftuch-Frauen, strähmig das Haar, irre der Blick. Ausgemergelt, schlaff, geknechtet. Die klobigen Dielen knarren, der Boden ist Matsch. Mit den Fingern wird Haferbrei aus Holzschüsseln geschlürft. Wir sind, klarer Fall, im düstren Mittelalter. Hoch zu Ross der rüde Adel, herumgaloppierend. Ritter reiten. In diesem Fall Ritter Hans von Stoffeln und seine Spiessgesellen, dem Bauernpack Zores machend. Erst muss dieses eine Burg für ihn bauen, dann hundert Bäume als Schatten-spender vor sein ideales Heim pflanzen. Ballenberg-Freilichtmuseum-Folklore oder Mittelalter-Burg-Fest-Tandaradei? Natürlich nicht. Es ist die Neuverfilmung der wohl berühmtesten Novelle von Jeremias Gotthelf: «Die schwarze Spinne». Neben Radio- und Bühnenversionen gab's auch schon mal einen Film, und der bemühte noch die Rahmenhandlung, um die Parabel wirken zu lassen.

Regisseur Markus Fischer und seine Autoren Barbara Sommer und Plinio Bachmann verzichteten darauf. Sie wollten gleich in medias res gehen, rein in die handfeste Schauermär mit Seuchenfluch. Nur ist Mittelalter im Film eine

höllisch vertrackte Sache. Da mögen Requisite und Kostüme noch so originalgetreu, das Setting naturalistisch sein, das Make-up stimmen – allein die Kamera macht das eifrige Bemühen als Theater-Trödel ruck, zuck transparent. Der grobe Stoff mag zwar sitzen, die Heugabel professionell von der Faust gehalten werden. Das ist alles nicht mal dilettantisch, sondern nur gutgemeint, und das, so Gottfried Benn, ist das Gegenteil von Kunst. Fischer und sein Kameramann Brian D. Goff haben ihr Mittelalter nicht ins magisch (Alb-)Traumhafte versetzt (wo es hingehört), sondern abgefilmt, was für die Szenen arrangiert wurde. Und in der Hoffnung

Mit eifriger Pedanterie wurde der Vorlage jegliches Leben und alles Wundersame ausgetrieben.

auf richtiges Lokalkolorit schmissen sich die Mimen schwer ins theatralisch-dialogische Geschirr. «Echter» oder «wahrer» wurde das Mittelalter dadurch nicht, aber unfreiwillig komisch. Das Medium Film ist halt eine hinterhältige Sache.

Jeremias Gotthelf (1797–1854) beherrschte das erzählerische Handwerk und wusste genau, dass die effektivste Wirkung für eine solche Parabel eine Rahmenhandlung schafft. Während einer Tauffeier wird die Geschichte eines unseligen Pakts kujonierter Bauern mit dem Teufel erzählt. Der, in Gestalt eines Jägers, ist bereit, sie von ihrer Fronarbeit zu befreien, wenn sie ihm im Gegenzug ein ungetauftes Kind übergeben. Die Bäuerin Christine ver-

spricht's, der Teufel erfüllt sein Versprechen und fordert seinen Lohn. Der aber wird ihm verweigert, und so nimmt das Unheil, das die Gemeinschaft verseucht, seinen Lauf. Die Story verlegte Gotthelf weit zurück in eine magische Vergangenheit, ins dunkle Mittelalter. Die Novelle erschien 1842, in einer Zeit, in der erstmals Rückschau gehalten, das Mittelalter als Zeit der Ritter und Minnesänger verklart wurde. Romantiker wie Novalis erträumten sich ein strahlendes Vorgestern. Mit der historischen Wahrheit hatte das wenig zu tun. Gotthelf betonte die andere Seite, Gottesfurcht, Erlösungssucht, Aberglaube, Dämonenangst.

Wo bleibt die Spannung?

«Die schwarze Spinne» ging schon mal in die Hose. 1983, mit Drogensüchtigen, die einen Bauern überfallen und mit der Freisetzung der «schwarzen Spinne» einen wahren Totentanz aufführen bis zum goldenen Schuss. Fischers Version will das abergläubische Vorgestern in Szene setzen, und weil Avalon bekanntlich überall nebelt, beginnt «Die schwarze Spinne» mit einer nächtlichen Hatz durch Schilf und Gras – der Weg ins Unheil: Christine (Lilith Stangenberg) wird vom Grünebauer (Marcus Signer) auf den Hof für eine Geburt geholt. Ein neues Leben blüht heran, aber der Ausbeuter von Stoffeln (Ronald Zehrfeld) gerät mit seinen Forderungen dazwischen: Pflanzung von hundert Bäumen? Geht's noch? Erst die Burg bauen, und dann das? Und die Ernte? Grummel, grummel. Da kommt ihnen in einer schwarzen Kutsche ein fahler Herr entgegen («Grüsst euch Gott ihr lieben Leute»). Die Bauern finden den Fremden unheimlich und hauen lieber ab, nur Christine bleibt und lauscht dem Vorschlag dieser Mischung aus Graf Dracula und Erlkönig (Anatole Taubman), für eine rasche Baumpflanzung zu sorgen, wenn er im Gegenzug ein ungetauftes Baby bekommt. Christine denkt sozial und geht drauf ein, mit schrecklichen Folgen.

Statt zu einer märchendunklen Romantik-Ästhetik zu greifen, erzählt Fischer in einem völlig uninspiriert-platten Nachgestellt-Rahmen. Nichts ist geheimnisvoll oder gar unheimlich. Die Story blutet zum bleichen Exerzitium aus. Mit eifriger Pedanterie wurde der Vorlage über schnelle Wunscherfüllung, dämonische Herausforderung, falschen Ehrgeiz und egoistische Teufelei jegliches Leben und alles Wundersame ausgetrieben, bis «Die schwarze Spinne» auch die letzte Spur von Spannung fahren lässt. Einmal steht die Bauernschaft wie ein Opernchor vor der Burg, und der geneigte Zuschauer reibt sich die Augen: Angeblich, heisst es, habe das Team in einer realen Burg in Ungarn gedreht. Auf der Leinwand sieht die, glatt gewienert, aus wie eine Mixtur aus Hüpfburg und Playmobil-Modell.

Games

Jeder Schlag muss sitzen

Marc Bodmer

Sifu: Sloclap. PC und PS4/5

Blitzschnelles Hämmern auf die Tasten des Controllers, das sogenannte *button mashing*, zeichnete lange Zeit Kampfspiele aus. Dem so entfachten Trommelfeuer war schwierig beizukommen. Clevere Kombinationen wurden im Keim erstickt. Der Sieg winkte nicht dem subtilen Techniker, sondern dem brachialen Bulldozer.

Wenige Titel verstanden es, die eigentliche Präzision und Kontrolle, die eine Kampfkunst mit sich bringt, in ein virtuelles Szenario umzusetzen. Ein Block ist in manchen Stilarten nicht eine dumpfe Mauer, sondern das erste Glied in einer Kette von Reaktionen, die

Echte Kampfkünstler werden von Kameras erfasst und dienen als Grundlage für die Animation.

freigesetzt werden. Den Schlag des Gegners kurz aufnehmen, umlenken und den Gleichgewichtsverlust des Angreifers nutzen, um diesen in Bedrängnis zu bringen. Es sind solche Momente, die aus einer kämpferischen Begegnung einen manchmal tödlichen Tanz machen.

Letzteres passiert bei «Sifu» immer wieder, dem brillanten Nachfolger des Kulthits «Absolver» des französischen Studios Sloclap. Die Geschichte beginnt mit einem brutalen Überfall auf eine Kampfkunstschule. Als Kind werde ich Zeuge des Mordes an meinem Vater. Dahinter steckt ein Haufen übler Kung-Fu-Kämpfer, die auch im lokalen Drogenhandel mitmischen. Die Story diktiert mir, dass ich den Tod meines Vaters rächen und mich dabei in bester Bruce-Lee-Mannier durch die Schurkenreihen prügeln muss.

Wie so oft in Action-Games (und Martial-Arts-Filmen) steht nicht die Geschichte im Vordergrund, wobei diese ein paar überraschende erzählerische Kapriolen zur Hand hat. Der Fokus liegt auf den Kämpfen, und hier landet «Sifu» manche Volltreffer. Durch ein raffiniert gemachtes Tutorial lerne ich die verschiedenen Schlag-

und Kicktechniken, wie ich Gegnern ausweichen und Angriffe parieren kann. Doch so sehr ich mir Mühe gebe, heranstürmende Horden und mächtige Bosse blasen mir das Licht aus. Und dann geschieht etwas Überraschendes ...

Ich kehre nicht einfach wieder an den letzten Ort, wo gesichert wurde, zurück. Ich altere. Zuerst in kleinen Schritten, dann immer stärker. Gewisse Fortschritte im Game vermögen den Alterungsprozess etwas zu bremsen, doch schnell wird klar, dass ich es in diesem Leben nicht schaffen werde, die Süsse der Rache zu kosten. *Game over.*

Eleganter Stil

Seit der «Batman: Arkham»-Serie hat kein Fighting-Game ein vergleichbares Kampfgefühl vermittelt. Bei den Schlägen und Kicks habe ich den Eindruck, dass sie Wirkung zeigen. Es sind Subtilitäten wie das Sounddesign, die dies vermitteln, aber gerade dadurch zeichnet sich das Handwerk des Studios Sloclap aus. Dazu gehört auch, dass die Basis der Kampfchoreografien mit Hilfe von Motion-Capturing-Technologie eingefangen wurde: Echte Kampfkünstler werden in Ganzkörperanzüge gesteckt, die mit Orientierungspunkten übersät sind. Diese werden von Kameras erfasst und dienen als Grundlage für die Animation der Szenen im Spiel. Treibende Kraft dahinter ist Benjamin Colussi, ein Meister des Pak Mei Kung-Fu-Stils. Schon nur die Making-of-Videos anzuschauen, ist ein Freude.

Für Sloclap hat sich die Entwicklungszeit von rund einem Jahr gelohnt. In den ersten drei Wochen nach der Veröffentlichung wurde über eine Million Kopien von «Sifu» verkauft, und manche Kritiker handeln das Kampfspiel als Anwärter für «Bestes Game des Jahres». Das ist durchaus berechtigt, denn hier stimmt so ziemlich alles, vom eleganten visuellen Stil bis zur erforderlichen Präzision, welche die Tastenkombinationen einfordern. Jeder Schlag muss sitzen, will ich es zu Lebzeiten ans Ende meiner Vendetta schaffen.



Hinterhältig: In «Sifu» stösst die süsse Rache auf Widerstand.



Abgesetzt: Krieg zwischen Russen und Ukrainern in der Oper «Mazeppa».

Klassik Kein Abend wie sonst

Peter König

Mazeppa: Oper von Pjotr Tschaikowsky.
Theater/Orchester Biel Solothurn. Abgesetzt.

An der Situation in der Ukraine trägt der Westen eine kollektive Mitschuld. Wladimir Putin wurde nur, was er ist, weil wir ihn so weit haben kommen lassen, in einem toxischen Mix aus lukrativen Geschäften, sportlichem Glanz und günstigem Gas, begleitet von bequemem Wegschauen bei Grosny und der Krim. Die Putintreue Gesinnung der russischen Staatskünstler Valery Gergiev und Anna Netrebko war okay, solange diese bei uns Häuser und Kassen füllten. Es ist etwas wohlfeil, die beiden jetzt abzusägen, denn ihre Einstellung hat sich ja nicht geändert. Geändert hat sich bloss unser Blick auf ihr Idol Putin, dessen Maske nun gefallen ist.

Der Krieg hat jedoch weitergehende Folgen für die Kultur. Die Debatte nimmt teils skurrile Formen an, wenn etwa Dostojewski aus dem Unterricht verbannt werden soll. Dass nicht alles so einfach ist, wie man beim Dirigenten und bei der Sopranistin gerne glaubt, zeigt das kleine Theater/Orchester Biel Solothurn (Tobs). Es gilt Kennern seit langem als Adresse für hochstehendes Musiktheater und findet überregionale Beachtung. Die letzte Premiere just am Tag nach Putins Überfall auf das friedliche Nachbarland erhielt eine geradezu historische Note.

Weshalb? Das hat vor allem mit der Handlung zu tun: Die Oper «Mazeppa» von Pjotr Iljitsch Tschaikowsky basiert auf dem Gedicht «Poltawa» von Alexander Puschkin. Die Schlacht von Poltawa entschied im Sommer 1708 den Nordischen Krieg zwischen Russen und Schweden zugunsten Moskaus; auf schwedischer Seite kämpften ukrainische Kosaken unter Mazeppa. Thema der Oper ist also ein Krieg zwischen Russen und Ukrainern. Am Tag nach Kriegsbeginn, in einem Schweizer Theater, dessen Orchester Mitglieder aus beiden Nationen hat. Mit vier von Intendant Dieter Kaegi eigens in Moskau rekrutierten russischen Gästen auf der Bühne.

Das Tobs war alert genug, den russischen Botschafter flugs auszuladen, und die Fassade des Hauses erstrahlte in Gelb-Blau. Kaegi – auch

Darf und kann man heute «Mazeppa» spielen, mit Interpreten aus Russland und der Ukraine?

Regisseur von «Mazeppa» – richtete gemessene Worte an das Publikum und versuchte, das Ganze einzuordnen, so gut eben möglich. Das Verdikt von Kritik und Publikum war klar: Der Abend war ein Erfolg. Der alte Theaterfuchs Kaegi war nicht der Versuchung erlegen, das Geschehen in die Gegenwart zu zügeln. Die Ansiedlung in den unverdächtigen 1950ern hätte normalerweise kaum Risiken geborgen. Aber reichte das? Jeder im Saal merkte sogleich: Das war kein Abend wie sonst. Opern spielen ja meist in fernen Ländern und Zeiten, Uniformen und Waffen sind normal, und all die Hingerichteten und Ermordeten ste-

hen am Schluss putzmunter vor dem Vorhang. Aber russische und ukrainische Soldaten auf der Bühne führen unweigerlich zur Frage: Darf und kann man heute «Mazeppa» spielen, mit Interpreten aus Russland und der Ukraine?

Rücksicht und Anstand

Intendant Kaegi gab sich in einem ersten Gespräch nach der Premiere zuversichtlich. Das Tobs war entschlossen, «Mazeppa» weiterzuspielen. Im Ensemble habe auch noch Harmonie geherrscht. Bald aber mehrten sich offenbar kritische Stimmen. Nach neuer Lagebeurteilung entschieden sich Theaterleitung und Stiftungsrat überraschend, alle weiteren Vorstellungen von «Mazeppa» zu streichen. So wird die Premiere zum Solitär, auch wenn zu hoffen bleibt, dass diese Ausnahmeproduktion unter einem günstigeren Stern wiederauferstehen kann.

Fragen bleiben offen, etwa zu den russischen Gastsängern. Was aber hat die Bieler Verantwortlichen zu einem so radikalen Schritt bewogen? Haben auch sie im Mainstream der Empörungskultur rückgratlos die Segel gestrichen und sind auf den Zug der Cancel-Culture aufgesprungen? Geht es gar gegen die Russen? Nichts davon. Selbst wenn so undifferenzierte Aktionen heute die Regel sein mögen, in Biel liegen die Dinge anders. Und zwar eben wegen der Handlung des Werks. «Mazeppa» ist nicht seine beste Oper, aber sie ist Tschaikowsky pur. Der grösste russische Komponist kann nichts für Wladimir Putin; auch ein Stalin hat an der Grösse seiner Musik nichts geändert. Für Dieter Kaegi ist klar, dass Tschaikowsky gespielt gehört, immer und

überall. Nicht nur der «Nussknacker» und «Eugen Onegin», sondern alles, auch «Ma-zepa». Möglichst bald wieder, aber nicht jetzt.

Für die Ukrainerinnen im Orchester dürfte es schwer zu ertragen sein, die Siegesmusik der Schlacht von Poltawa – das berühmte Zwischenspiel im dritten Akt – spielen zu müssen, wenn gleichzeitig die Russen zu Hause Raketen auf Wohngebiete abfeuern. So schade es um diese Aufführung und die famosen russischen Sänger auch sein mag – das geht jetzt einfach nicht. Das Tobs hat nicht billige und bequeme Cancel-Culture geübt, sondern aus Rücksichtnahme und Anstand einen schmerzlichen, aber unvermeidlichen Schritt getan.

Ausstellung Schweizer Wehrhaftigkeit Rolf Hürzeler

Leben im Bunker: Fort de Chillon, Veytaux (Montreux). Öffnungszeiten und Tickets: fortdechillon.ch

Achtung beim Einstieg in den Bunker! Die Mündung eines automatischen Gewehrs ist auf die Besucher gerichtet. Sollte es sich um unerwünschte Eindringlinge handeln, wären sie dem Feuer chancenlos ausgeliefert. Zumal der Wachposten auch mit Handgranaten ausgerüstet ist. Nicht mit richtigen natürlich, sondern mit gelben Tennisbällen als Attrappen. Und dem Gewehr fehlt der Verschluss. Hier gilt es zwar ernst, aber spielerisch.

Der ehemalige Bunker Fort de Chillon am Genfersee ist ein Museum, das an den Schweizer Wehrwillen im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg erinnert. Die Anlage im Innern des Felsens, gleich gegenüber dem berühmten Schloss, sollte den Durchmarsch feindlicher Kräfte am Genfersee entlang verhindern. Der Unternehmer Pierre Clément und seine Tochter Grace Jost haben den Bunker zu einem Museum mit szenografischen Technologien umgebaut. Das ist auch für überzeugte Zivilisten eine Erfahrung. Besonders in diesen unsicheren Tagen, wie Pierre Clément sagt: «Die Besucherzahlen sind seit dem Kriegsbeginn in der Ukraine sprunghaft gestiegen.» Viele wollen wissen, ob dieser Bunker im Notfall als Schutzraum genutzt werden könnte. «Hoffen wir, dass es nie dazu kommt», sagt Clément.

Mittelpunkt des Fort de Chillon ist der «Konkordiaplatz» oder, einfacher gesagt, die Militärkantine, wo sich einst die Armeeangehörigen verpflegten und heute ein Café eingerichtet ist. Die Speisekarte lockt mit einem Angebot, das an WK-Zeiten erinnert: «Le hot

dog du Petit Soldat» oder «Rösti nature et ragout de légumes». Gleich daneben ist die Küche untergebracht. Eine Videoproduktion zeigt, wie die Kochmannschaft eifrig Wurstsalat schnetzelt und dabei ein ziemliches Chaos anrichtet. Das alles in einem dreisprachigen Kauderwelsch, denn die Soldaten kamen einst aus allen Landesgegenden hierher.

Neben dem Witz ist das offenkundig Bedrohliche stets gegenwärtig. Das ist im spartanisch eingerichteten Operationssaal am deutlichsten spürbar – mit einem OP-Tisch, Materialkisten und ein paar chirurgischen Instrumenten. Im Hintergrund führt eine Tür in ein dunkles Kabinett mit unzähligen Diapositiven, die Kriegsverletzungen zeigen: «Einschusswunde linke Brust, schwache Blutung sichtbar. Der Verletzte ist klar ansprechbar, klagt über Schmerzen beim Atmen...» Da die Schweiz vom Krieg verschont blieb, kam es im Fort wahrschein-

Gegen Ausdrucksschwäche



lich kaum je zu Schussverletzungen, aber zumindest während des Zweiten Weltkriegs mussten nach Unfällen dennoch Eingriffe vorgenommen werden. Später wurden Verletzte in die umliegenden Spitäler verlegt.

Beim Gang durch die Anlage wird deutlich, wie wichtig die menschliche Seite dieser bitterernsten Lokalität ist. Dies illustriert eine Videoinstallation im Waschraum mit einer Slapstick-Einlage zwischen zwei Soldaten, die sich beim Rasieren eine Schaumschlägerei im wörtlichen Sinn liefern. Ein paar Einstellungen später stimmen sie mit ihren Kameraden in die Westschweizer Älplerhymne «Le Ranz des vaches» ein – mit der Hand auf dem Herzen. Das Emotionale als das Verbindende beim Überleben im Bunker.

Jazz Gedenken ohne Weihrauch Peter Rüedi

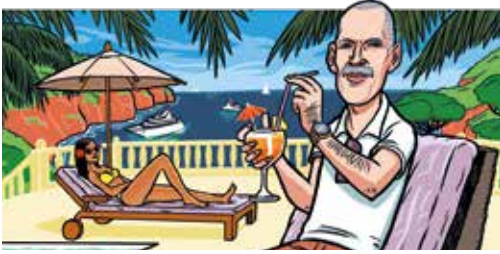
Matthias Spillmann, Christoph Grab, Hans-Peter Pfammatter, Lukas Traxel, Lionel Friedli: Motian Mythology. (Klactovee Edition / Anuk Label) Klacto 7

Veranstaltungen, in denen Nachgeborene grossen Vorbildern ihre Verehrung zu Füßen legen, sind eine zweischneidige Angelegenheit. Einerseits sind solche Hommagen ein naheliegenderes Resultat der Einsicht, dass nichts von nichts kommt, ein Bekenntnis zur Kontinuität; andererseits ist das Risiko gross, dass der Verehrer am Verehrten gemessen wird und Ersterem der Mantel des Altvorderen peinlich lose um die Schultern schlottert. Den entscheidenden Punkt hat auch in diesem Fall Goethe formuliert (der gegenüber Eckermann im Übrigen nie Zweifel darüber hat aufkommen lassen, «wie viel ich meinen Vorlebern verdanke»): dass Vorbilder «nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben» seien.

Wenn sich ein Quintett von Schweizer Musikern der mittleren Generation mit der «Motian Mythology» befasst, werden sie daran gemessen, ob es ihnen, gerade bei diesem grossen Schlagzeuger, um den Geist geht und nicht um den Buchstaben. Von Paul Motian (1931–2011), bekanntgeworden zuerst als Drummer im Trio des Pianisten Bill Evans um 1960, sagte sein späterer Partner Joe Lovano nicht weniger als «He opened up the feeling in music». Motian spielte als Schlagzeuger den Puls, nicht das Metrum; er löste es auf und beschwor, umkreiste es. Er riss Räume auf, für seine Partner ebenso wie für seine Zuhörer, und wurde so, über die rhythmische Dimension hinaus, zu einem Pionier der offenen Form. Und das bei einer grossen Liebe für die Magie der Melodie. In diesem Sinn war er, nicht unähnlich Ornette Coleman, ein gefühlvoller Avantgardist.

Das haben Lionel Friedli (mit seiner freifliegenden Perkussion natürlich am engsten beim Vorbild), der offene und inspirierte Trompeter Matthias Spillmann, der Tenorsaxofonist Christoph Grab (melodisch eindringlich und flexibel), ein vielfarbig funkelnder und subtil schattierter Hans-Peter Pfammatter am Piano und als ebenso solides wie bewegliches Fundament Lukas Traxel am Kontrabass – das hat dieses ungemein frische Quintett in einer eintägigen Studio-Session «auf die alte Art» (fünf Titel von Motian, dazu Scott LaFaro's «Gloria's Step» und Gershwin's Standard «Liza») beispielhaft begriffen. Paul Motian's «Spirit», auch in den hymnischen Aufschwüngen lebendig und ohne jeden *pompe funèbre*.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Bambi

Mark van Huissing

Falls ich mich richtig erinnere, war ich sechs, als ich «Bambi», den Walt-Disney-Zeichentrickfilm, erstmals sah. Aus Erzählungen meiner Mutter weiss ich, dass es mich sehr traf, als darin die namenlose, aber liebe Mami des Hirschkalbs von Jägern abgeschossen wurde, und ich heftig weinte. Meine Mutter kam zum Schluss, ich sei wohl noch zu jung für den Film. Das stimmte möglicherweise, ich war aber kein Einzelfall – Steven King bezeichnete «Bambi» als den ersten Horrorstreifen, den er sah. Und Pauline Kael, Filmkritikerin des *New Yorker*, behauptete, *scary movies* für Erwachsene hätten Kinder nie so verängstigt wie «Bambi».

Die Geschichte wurde nach dem *Disney-treatment* zum Klassiker sowie zum liebsten Film von Walt *himself*, nebenbei erwähnt, plus zu einem der bestgemochten Filme der Geschichte beim breiten Publikum. Der Erfolg sorgte dafür, dass das Buch, auf dem die Kinofassung lose fusst (und noch düsterer ist als dieses), später in Vergessenheit geriet. Ähnlich wie der Schriftsteller, der es schrieb.

Dabei handelte es sich um Sigmund Salzmann, geboren 1869 in Ungarn, dessen Eltern nach seiner Geburt aus dem Land zogen und sich mit ihm in Wien niederliessen, wo Juden neuerdings die Bürgerrechte offenstanden. Während der Fin-de-Siècle-Jahre, er nannte sich inzwischen Felix Salten, suchte er die Kaffeehaus-Gesellschaft des sogenannten Jung-Wiens, einiger Künstler. Der Unterschied zu Arthur Schnitzler, Arnold Schönberg, Stefan Zweig oder Karl Kraus: Salten musste für sein Leben, plus das seiner Frau(en) und Kinder, mit selbstverdientem Geld zahlen, er versuchte, dies als Lohnschreiber zu tun (ich ziehe meinen Hut vor ihm).

«Ein überraschender Autor für ein berühmtes Kinderbuch – schrieb er doch auch einen berühmten Kinderporno», urteilt Pulitzerpreisgewinnerin Kathryn Schulz im *New Yorker*. Vor «Bambi – Eine Lebensgeschichte aus dem Walde» veröffentlichte er vermutlich «Josefine Mutzenbacher – Die Geschichte einer Wienerischen Dirne» (offiziell von ihr selbst erzählt).

Einer mit Sicherheit aber, dessen Leben genug hergibt für eine lesenswerte Biografie, «Felix Salten: Man of Many Faces» von Beverley Driver Eddy (ferner erschien jüngst eine neue englische «Bambi»-Übersetzung, die zweite erst seit 1928). Salten – Sie wissen's vielleicht, für mich war es News – starb 1945 in Zürich, wo er 1939 eine Aufenthaltsbewilligung bekommen hatte (unter der Auflage, keiner journalistischen Tätigkeit nachzugehen). Er war von Geldnot geplagt, die «Bambi»-Rechte hatte er für 1000 Dollar verkauft. Was wohl damit zu tun hatte, dass die Lebensgeschichte aus dem Walde zuvor von den Nationalsozialisten verboten worden war, da die Zensierer darin einen Vergleich mit der Behandlung der Juden in Europa erkannten. Was Saltens Absicht gewesen sein kann oder auch nicht. Der Schreiber war Jäger und wollte Leser über das wahre Wesen der Natur belehren – ein Ort, an dem es immer um Leben und Tod geht.

Sollten Sie, wie ich, bevor ich mich für diese Spalte kundig machte, «Bambi» ebenfalls als kleines Kind letztmals gesehen haben, hier kurz, worum's geht: Nachdem Bambi (kein Rehbock, weil solche nicht vorkommen in

«Ein überraschender Autor für ein berühmtes Kinderbuch – schrieb er doch auch einen Kinderporno.»

Amerika, sondern ein Weisswedelhirschkalb) seine Mutter verloren hat, findet er, inzwischen halbwüchsig, eine junge Hirschkuh mit Namen Feline. Diese verteidigt er gegen einen anderen Hirsch, dann rettet er sie vor einer Jagdhundemeute und schliesslich aus dem brennenden Wald.

Nach diesen Anstrengungen rückt Bambi seinem *absentee*-Vater – dem Platzhirsch mit prachtvollem Vierzehn-oder-so-Ender-Geweih, doch meist entfernt auf einem Felsvorsprung thronend und mit eher existenzialistischer Haltung («Deine Mami ist tot, zeig Stärke, du

bist allein») – nach. Und also weg von Hirschfrau sowie Nachkommen. Worauf sich die Geschichte wiederholt. Bis 2006 jedenfalls, als der zweite, der heutigen politisch korrekten Sicht auf gemeinsame Elternarbeit entsprechende Teil rauskam.

Nun Service: Soll man Disneys «Bambi» kleinen Kindern zeigen? Grosse Frage. Ich warte vorerst zu damit – mein Sohn ist fünf –, in ein, zwei Jahren wagen wir den Versuch, denke ich. Bis dorthin sollte ich die nötigen Erklärungen liefern können; mal sehen, wie's in der Ukraine weitergeht.



UNTEN DURCH Fahrschüler

Linus Reichlin

Im Umgang mit Fahrschülern zeigt sich, ob man ein guter Mensch ist oder nicht. Oder anders gesagt: Es ist leicht, ein guter Mensch zu sein, wenn man in einer Stadt lebt, in der es nur fünf Fahrschulen gibt. Lebt man aber in Berlin im Bezirk Tempelhof, ist es unmöglich, ein guter Mensch zu bleiben! Wenn man auf jeder Strasse zu jeder Zeit zwei oder drei in Warnfarben lackierte Wagen mit der Aufschrift «Fahrschule Schneckentempo & Motorabwürgen» vor sich hat, verwandelt man sich mit der Zeit in ein Ungeheuer. Die Fahrschüler können natürlich nichts dafür, dass man sie so hasst.

Mein Gott, es sind blutjunge Menschen mit extrem vielen Schweissdrüsen, die während der Fahrstunde alle weit offen stehen wie die Überdruckrohre eines Wasserkraftwerks. Wenn man mal einen Blick durch das von Angstdampf beschlagene Fahrerfenster wirft, sieht man darin einen bleichen, noch ganz kindlichen Menschen, der einen mit weitaufgerissenen Augen anblickt, weil ihm der wütende Klang der Hupe

noch in den Knochen steckt. Zum ersten Mal hat er erlebt, was es bedeutet, von einem cholerischen Verkehrsteilnehmer dauerangehupt und danach auch noch verbal beleidigt zu werden. Meistens reicht es allerdings schon, diesen armen Anfängern im Vorbeifahren den Mittelfinger zu zeigen. Dann verlieren sie jeglichen Mut und bleiben mitten auf der Strasse stehen, sodass sie nun vom nächsten Hintermann angehupt werden.

Die Fahrschüler haben nun das Gefühl, dass sie nie lernen werden, wie man Auto fährt, dass es ihre Fähigkeiten bei weitem übersteigt. Sie können sich in diesem Moment gar nicht vorstellen, wie ein Mensch es überhaupt schaffen kann, gleichzeitig den Blinker zu setzen und Gas zu geben. Es kommt ihnen vor, als stünden alle, die mühelos an ihnen vorbeifahren, in der Gnade Gottes – nur sie nicht. Sie verstehen nicht, warum ihre Eltern ihnen verschwiegen haben, dass nur besonders talentierte Menschen – Genies wie Einstein – rückwärts einparkieren können, ohne fünfzehn Mal viel zu schräg in die Lücke hineinzufahren und beim sechzehnten Versuch mit beiden Hinterrädern auf dem Trottoir zu stehen. Ich verstehe ja, dass diese jungen Menschen das Gefühl haben, nicht in einem Auto, sondern in einer Lokomotive zu sitzen, die sie nun durch die furchtbaren engen Strassen manövrieren müssen, während der Fahrlehrer dauernd «Schulterblick!» sagt. Niemand schaut gern über seine Schulter, wenn er selbst beim Vorwärtsblicken das Fahrzeug nicht beherrscht.

Für all das habe ich, wie gesagt, Verständnis, denn ich bin nicht von Natur aus böse. Aber es gibt in Tempelhof einfach zu viele dieser überforderten Nachwuchs-Unfallverursacher. Ich sage immer: «Eine Lebensmittelmotte wird toleriert.» Aber wenn es mehr sind, rolle ich den Ikea-Katalog zusammen. Der Mensch ist nun mal seinem Wesen nach so lange gut, bis es vorteilhafter ist, böse zu sein. Man ist als Homo sapiens von Geburt an Pragmatiker – und, nicht zu vergessen, Statistiker. Wenn vor einer Supermarktkasse nur drei Leute stehen, lasse ich ein altes Mütterchen, das nur eine Tube Zahnpasta im Einkaufswagen hat, weil es den Einkaufszettel zu Hause vergessen hat und sich nicht mehr erinnert, was es sonst noch so alles gebraucht hätte – diesem Mütterchen lasse ich also gern an der Kasse den Vortritt, obwohl es meine Freundlichkeit schon kurz nach dem

Bezahlen wieder vergessen haben wird. Egal, Hauptsache, ich selbst erinnere mich, was für ein guter Mensch ich bin. Stehen vor der Kasse aber zehn Leute, sage ich zu dem Mütterchen, wenn es mich fragt, ob ich ihm den Vortritt lasse: «Wenn Sie nicht vergessen hätten, was Sie alles kaufen wollten, würden Sie mich das gar nicht fragen. Also, hopp, zurück zu den Regalen!»



FAST VERLIEBT Unüberbrückbare Differenzen

Claudia Schumacher

Letzte Woche, als ich nach einem Ukraine-Solidaritätsabend das Theater verlasse, bin ich so gestresst von der Weltlage, dass ich eine freundlich wirkende Frau auf der Strasse um eine Zigarette bitte. Auch sie kommt aus dem Theater. Wir bemerken, dass wir in dieselbe Richtung müssen, und gehen ein Stück gemeinsam. «Ja, das alles ist schrecklich», sagt sie. «Dieser Krieg hat mich bereits um meine Wohnung gebracht!»

Ich frage, wie das komme, und sie erzählt, dass sie und ihr Freund sich in den letzten Jahren voneinander entfremdet hätten.

«Von Anfang an hatten wir unterschiedliche Ansichten», erinnert sie sich. Er habe konservativer getickt. Etwa beim Thema Kinder. Nur Frauen könnten sich um Babys und Kleinkinder kümmern, Männer seien da fehl am Platz, fand er. «Vielleicht war es naiv von mir, aber damals habe ich über so was gelacht», sagt sie. Er sei halt ihr Brummbär gewesen, manchmal etwas übellaunig. Im Grunde aber ein Lieber. Dann kamen Trump, Greta und Corona – sie und ihr Partner drifteten auseinander wie Eisbären auf zwei Schollen desselben zerbröckelnden Eisbergs.

«Das ist traurig», sage ich: «Wenn wir uns nicht mal im Privaten die Hand reichen können, wie sollen wir dann als Gesellschaft verhindern, dass wir vollends in zwei Teile zerfallen?»

Sie nickt. «Das habe ich auch lange gedacht und mich um Auseinandersetzung bemüht.» Nur sei ihr Partner zunehmend irrational geworden. So habe er nicht gewollt, dass sie sich gegen Corona impfen lasse: Er glaubte, sie könne dadurch unfruchtbar werden. Er habe ihr irgendwelche Scharlatane von Youtube unter die Nase gehalten, sei ihr dauernd mit seinen wissenschaftsfeindlichen «alternativen Fakten» gekommen. «Bei jeder entscheidenden Frage unserer Zeit musste er geradezu zwanghaft auf der falschen Seite stehen!», ruft sie.

«Und dann hat er dich einfach aus der gemeinsamen Wohnung geworfen?», frage ich empört. «Nein, das nicht», entgegnet sie. Nach zwei Pandemie Jahren sei sie die Reibungsverluste einfach so leid gewesen, dass sie sich im Dezember von ihm getrennt habe. Sie hätten sich darauf geeinigt, dass sie weiter zusammen wohnen, bis beide eine neue Bleibe haben. «Aber dann hat er Putin verteidigt!» – sie scheint es noch immer kaum fassen zu können. Selbst, als Putin sein Begehren der Ukraine mit einem Vergewaltigungsscherz garnierte, habe ihr Ex noch gefunden, sie solle sich mal nicht so haben. «Da konnte ich nicht mehr mit ihm unter einem Dach leben», findet sie. Vorübergehend wohnt sie bei einer Freundin.

«Ich will das auch nicht, diese Spaltung unserer Gesellschaft», sagt die Frau und steckt sich eine letzte Zigarette an: «Aber es gibt nun mal Differenzen, die lassen sich einfach nicht überbrücken.»



«Einerseits ist es toll, dass wir unser Haus komplett vernetzt haben...»



FRAUEN

Jill Biden

Amerikanische First Ladies gibt es in verschiedenen Ausführungen: Trophäen (Melania Trump, Jacqueline Kennedy), Cheerleader (Nancy Reagan, Barbara Bush) und Partner (Eleanor Roosevelt, Hillary Clinton). Wie Michelle Obama scheint Jill Biden eine Mischung dieser Typen zu sein: attraktiv, unterstützend und spritzig.

Sie sieht aus wie ein *California girl*, stammt aber aus Philadelphia, ihr einer Grossvater gar aus Sizilien. Sie wuchs agnostisch auf und liess sich mit sechzehn als Presbyterianerin konfirmieren; sie hat einen Bachelor in Englisch und einen Doktor in Pädagogik; unterrichtete Englisch an Highschools und in einer psychiatrischen Klinik. Mit fünfzehn jobbte sie als Kellnerin, und heute ist sie die erste First Lady, die als Angestellte arbeitet, während ihr Mann im Amt ist. Sie hat ihre Memoiren und zwei Kinderbücher veröffentlicht. Und eine Zeitschrift meinte: «Vielleicht ist Jill Biden Joe Bidens grösster politischer Trumpf.»

Ihr einziger Fehler scheint zu sein, dass sie mit ihm verheiratet ist, diesem Mädchentätschler und Translobby-Förderer. Manchmal wirkt sie, als wäre sie seine Betreuerin. Die sonnengeküssten Obama-Jahre scheinen unendlich fern zu sein. Aus «Yes, we can» ist «No, we can't, denn der Präsident macht gerade ein Nickerchen» geworden. Angesichts der Lebhaftigkeit seiner Frau und seiner Vizepräsidentin wirkt Joe Biden wie ein verwirrter Greis, der zwischen zwei Krankenschwestern hin und her geschoben wird. Wenn im Falklandkrieg, wie ein Witzbold sagte, sich zwei Glatzköpfe um einen Kamm stritten, kämpften mit Trump und Biden zwei Impotente um ein Kondom. Es stimmt einen nachdenklich, wie schwach die USA und ihre Präsidenten geworden sind, egal, wie attraktiv, unterstützend und spritzig zumindest die eine Frau sein mag.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Piratenschiff inklusive

Es ist eines der exklusivsten Rückzugsgebiete für die Prominenz. Jetzt wird auf einer kleinen karibischen Privatinsel etwas frei.



«Einfach rumhängen»: Traum-Anwesen auf Parrot Cay.

Es stehen bloss etwa ein Dutzend Häuser auf Parrot Cay. Eines davon kann man jetzt kaufen. Parrot Cay? Dieser winzige Fleck in der Karibik gehört zu den britischen Turks- und Caicosinseln und befindet sich knapp tausend Kilometer südöstlich von Miami. Seit 1998 ist der gut vier Quadratkilometer grosse, vom Meer umspülte Landstrich in Privatbesitz. Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards, seines Zeichens Vorbild für Johnny Depps Rolle als Jack Sparrow in «Pirates of the Caribbean», soll einmal gesagt haben, er würde, falls der Tod käme, mit seiner Familie dorthin ziehen, um «einfach rumzuhängen».

Bruce Willis heiratete hier

Die angebotene Anlage mit einer Wohnfläche von rund 1300 Quadratmetern befindet sich auf einem zirka 29 000 Quadratmeter grossen Gelände. Sie besteht aus einem Haupthaus, einem Pavillon und mehreren mit Holzstegen verbundenen Gästewohnungen.

Insgesamt verfügt das kleine, asiatisch inspirierte Ferienresort über zwölf Schlafzimmer, einen Yogaraum, einen Spielplatz samt Piratenschiff für Kinder, ein Volleyball-

feld, vier Swimmingpools samt Planschbecken. Der private Rückzugsort am Traumstrand gehörte einmal Hollywood-Star Bruce Willis («Die Hard»). Er heiratete dort seine maltesische Freundin Emma Heming.

Selbst ist die Frau

Die jetzigen Besitzer sind zwar nicht so berühmt, ihr Lebenslauf hat aber fast noch mehr Klasse. Mark und Robyn Jones sind seit der Highschool ein Paar, hatten sechs Kinder, Mark – eigentlich Lastwagenfahrer – schloss die Harvard Business School ab, sie – frustriert vom arbeitsintensiven Berufsleben ihres Mannes – rief eine Versicherungsagentur ins Leben, Mark stiess später ebenfalls dazu. Er hatte zuvor für den Unternehmensberatungsriesen Bain & Company gearbeitet.

Heute gehören die beiden mit ihrem Unternehmen Goosehead Insurance zu den reichen Leuten Amerikas. Ihr Anwesen kann man nun für 37,5 Millionen Dollar kaufen. Damit wäre es das teuerste Haus auf den Turks- und Caicosinseln. «Buy hard», kommentierte die *New York Post* die Ausschreibung der Immobilie.

David Dimitri

Er wurde quasi in der Manege geboren. Heute tourt er mit seinem Zirkuslastwagen um die Welt und unterstützt Kulturschaffende in der Schweiz.

Weltwoche: Herr Dimitri, Sie kommen zum Interviewtermin mit dem Einrad. Weshalb?

David Dimitri: Das wird garantiert nicht geklaut – weil kaum jemand damit wegfahren kann. Die ewige Suche nach dem Gleichgewicht ist für mich aber auch eine Metapher auf das Leben. Wer übt, hat es einfacher. Und mit dem Alter fällt einem vieles leichter.

Weltwoche: Welche Verkehrsmittel benutzen Sie sonst noch?

Dimitri: Einen Fiat Cinquecento. Und während der Pandemie habe ich in Kalifornien den Pilotenschein für einmotorige Flugzeuge gemacht. Das war eine faszinierende Zeit. Und von oben sehen all unsere Probleme klein und nichtig aus.

Weltwoche: Sie pendeln zwischen ihrem Hauptwohnsitz in der Zürcher Altstadt und Verscio bei Locarno, aber touren um die ganze Welt. Wo sind Sie zu Hause?

Dimitri: Ich besitze einen alten Lastwagen und einen rostigen Container – und damit gehe ich auf Tournee. Ich bin mein eigener Chef und selber mein einziger Angestellter. Das erspart mir Personalkosten und lange Entscheidungswege. Meine Show «L'homme cirque» ist als originelle, zeitgenössische Zirkusaufführung gedacht, die Akrobatik mit Humor und Poesie verbindet.

Weltwoche: Ihr Vater war als Clown eine Legende. Welche Erinnerungen verbinden Sie mit ihm?

Dimitri: Er war extrem prägend für mich. Ein grosses Vorbild! Ich sah ihn täglich trainieren. Er war mein grösster Unterstützer und hat mich pausenlos ermutigt. Er zeigte mir und meinen Geschwistern, dass die Bühnenkunst ein ehrenvoller Beruf ist. Nach seinem überraschenden Tod bin ich extrem unter die Räder gekommen.

Weltwoche: Was haben Sie von ihm gelernt?

Dimitri: Neben dem fürsorglichen Umgang mit anderen Menschen auch die Wertschätzung

kleinster Dinge bis hin zur Pflege der Requisiten. So verwende ich bis heute eine Harmonika von 1971, die immer noch funktioniert. Mein Vater hat mich auch gelehrt, nie aufzugeben. Ich hatte früher nicht so einfache Zeiten in der Kreation meines Bühnenprogramms. Oft plagten mich Selbstzweifel, und ich war unsicher, ob das Publikum mich überhaupt sehen wollte. Doch tief drinnen hatte ich stets die Überzeugung, etwas richtig zu machen. Diesen Glauben hat mir mein Vater vererbt. Seine Meinung war mir wichtig. Er sah in allem stets das Positive.

Weltwoche: Heute führen Sie im Tessin das Teatro Dimitri, das «Ristorante Teatro Dimitri», das Museo Comico und die Casa del Clown. Welche Emotionen verbinden Sie mit diesem Ort?

Dimitri: An die Eröffnung von 1971 erinnere ich mich, als wenn es gestern gewesen wäre. Wir waren schon ein Jahr zuvor mit meinem Vater unterwegs auf Tournee mit dem Circus Knie, und ich hatte dort als Siebenjähriger meine allerersten Auftritte. Nur unsere Mutter Gunda kam nicht mit, weil sie schon mit den Vorbereitungen beschäftigt war und Tag und Nacht Wände strich.

Weltwoche: Nicht mehr in der Hand der Familie ist dagegen die Accademia Dimitri – weil sie seit ihrer Anerkennung als staatliche Hochschule extern geleitet wird. Nun soll sie Verscio verlassen. Was macht das mit Ihnen?

Dimitri: Es ist wie ein Schock. Mein Vater musste dies glücklicherweise nicht mehr miterleben, es hätte ihn gebrochen. Er hätte aber auch gesagt: «Gut, dann machen wir halt etwas anderes.» Wenn die Schule umzieht, hat es wieder ganz viel Platz für neue Dinge – kreativ sein, wieder selber Kurse geben! Die ganze Familie wird diesen zauberhaften Karren zusammen durch die Kulturlandschaft ziehen und das Erbe unseres Vaters weiterleben lassen.

Weltwoche: Und Sie sind der künstlerische Leiter des Salzburger Winterfests. Was bedeutet dieses Engagement für Sie?

Dimitri: Es macht mich enorm stolz. Dass mir diese Chance geboten wurde, ist eine grosse Ehre.

Thomas Renggli



«Ewige Suche nach dem Gleichgewicht»: Artist Dimitri, 2007 und heute.

David Dimitri, 59, Sohn des berühmten Schweizer Clowns Dimitri (1935–2016), trat 1970 erstmals im Circus Knie auf. Er war unter anderem in Opern zu sehen, hatte eine Hauptrolle beim Cirque du Soleil und spielte im Hollywoodfilm «Annie» (1982) von John Huston mit.



Grosser Wurf

Restaurant Sablier, The Circle 23,
8058 Zürich-Flughafen, Tel. 044 521 99 99

Der internationale Flughafen in Zürich hat auch schon bessere Zeiten gekannt als die der Pandemie oder die des Krieges in Osteuropa. Und aus dieser Sicht hat der Circle – dieser urban und verkehrstechnisch grosse Wurf – sicher einen besseren Start verdient. Eine hervorragende Landung hat allerdings die Segmüller-Collection mit ihrem Restaurant «Sablier» hingelegt: ein *Roof*top-Restaurant mit einem grossartigen Design, einem – dank hoher Räume – wunderbaren Raumgefühl, einem herausragenden kulinarischen Angebot und einer perfekten, eleganten Bedienung unter der Direktion von David Flückiger (früher im «Adlisberg»). Wer nicht bis nach Kloten fahren mag, kann sich als Vorgeschmack auf die



Stimmung und die Gestaltung des «Sabliers» im neuen «Roof»top zuoberst im Globus City an der Bahnhofstrasse, das ebenfalls zur Segmüller-Collection gehört, ein Appetithäppchen von dieser Atmosphäre gönnen. Wer nicht wegfliegen will, bekommt hier doch einen Hauch der grossen, weiten Welt zu spüren.

Die Küchenbrigade unter Andreas Medewitz bietet ebenfalls ein sehr ansprechendes, sowohl innovatives wie klassisches Programm. Es orientiert sich in weiten Teilen an der fran-

zösischen Küche. So kann man gut mit einigen Austern starten oder mit einem Tatar von Jakobsmuscheln. Aber auch der Nüssli-salat – Pardon: «Salade de mâche» – und die Champignoncrème sind hervorragend.

Bei den Entrées hatten wir alle, egal, ob mit einem Hummerschwanz, einer Entenleberterrine oder einer Form von Onsen-Ei mit Trüffeln, das Gefühl, am besten ausgewählt zu haben. Was die Hauptgänge anbelangt – die Auswahl reicht von Bouillabaisse über Filets von Rind und Kalb, Entenbrust, Lammschulter bis zu einer «Sole sautée au beurre blanc» –, hat uns ebenfalls alles, für das wir uns entschieden hatten, begeistert. Einziger Kritikpunkt: Die Saucen werden in separaten Krüglein serviert, aber einfach auf die Teller geleert. Der Witz des eigenen Gefässes ist eigentlich, dass man selbst entscheiden können sollte, ob und wie viel des gereichten Jus man will.

WEIN/PETER RÜEDI

Der andere Nebbiolo

Tenuta Scerscé (Cristina Scarpellini).
Nettare. Rosso di Valtellina DOC 2018/19.
12,5 % V. Vinothek Brancaia, Zürich. Fr. 18.90.
www.vinothek-brancaia.ch

Mit Klassierungen habe ich so meine Probleme. Schon die im Weingeschäft längst unumgänglichen Punktesysteme, mit denen renommierte Juroren Weine bewerten, wollen mir bei einer Materie, bei deren Beurteilung so viel vom subjektiven Eindruck, von persönlichen Vorlieben und ja: auch von der Tagesform des Degustators oder einfachen Trinkers abhängt, nicht viel mehr als grobe Annäherungswerte liefern. Nicht zuletzt haben sie den Effekt, dass der ohnehin eingeschüchterte Konsument erst recht nicht mehr zu seinem eigenen Geschmack zu stehen wagt.

So viel vorab, wenn wir nun die Behauptung hinterfragen, es gebe nicht nur noblere und kommunere Weine, sondern auch wichtigere und belanglosere Traubensorten. Natürlich ist man geneigt, dem hochkompetenten Standardwerk «Wine Grapes» von Robinson/Harding/Vouillamoz



zuzustimmen, wenn wir da lesen: «Nebbiolo wird nur noch von Pinot noir erreicht, wenn es um die Fähigkeit geht, die Subtilitäten verschiedener Terroirs auszudrücken.» Aber was ist, nur zum Beispiel, in der Beziehung mit burgundischem Chardonnay, deutschem Riesling, Syrah oder Viognier von der Côte-Rôtie?

Zweifellos: Auf den Böden der Alta Langa macht die Nebbiolo-Traube in Form von Barolo und Barbaresco einige der hinreissendsten Weine Italiens und damit der Welt. Aber die aristokratische Sorte des Piemonts hat auch ihre bescheidenere Cousine, die «Nebbiolo delle Alpi» in der Valtellina, dem Veltlin, dort bekannt unter dem Namen Chiavennasca. Es sind andere Klone, gezogen auf anderen, eher granitene Böden an steilen Hängen, in einem für die spätreifende Sorte herausfordernden

Klima. Die Rede ist da gelegentlich von «heroischem Weinbau». Allein, nach einer schwierigen Periode ist neben ein paar alten Hütern der Flamme eine neue Winzer(innen)-Generation im Begriff, dem Veltliner Nebbiolo eine in den benachbart bündnerischen «Stägafässli» versauerte Würde zurückzugewinnen. Cristina Scarpellini, von Haus aus Juristin, hat vor etwas mehr als zehn Jahren ihre Leidenschaft für diesen anderen Nebbiolo entdeckt und macht heute mit ihrer Tenuta Scerscé, einem Betrieb mit Sitz bei Tirano und mit heute gerade mal sieben Hektaren zum Teil gepachteten Reben, auf ihre Weise grosse Weine, beraten vom toskanischen *flying winemaker* Attilio Pagli.

Schon ihr Basiswein «Nettare» ist ein solcher: schlank, kompakt, knackig. Duft von Blumen (Rosen, Veilchen), Aromen von wilden roten Früchten, attraktive Würze; tolle Säure, gutes Skelett. Unverkennbar Nebbiolo, wenn auch ein bisschen leichter als die prestigebeladenen Vetter aus dem Piemont. Ausgebaut im Stahl- und Betontank, ist er ungemein frisch. Elegant und *terre à terre* zugleich. In der Version 2018 ebenso wie in der aus dem Jahr darauf.

Traumland der Abenteuer

Wenn es darum geht, feste Strassen zu verlassen, ist der Jeep Wrangler 4xe Rubicon das Mittel der Wahl.



Zu den unerfüllten Träumen meines Lebens als Autofahrer gehört die Bezwingung des Rubicon-Trails in der eindrucksvollen Landschaft um den Lake Tahoe, Kalifornien. Das ist so etwas wie der Mount Everest für Offroad-Fahrer, der Achttausender unter den Strecken, die mit einem serienmässigen Personenfahrzeug durchfahren werden können. Ich habe mir auf Youtube Filme angeschaut, auf denen Leute in ihren robusten SUV buchstäblich über Stock und Stein kriechen. Es sind lange Minuten voller Drama und Adrenalin, ein Gelände-Thriller mit Happy-End.

Fairerweise muss man sagen, dass es kaum möglich ist, diesen früheren, etwa vierzig Kilometer langen Postweg aus dem 19. Jahrhundert mit einem modernen Offroad-Fahrzeug, aber ohne fachkundige Anleitung zu schaffen. Zurzeit ist der Lake Tahoe allerdings ohnehin weit weg, der Rubicon-Trail bleibt bis auf Weiteres ein in vielleicht etwas zu grellen Farben ausgemalter Traum.

Als ich letzte Woche mit dem Jeep Wrangler 4xe Rubicon unterwegs war, wirkte das Abenteuer aus der Position auf dem Fahrersitz aber, als läge es innerhalb der Grenzen des Machbaren. An jeder Baustelle, die ich passierte, dachte ich zwei, drei Sekunden lang darüber nach, wie es wohl wäre, wenn ich den Rubicon jetzt im Schrittempo über die aufgetürmten Erd- oder Schotterhügel lenken würde. Am Ende blieb es beim immerhin tröstlichen Gedanken, dass ich gekonnt hätte, wenn ich gewollt hätte.

Der Jeep Wrangler Rubicon wurde letztlich nur dafür gebaut, um den Rubicon-Trail zu be-

zwingen. Alles an diesem Geländewagen ist auf unerschütterliche Robustheit ausgelegt. Die Dachteile lassen sich ebenso entfernen wie die Türen, und vermutlich wäre der Wagen auch dann noch funktionstüchtig, wenn einem unterwegs ein Felsbrocken aufs Dach gefallen wäre. Die mächtigen 32-Zoll-Geländereifen mit extra grobem Profil rollen zwar auf fein asphaltierten Strassen etwas unstet, aber der Abenteuerfahrer will schliesslich jederzeit hinaus in die Wildnis steuern können.

Auch wenn der Jeep Wrangler ein wenig wie ein Gigant aus einer anderen Zeit auftritt, ist die Antriebseinheit mittlerweile sehr aktuell. Der Rubicon als Plug-in-Hybrid lässt sich an der Steckdose aufladen und ist mit einem Elektro- sowie einem Turbo-Benzinmotor ausgestattet, die zusammen 380 PS und ein maximales Drehmoment von 637 Nm freilegen können. Dazu kommen natürlich herausragende Offroad-Eigenschaften mit fast zehn Zoll Bodenfreiheit, 762 Millimeter Wattiefe, Sperre an der Vorder- und Hinterachse und einer speziell dicken Frontscheibe aus «Gorilla-Glas».

Der nächste Adrenalinstoss ist im Wrangler immer nur einen Druck auf den entsprechenden Kippschalter entfernt, der das Getriebe vom Alltagszustand auf «Abenteuerland» umschaltet.

Jeep Wrangler 4xe Rubicon

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, E-Motor, 8-Gang-Automatik; Leistung: 380 PS/280 kW; Hubraum: 1995 ccm; max. Drehmoment: 637 Nm/3000 U/min; Verbrauch: 4,1 l/100 km; elektr. Reichweite: 53 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 156 km/h; Preis: ab Fr. 88 375.–



OBJEKT DER WOCHE

Mini-Mars macht mobil

NWA 12 690

Wert: 500 000 bis 800 000 Dollar

Ob es Leben auf dem Mars gibt, wissen wir nicht. Selbst David Bowie alias Ziggy Stardust fand keine Beweise und setzte hinter den Titel seiner Science-Fiction-Ballade ein Fragezeichen: «Life on Mars?»

Keinen Sternenstaub, aber ein ganzes Stück des Erde-ähnlichen Planeten gab es kürzlich bei Christie's online zu ersteigern. Solche Splitter gelten auf unserem Planeten als besonders rar. Man fragt sich also: Wie kam der Meteorit hierher? Hunderte von Wissenschaftlern beschäftigten sich mit der Herkunft des 9,085 Kilogramm schweren Klumpens. Sie gehen davon aus, dass ein Asteroid auf den Mars prallte und dadurch etwas von der Marsoberfläche in die Erdumlaufbahn geschleudert wurde. Mindestens ein Stück landete schliesslich in der Sahara, nicht weit von Mali entfernt. Dort entdeckte es ein Nomade am 16. Dezember 2018.

Wer kauft es?

Der vulkanische Stein mit der Bezeichnung NWA 12 690 ist das drittgrösste Marsteilchen, das sich je auf der Erde befand. Es misst 233×244×154 mm. Zusammen mit anderen ausserirdischen Objekten wurde NWA 12 690 vor rund zwei Wochen zur Versteigerung angeboten. Beim Auktionshaus ging man von einem Wert von 500 000 bis 800 000 Dollar aus. Die hochexklusive Marssubstanz fand jedoch keinen Käufer.

Benjamin Bögli



Südseeräume:
kleiner Cortège-Wagen.



«*Alles ist auf den Beinen:*»
«Les Trois Rois»-Chefin Tanja Wegmann.



Gross und Klein: Die Fasnacht verbindet Generationen.



«*Es gibt nichts Schöneres:*»
Basler Pfyffer.



Um vier Uhr ging's los:
Die Basler Fasnacht ist zurück.

BEI DEN LEUTEN

«Morgestraich – vorwärts marsch!»

Nach zwei Jahren Corona-Pause ist die Freude in Basel noch grösser: Endlich ist wieder Fasnacht.

André Häfliger

Der Auftakt zur Basler Fasnacht ist wie seit Jahrzehnten grandios: 23 000 Pfyffer und Trommler in rund 500 Formationen legen Punkt vier Uhr mitten in der total eingedunkelten Stadt los. «Ein wichtiges Ventil für Basel, die Fasnacht», schwärmt Fauteuil-Theater-Chefin **Caroline Rasser**, Tochter des legendären **HD Läppli**. «Les Trois Rois»-Chefin **Tanja Wegmann** doppelt nach: «Es gibt kaum Schöneres – alles ist auf den Beinen. Wir geniessen es in vollen Zügen!» **Johannes Barth**, Ehemann von Sängerin **Nubya**, ist selber seit Jahren in einer Formation: «Wir freuen uns jedes Jahr aufs Neue.»

Doch was ist der Morgestraich eigentlich? Er beginnt Schlag 4 Uhr morgens am Montag nach Aschermittwoch und ist der Auftakt der Basler Fasnacht. Zu diesem Zeitpunkt wird die Innenstadt vollständig verdunkelt. Das einzige Licht kommt dann noch von den Laternen der Fasnachtscliquen, auf denen diese ihre Sujets präsentieren. Vor den Cliquen wird eine grosse Zuglaterne getragen beziehungsweise auf einem Wagen gefahren. Zudem trägt jeder Aktive eine

Kopflaterne, die der Zuglaterne nachempfunden ist. Diese dient zugleich als Erkennungsmerkmal für die Zugehörigkeit zur Clique, da die Fasnächtler am Morgestraich traditionell keine einheitlichen Kostüme tragen. Diese offene Kleiderordnung wird «Charivari» genannt.

Die Freude ist in ganz Basel riesig. Regierungspräsident **Beat Jans** ist sich mit **Alexandre Kaden**, Pächter der legendären Safran-Zunft, einig: «Wir sind glücklich, stolz und dankbar, dass unsere schöne und traditionsreiche Fasnacht nach der Corona-Pause wieder in altem Glanz stattfinden kann.» Nur zwei mussten passen: Kabarettist **Emil Steinberger** und seine Ehefrau **Niccel**: «Wir stehen mitten in unserer Tournee und bedauern es, diesmal nicht dabei sein zu können.»

FC-Basel-Legende **Karl Odermatt** witzelt derweil mit Kollege **Marco Streller**: «Der FC Zürich mag im Moment auf dem praktisch sicheren Weg zum Meistertitel sein, okay. Aber punkto Fasnacht gehört diese Auszeichnung mit Sicherheit und jedes Jahr uns.» Da hat er wohl recht, der liebe Karli!



«Wichtiges Ventil für Basel»:
Schauspielerin und Theaterunternehmerin Caroline Rasser.



Humor mit Eleganz: David Bröckelmann, Myriam Wittlin, Roland Herrmann, Caroline Rasser, Salomé Jantz vom Fauteuil-Pfyfferli-Ensemble.



Mittendrin:
Starkoch Peter Kogl (19 «Gault Millau»-Punkte).



Hoch hinaus:
Eine Puppe hebt ab.



Jede Sekunde zählt:
eine der 23 000 Larven an der Basler Fasnacht.



«In altem Glanz»: Alexandre Kaden,
Pächter der Basler Safran-Zunft.

Seele einer Stadt



Sprengung des Kiewer Fernsehturms durch eine russische Rakete.

Man orientiert sich an ihnen, im doppelten Sinne. Geografisch, weil sie als Landmarken die Übersicht geben, wo gerade wir uns befinden. Psychologisch, weil sie in Echtzeit die entscheidenden Signale senden, an denen die Gesellschaft sich orientiert. Schön im eigentlichen Sinne sind sie nicht, die Radio- und Fernsehtürme. Sie sind Abziehbilder für die Ästhetik der Technik, und sie

prägen sich markant in eine Stadtsilhouette ein. Der Eiffelturm, von dem 1921 das erste Radiosignal übermittelt wurde, ist heute das meistbesuchte Bauwerk der Welt. Als Demonstration der Ingenieurskunst zur Weltausstellung erregte er die Gemüter. Intellektuelle verspotteten ihn als «Giraffenkäfig». Die Nacktheit der Stahlkonstruktion empfand man als skandalös und bar des distinguierten

französischen Geschmacksempfindens. Die emporragende Hässlichkeit stört die Harmonie und macht die Stadtopografie erst einzigartig. Diese Unverwechselbarkeit ist die Seele eines Orts. Darum tut es besonders weh, wenn sie nicht mehr da ist.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, seit dem Beginn der MeToo-Bewegung bin ich verunsichert. Ich traue mich nicht mehr, bei einem Rendez-vous den ersten Schritt zu machen und eine Frau zu küssen. Zuerst fragen finde ich unromantisch. Was raten Sie mir?

L. V., Bern

Eine interessante Frage, denn ich habe schon oft gehört, dass sich Männer verunsichert fühlen seit der MeToo-Bewegung. Gleichzeitig finde ich aber, dass sich in Ihre Frage ein kleiner Widerspruch eingeschlichen hat: Einerseits sagen Sie, Sie seien verunsichert durch die MeToo-Bewegung, die ja ganz klar darauf abzielt, dass Dinge angesprochen werden, dass Intimität nur im Konsens stattfinden soll und

dass Handlungen nicht einfach ungefragt getätigt werden. Und gleichzeitig sagen Sie, dass Sie für einen ersten Kuss nicht fragen möchten, weil es Ihre Vorstellung von Romantik torpediert. Ich interpretiere das nun so, dass Ihnen Romantik wichtiger ist als ein Konsens in Sachen Intimität.

Aber: Was ist denn Romantik? Ist Romantik, den anderen zu überraschen und möglicherweise zu erschrecken, oder kann es auch Romantik sein, eine Stimmung zu erzeugen, in der sich beide wohlfühlen und eine Verführung stattfinden kann?

Also, Sie hören es heraus: Auch wenn es für Sie ungewohnt ist zu fragen, kann eben genau diese Frage Romantik sein. Es kann durchaus sehr charmant und aufregend sein,

dem anderen den Raum und die Zeit zu lassen, zu entscheiden, und ihr/ihm zu verstehen zu geben, dass man selbst Lust hat, sie/ihn zu küssen, aber aus Höflichkeit fragen möchte, ob sie/er das Bedürfnis auch hat.

Dann bekommt das Gegenüber auch wirklich die Möglichkeit, sich Gedanken zu machen, und wird nicht überrumpelt von dem Moment, wo – ungefragt – ein Kuss zugeflogen kommt.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Brigitte Heller

Ausländische Gäste brachten Brigitte Heller einst auf die Palme. Auch Corona hielt sie auf Trab. Was plant die bekannte Hotelière als Nächstes?

Brigitte Heller ist es gewohnt anzupacken. Als Bauernmädchen in Thal SG half sie auf dem Hof mit, kaum konnte sie gehen. Hotels und Restaurants faszinierten sie, und bald schon führte sie namhafte Häuser in der Schweiz. 2005 wurde sie nach Luzern abgeworben, um die beiden Stadthotels «Monopol» (4 Sterne) und «Alpina» (3 Sterne) zu leiten. «Ich setzte schon früh auf Karriere statt Familie», erklärt die kinderlose Direktorin und stösst in einem ihrer Restaurants mit einem Glas Walliser Weisswein an.

Brigitte Heller ist dynamisch, motivierend und «fadegrad», so brachte sie ihre Hotels mächtig in Schwung, machte den vierzig Angestellten Trab und genoss den Erfolg. Zur wohl bekanntesten Schweizer Hotelière wurde sie 2015, als es ihr «den Nuggi raustätschte». Ihre Initiative «Against Food Waste» sorgte für Aufsehen, als sie asiatische Gäste unerschrocken aufforderte, nicht mehr zu schöpfen, als sie essen konnten.

Von ihren Promotionsvideos ging eines gar um die Welt, in dem sie in holprigem Akzent ihr Haus direkt beim «KKL Költer änd Konvantschen Senter» anpries. Sie empfahl «biutiful Exkorschens» durch Luzern gleich bei ihrem «Monopol»-Hotel. «Mit meinem Schwenglich werde ich oft mit Magdalena Martullo-Blocher verglichen, die in einer TV-Reportage mit ihrem «You dreamer, you»-Speech für eine Lachnummer sorgte. Aber sie ist energisch wie ich. Und bringt ihr Team vorwärts.»



«Karriere statt Familie»: Geschäftsfrau Heller.

Zum ersten Mal gemütlich am Tisch

Ihr eigenes Team erfolgreich durch die Corona-Misere zu bringen, versuchte Brigitte Heller nach dem Tourismus-Rekordjahr 2019. Sie hatte gerade erst die Ernte nach zahllosen Überstunden und durchgearbeiteten Wochenenden einfahren können. Doch jetzt soll genug sein. Grund? Ihr Körper mache nicht mehr mit, sie habe an allen Ecken und Enden ausgeholfen und gar selbst Gäste eingecheckt – es sei in zwei Jahren das erste Mal, dass sie mit jemandem gemütlich zu Tisch sitze. Und: «Verzweifelte ich früher über das schlechte Benehmen ausländischer Kundschaft, so hatte ich während der Shut-

downs wegen einheimischer Gäste oft die Polizei im Haus.» Sie erzählt von Drogenumschlag, illegaler Prostitution und wilden Partys, bei denen mehrfach Mobiliar im Wert von bis zu 20 000 Franken demoliert wurde. «Da liessen Leute ihren Corona-Frust an uns aus, ich fühlte mich als Fussabtreter. Manchmal zweifle ich echt an der Menschheit.» Dennoch würde sie ihre lebenslange Erfahrung gerne als Beraterin oder Verwaltungsrätin in Hotellerie und Wirtschaft weitergeben. «Ich wäre bestimmt keine Quotenfrau», sagt sie und protestet.

Sie könnte doch aber auch ihr Hobby zum Beruf machen und künftig ein Kreuzfahrtschiff leiten? Die 58-Jährige schüttelt den Kopf: «Nur wenn ich noch jung wäre. Da wird sechs Monate lang am Stück gearbeitet, mitunter zwölf Stunden täglich.» Aber toll sei diese Art des Reisens schon: gutes Essen, immer unter freiem Himmel und schnell in den schönsten Orten. «So habe ich fast die ganze Welt gesehen.»

Kein Wunder, träumt sie von einer nächsten Kreuzfahrt.

Mathias Haehl

Wo die Ideen spriessen

Wer ist der Landwirt der Zukunft? Markus Ritter, Präsident des Bauernverbandes, sieht grosses Potenzial im 26-jährigen Berner, der bald den Hof seines Vaters übernimmt.

Michael Baumann

Idyllisch liegt der Bauernhof der Familie Hasler im bernischen Walterswil auf etwas mehr als 600 Metern über Meer. Man fühlt sich fast in die Naturkulissen der Gotthelf-Verfilmungen versetzt. Ohne Töffli, Auto oder Traktor ist man hier aufgeschmissen, denn vom öffentlichen Verkehr ist das Dorf im Oberaargau nicht erschlossen. Hier ist Jungbauer Daniel Hasler aufgewachsen und betreibt zusammen mit seinem Vater einen Hof mit sechzehn Hektaren Land. Der 26-Jährige ist das zweitälteste von fünf Kindern, aber das einzige, das sich für die Landwirtschaft und die Übernahme des elterlichen Hofes interessiert hat. «Meine Geschwister haben sich für ganz andere Berufsbranchen entschieden», sagt Daniel Hasler. «Ich war aber schon immer von der Landwirtschaft fasziniert.»

Noch wohnt Hasler in Hasle

Im Moment ist sein Vater noch der Chef auf dem Bauernhof. Die Übernahme des Betriebs ist für das Jahr 2023 geplant. Dann werden der Jungbauer und seine Partnerin, eine schulische Heilpädagogin, die er im kommenden Sommer heiraten wird, auch auf den Hof ziehen; im Moment wohnen sie noch in Hasle bei Burgdorf. Die Eltern werden dann in eine neue Bleibe zügeln. «Mein Vater wird mich aber weiterhin dabei unterstützen, die achtzehn Milchkühe zu versorgen, das Land zu bewirtschaften und unsere Käserei sowie zwei Hofläden zu betreiben», sagt Hasler. Der Direktverkauf ist sein Steckenpferd, das er aufgebaut hat und weiterentwickeln will. Damit in Kontakt gekommen war er 2015, als er auf der Wengernalp im Berner Oberland gearbeitet und gesehen hatte, wie dort die selbst hergestellten Produkte direkt verkauft wurden. «Dieser Absatzkanal hat mich beeindruckt und sinnvoll gedünkt, sodass ich mit dem Plan im Kopf nach Hause zurückkam, ihn bei uns einzuführen», erzählt er.

Gegenwärtig stellen die Haslers Frischkäse, Mutschlis, Molkereiprodukte wie Milch, Butter oder Joghurt sowie saisonales Gemüse selbst her. Die Gemüseproduktion soll in diesem Jahr im grossen Stil hochgefahren werden, nachdem sich 2021 ein Pilotversuch bewährt hat. Sech-



«Mehr als einfach Milch produzieren»: Bauer und Politiker Ritter.

CVP-Nationalrat Markus Ritter ist als Präsident des Bauernverbandes seit 2012 der oberste Schweizer Landwirt. Über Daniel Hasler sagt er: «Die Landwirtschaft der Zukunft braucht fähigen, innovativen und engagierten Nachwuchs. Daniel Hasler erfüllt alle Kriterien. Er qualifizierte sich in seinem Abschlussjahrgang für die Schweizer Meisterschaft im Beruf Landwirt/-in. Seit einigen Jahren setzt er sich für die Interessen der jungen Berufsleute ein, neuerdings als Co-Präsident der Junglandwirtekommission. Sein Hof produziert nicht mehr einfach Milch, sondern verarbeitet diese auch selbst zu Milchprodukten und vermarktet diese.»

zig verschiedene Gemüsesorten will Hasler über das ganze Jahr anbauen, aber jeweils nur jene, die gerade Saison haben. Weil der eigene Hof nicht an einer Durchgangsstrasse liegt, werden die Produkte in zwei Läden in anderen Gemeinden verkauft. «Der Direktverkauf hat sich für uns zu einem wichtigen Standbein entwickelt», sagt Hasler. Aber auch die Digitalisierung und das Internet macht er sich zunutze: Der Renner im Online-Shop Daenus-hofprodukte.ch sind derzeit Boxen in verschiedenen Grössen mit Saisongemüsen, die auch im Abo zu haben

sind. Eine Festangestellte und vier Mitarbeiter im Stundenlohn, alle aus der Region, helfen Daniel Hasler dabei, die Produkte zweimal in der Woche an die Kundschaft auszuliefern.

Um 4.50 Uhr geht es los

«Unser Service wird von den Kundinnen und Kunden gewünscht und geschätzt», sagt er. Saisonal produzieren und regional vertreiben – das sei das Modell der Zukunft und eine grosse Chance für die Landwirtschaft. Daniel Hasler, der in seiner knapp bemessenen Freizeit leidenschaftlich E-Gitarre spielt, denkt ohnehin weit über die Grenzen seines Hofes hinaus. Nach der dreijährigen Lehre zum Landwirt mit Spezialisierung Biolandbau, die er mit dem eidgenössischen Fähigkeitsausweis und der Note 5,9 abschloss, hat er die Betriebsleiterschule in Angriff genommen, berufsbegleitend an einem Tag die Woche. Später will er noch das Diplom zum Meisterlandwirt machen. Gegenwärtig arbeitet Daniel Hasler zudem bei der Fachzeitschrift *Schweizer Bauer* als technischer Redaktor und Blattmacher. Und er engagiert sich als Co-Präsident der Schweizer Junglandwirte für die Interessen seines Berufsstands. Weil in der Landwirtschaft viel von der Politik geregelt wird, kann er sich vorstellen, sich auch dort zu engagieren.

Natürlich fragt man sich da, wie er alles unter einen Hut bringt. «Es ist schon ein bisschen streng, aber es geht, und ich mache alles gern», sagt er. «Doch es braucht eine gute Planung, und praktisch immer ist um 4 Uhr 50 Tagwache.» Die hohe Arbeitsbelastung ist ihm bewusst, doch wenn zum Beispiel die Familiengründung ansteht, will er reduzieren. Es müsse das Ziel sein, dass Landwirte mehr Freizeit und Ruhezeiten hätten und von einem Hof zwei Familien leben könnten, die sich in den Ferien gegenseitig vertreten würden. «Zudem müssen die Rahmenbedingungen derart angepasst werden, dass eine Diversifizierung leichter möglich ist und zum Beispiel eine Fischzucht einfacher angelegt werden kann», fordert er. Mit jungen Bauern, die wie Daniel Hasler moderne Ansätze verfolgen, muss man sich um die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft keine Sorgen machen.



«Ich war aber schon immer von der Landwirtschaft fasziniert»: Jungbauer Hasler.

Anna Pieri Zuercher, «Tatort»-Kommissarin

Die Schauspielerin hat einen speziellen Bezug zu Salz und mag Kirchen. Ihre alten Freunde nennen sie «Peppina» oder «Piero».

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Anna Pieri Zuercher: Jener, der ohne Aussicht auf Anerkennung Menschen in Schwierigkeiten hilft.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Pieri Zuercher: Mein Verstand lässt sich gerne streicheln, damit er scharf bleibt.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Pieri Zuercher: Ja.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Pieri Zuercher: Vor der Leere.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Pieri Zuercher: Am 24. Februar, als Putin den Krieg gegen die Ukraine auslöste.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Pieri Zuercher: Dieselben wie bei einer Frau: Ehrlichkeit, *bienvveillance* – ich kenne das Wort auf Deutsch nicht – und Vorstellungskraft.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Pieri Zuercher: Ich bleibe wohlwollend. Na so was! Eigentlich kenne ich das Wort auf Deutsch.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Pieri Zuercher: Menschen mit dem Herzen an der richtigen Stelle.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren Freunden genannt?

Pieri Zuercher: Es hängt von den Freunden ab. Meine alten Freunde geben mir Spitznamen, aber jeder von ihnen hat seinen eigenen, das ist lustig ... ich habe nie daran gedacht. Es gibt zwei Spitznamen, die ich sehr mag: «Peppina» und «Piero».

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Pieri Zuercher: Wenn du versehentlich Salz fallen lässt, musst du unbedingt ein paar Salzkörner über die Schulter werfen.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Pieri Zuercher: Die Sozialdemokraten und die Grünen.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Pieri Zuercher: Was den Glauben angeht, bin ich nicht praktizierend. Aber ich liebe Kirchen. Sie sind Kraftorte. Und ich denke, es ist wichtig, seinem Herzen nahezukommen, in Kontakt zu sein mit der kosmischen Energie, die jeder Existenz zugrunde liegt.



«Ich reagiere schlecht auf Verbote»:
Actrice Pieri Zuercher, 43.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Pieri Zuercher: Und Sie?

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Pieri Zuercher: Gute Frage ... also: einen Besen, ein Holzsword von meinem Sohn und Wasserpistolen.

Weltwoche: Welcher Traum lässt Sie nicht los?

Pieri Zuercher: Ich komme auf die Bühne und kenne meinen Text nicht. Ich komme auf die

Bühne und kenne meinen Text nicht. Ich komme auf die Bühne und kenne meinen Text nicht.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Pieri Zuercher: Ich neige oft dazu, Schuhe eine halbe Nummer zu klein zu kaufen. Ich weiss nicht genau, warum ...

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Pieri Zuercher: Mit meinem Mann.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Pieri Zuercher: Nein.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Pieri Zuercher: Nie denken, dass man weniger wert sei als andere. Und dass jeder Mensch unvollkommen ist.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Pieri Zuercher: Hahaha! Das klingt wie eine Testfrage aus einer Teenagerzeitung.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Pieri Zuercher: Ich esse immer lokal und biologisch, sehr wenig Fleisch, aber ich reagiere sehr schlecht auf Verbote.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Pieri Zuercher: Mehr Flüchtlinge aufnehmen!

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Pieri Zuercher: Ja, ein paar Ameisen, Fliegen und Moskitos, aber ich habe aufgehört – ausser bei den Moskitos.

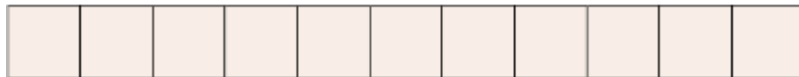
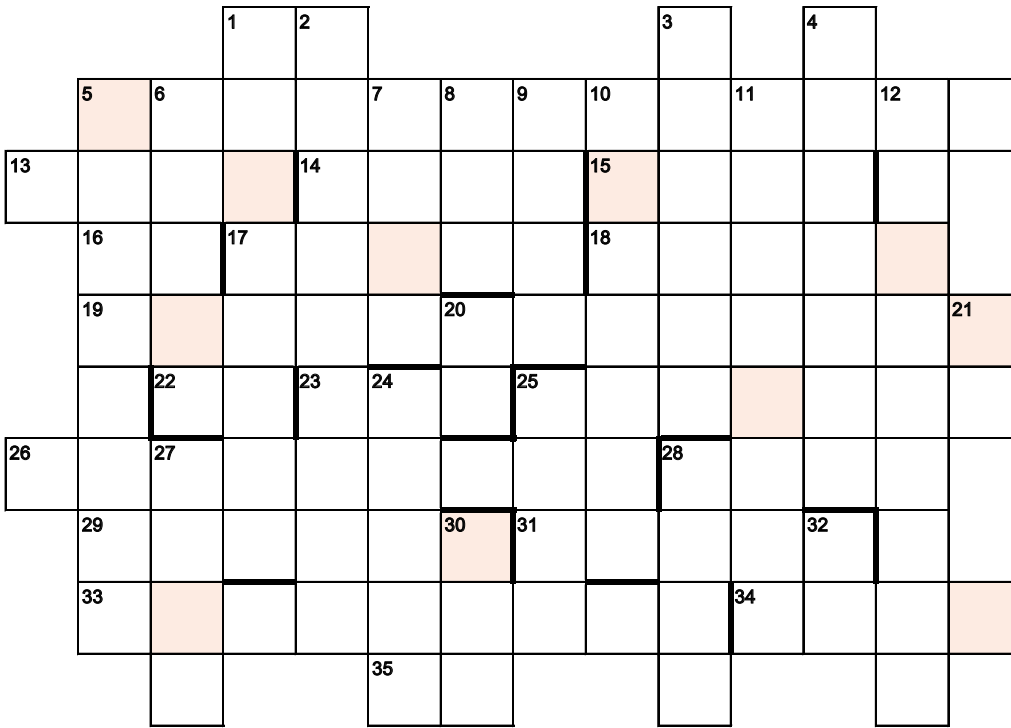
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Pieri Zuercher: Mein Papa Pierino.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Pieri Zuercher: Wenn ich mit meinem Mann und meinem Sohn im Tessin bin.

Der nächste Zürcher «Tatort», «Schattenkinder», mit Anna Pieri Zuercher in der Hauptrolle wird am Sonntag um 20.05 auf SRF1 ausgestrahlt.



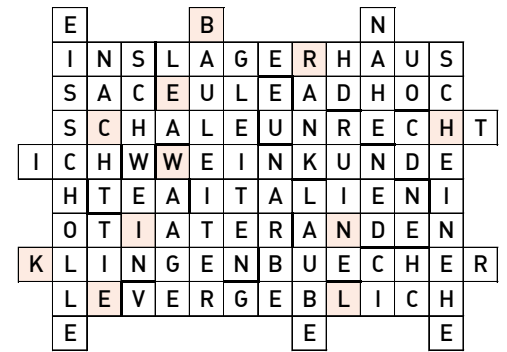
Lösungswort — wo man etwas über die Merowinger und Karolinger lernt?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 verdichtetes Wohnen innerhalb einer einzelnen Wohnung 5 Frau, die ein 31 waagrecht grosszieht? 13 so will nicht mal die grösste Partynudel ausgehen 14 dient der (kartell-)freien Marktwirtschaft 15 Epoche, die mit 35 waagrecht beginnt 16 Teil der Initiierung 17 das Gegenteil von womancome? 18 tönt nach aus dem Verkehr gezogenem Vehikel und ist auch ziemlich aus der Mode 19 liegt im Pott 22 auf Bukarester genauso wie auf Rosenheimer Autos zu sehen 23 hat heutzutage oft mehr Kerne als manche Frucht 25 mittels Natriumchlorid konservieren 26 dazu kann man auch Meeresfrüchte und gewisse Geschäftspraktiken zählen 28 Sucklings-Supper 29 wie fast fast etwas gehoben wirkt 31 für 10 senkrecht eben 33 angemessener Preis für eine Grundstücksumrandung? 34 vom Schwanz her gesehen ist dieser Vogel ein globales Problem 35 siehe 15 waagrecht

Senkrecht — 1 kann in eine entlegene Ecke des Weltalls führen oder ins Innere eines Antikmöbelstücks 2 sollten sich Menschen haben, Rechnungen lieber nicht 3 rudere, wenn zu wenig Wasser vorhanden ist 4 was ein Rosendorn genau genommen ist 5 Ficus-Spross? 6 als beständige, alte wenig geschätzt 7 French-Connection-Star, taugt auch als Ausrede für alle möglichen Charakterfehler 8 entlarvt keine Charakter-, sondern Herzfehler 9 eine Stilfrage 10 stellen die Familie über alles, auch über das Gesetz 11 mittels GPS auch ohne Spürhund möglich 12 wird oft mehr verwöhnt als das eigene Kind 20 ist schnell vorbei 21 kurzer Nachname 24 ist belegt, aber nicht besetzt 25 Kermit-Artgenosse 27 Gras, das in die falsche Richtung wächst; kommt unter den Boden 28 nicht glänzend, aber auch nicht unbedingt schlecht 30 alkoholfreies Craftbier oder Aussage darüber, wie der letzte Schluck davon schmeckt 32 frei zugänglich im Internet oder verantwortlich im Spital

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 757



Waagrecht — 4 INS 7 LAGERHAUS (Anagramm) 13 SAC (frz. f. Tasche / Schweizer Alpen-Club) 14 hEULEn 16 (B)ADHOCKER 17 SCHALE 18 UNRECHT 21 ICH 22 WEINKUNDE 25 TEAm 26 ITALIEN (It-Alien) 29 OTIATER 31 FerienANDENken 32 KLINGEN 33 BUECHER (Bücherwürmer, Leserratten) 36 LE 37 VERGEBLICH

Senkrecht — 1 EISSCHOLLE 2 BAULEITER 3 NAHE (dt. Fluss) 5 NACHT 6 SCHWEIN 7 LEA (Frauenzeitschrift) 8 GLEITEN 9 RANK 10 MaHD 11 (Z)UOz 12 SCHEINEHE 15 EU 19 RUINE 20 CD 22 WAAGE (Sternzeichen) 23 NARBE 24 NED («den» rückwärts) 27 LAUBE 28 NEin 30 TIE (engl. f. binden/Krawatte) 34 CIneCIttà 35 HC (honoris causa)

Lösungswort — **BRECHWINKEL**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

DER NACHFOLGE VERPFLICHTET

UNTERNEHMEN VERKAUFEN

Business Transaction ist spezialisiert auf Nachfolgeregelungen von Schweizer KMU. Die unabhängige M&A Boutique begleitet Unternehmer*innen beim Firmenverkauf und übernimmt die ganzheitliche Projektleitung von der marktnahen Unternehmensbewertung über die vertrauliche Käuferansprache bis hin zum reibungslosen Vertragsabschluss.



**Referenzen und
Video-Stories**

UNTERNEHMEN KAUFEN

Unternehmen	Branche	Region	Mitarbeiter (FTE)	Umsatz CHF	EBITDA CHF
Weltweit führende Schule	Dienstleistung	Zürich	3.5	1 800 000	450 000
Traditionsreiches Sanitärunternehmen	Handwerk	Mittelland	14.3	3 300 000	400 000
Profitabler Nischenplayer im technischen Handel	Grosshandel	Zürich	4.7	5 100 000	700 000
Marktführende Produktionsagentur	Dienstleistung	Zürich	4.3	7 500 000	800 000
Metzgerei mit betriebseigener, moderner Produktionsstätte	Grosshandel	Zürich	46.5	15 000 000	500 000
Ertragsstarkes Ingenieurbüro mit hohem Auftragsvorrat	Dienstleistung	Zürich	23	3 000 000	500 000

Business Transaction AG

Mühlebachstrasse 86 | 8008 Zürich | T +41 44 542 82 82 | info@businesstransaction.ch | businesstransaction.ch